

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2014

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Die Familie als Keimzelle für Volk und Kirche (05.01.2014)</i>	4
<i>Der Stern von Bethlehem (Epiphanie, 06.01.2014)</i>	7

Das achte Gebot

(1) Wahrhaftigkeit (12.01.2014)	9
(2) Die Lüge (19.01.2014)	12

<i>Jesus der seinsbafte Sohn Gottes (26.01.2014)</i>	15
<i>Mariae Reinigung und Christi Auslösung (02.02.2014)</i>	18
<i>Jesus ohne Wunder? (09.02.2014)</i>	20

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz

(0) Das Leiden unseres Heilandes (16.02.2014)	24
(1) Das erste Wort Jesu am Kreuze (23.02.2014)	27
(2) Das zweite Kreuzeswort (02.03.2014)	31
(3) Das dritte Kreuzeswort (09.03.2014)	35
(4) Das vierte Kreuzeswort (16.03.2014)	39
(5) Das fünfte Kreuzeswort (23.03.2014)	43
(6) Das sechste Kreuzeswort (30.03.2014)	47
(7) Das siebente Kreuzeswort (06.04.2014)	51

Die Auferstehung Jesu als Tatsache und Geheimnis (Ostersonntag, 20.04.2014)	54
Die Emmausjünger (Ostermontag, 21.04.2014)	59
Das leere Grab (27.04.2014)	62

Die Tugenden

(1) Die Tugend der Treue (04.05.2014)	66
(2) Die Tugend der Demut (11.05.2014)	70
(3) Die Tugend des Gehorsams (18.05.2014)	74
(4) Die Tugend der Dankbarkeit (25.05.2014)	77

Christi Himmelfahrt (29.05.2014)	80
--	----

Das Wirken des Heiligen Geistes

(1) Das Zeugnis des Geistes und der Christen (01.06.2014)	84
(2) Das Wirken des Geistes nach den synoptischen Evangelien (Pfingsten, 08.06.2014)	88
(3) Das Wirken des Geistes nach dem Apostel Paulus (Pfingstmontag, 09.06.2014)	92

Das eucharistische Altarsakrament

(1) Die Transsubstantiation (Fronleichnam, 19.06.2014)	95
(2) Die wirkliche Gegenwart des Herrn (22.06.2014)	97
(3) Die Messe als Opfer (29.06.2014)	100
(4) Das Opfer der Kirche (06.07.2014)	103
(5) Gläubigkeit und Würdigkeit des Spenders der Sakramente (13.07.2014)	107

<i>Suchet zuerst das Reich Gottes (20.07.2014)</i>	110
<i>Falsche Propheten (27.07.2014)</i>	113
<i>Fleisch und Geist (03.08.2014)</i>	117
<i>Wer vermeint zu stehen, der achte darauf, dass er nicht falle (10.08.2014)</i>	121
<i>Maria, die Ersterlöste und die Vollerlöste (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2014)</i>	125
<i>Zölibat (17.08.2014)</i>	127
<i>Die Versuchung (24.08.2014)</i>	131
<i>Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe (31.08.2014)</i>	135
<i>Jesus, wahrer Gott (05.10.2014)</i>	138
<i>Jesus heilt körperliche und seelische Not (12.10.2014)</i>	141
<i>Außerhalb der Kirche kein Heil (19.10.2014)</i>	143
<i>Jesus, König der Wunder (26.10.2014)</i>	146
<i>Unsere himmlischen Freunde (Allerheiligen, 01.11.2014)</i>	149
<i>Sterblicher, denk' ans Sterben! (Allerseelen, 02.11.2014)</i>	152
<i>Die Wunder Jesu (09.11.2014)</i>	155
<i>Die Feinde des Kreuzes Christi (16.11.2014)</i>	159

Die Letzten Dinge

(1) <i>Der Jüngste Tag (23.11.2014)</i>	163
(2) <i>Der Herr ist nahe (30.11.2014)</i>	167
(3) <i>Es muss doch etwas geben (07.12.2014)</i>	171
(4) <i>Zu richten die Lebenden und die Toten (14.12.2014)</i>	175
(5) <i>Die Vollendung (21.12.2014)</i>	179
<i>Einmaligkeit und Faktizität des weihnachtlichen Geschehens (Weihnachten, 25.12.2014)</i>	183
<i>Zeuge Jesu im Leben und im Sterben (26.12.2014)</i>	186
<i>Gottes Güte und Gottes Zulassung (28.12.2014)</i>	189

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Familie als Keimzelle für Volk und Kirche

05.01.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Familie ist die natürliche Lebensgemeinschaft von Vater, Mutter und Kindern zwecks Beschaffung des täglichen Lebensbedarfs und zur Entwicklung ihrer Liebe. Die Familie geht hervor aus der Ehe. Die Ehe ist die Verbindung eines Mannes und einer Frau zu gemeinsamer Lebensgemeinschaft und zur Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften sind Paare, die vor der Ehe, nach der Ehe oder statt der Ehe in einer eheähnlichen Gemeinschaft zusammenleben. Man rechnet in Deutschland etwa mit 2-3 Millionen solcher Verbindungen. Das nicht-eheleiche Zusammenleben gilt als eine Form der freien Entfaltung der Persönlichkeit. Tatsächlich steht es im Widerspruch zum Willen Gottes. Nach Gottes Willen gibt es nur eine Form des geschlechtlichen Zusammenlebens, eben die gültige Ehe. Die von manchen aufgebrachte Behauptung, am Beginn der menschlichen Entwicklung habe es ein promiskuelles Zusammenleben gegeben von Männern und Frauen, diese Behauptung wird von der Anthropologie nicht gedeckt. Die Familie ist ein gesellschaftliches Urgebilde. Sie ist eine biologische, wirtschaftliche und sittliche Einrichtung. Als elementarste Sozial-, Wirtschafts- und Fortpflanzungs- sowie Erziehungsgemeinschaft bildet die Familie die Grundzelle der menschlichen Gesellschaft. Ohne sie ist der Fortbestand der Menschheit undenkbar. Die sittliche Idee der Familie ist früher als die des Staates. Der Staat baut sich auf Familien auf. Familie ermöglicht die Erfüllung des persönlichen Lebens und zugleich die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Die Familie überbrückt das Gegeneinander der Geschlechter und das Nacheinander der Generationen. Sie umspannt alle Bereiche des Lebens: vom biologisch-vitalen bis zum sittlich-religiösen. Die Familie soll auch ein Ort der Stille, der Ruhe, des Friedens und des Privaten sein. Das vertraute Verhältnis, das sich in solchen Wendungen ausdrückt wie: mein Mann, meine Frau, meine Kinder bedeutet nicht einen Besitztitel, sondern umschließt den persönlichen Auftrag zur Förderung des anderen. Die Familie ist außerordentlich verletzlich. Der Einzelne gefährdet die Familie durch Egoismus, durch Willkür, durch Rücksichtslosigkeit. Wer die Sinnverwirklichung der Familie ablehnt, der stört – und unter Umständen zerstört – die Familie. Eine besonders zerstörende Wirkung geht aus von der missbrauchten Sexualität. Die Familie kann auch als Ganzes ihren Sinn verlieren, nämlich durch Familienegoismus, wenn sie sich als Selbstzweck setzt. Dieser Familienegoismus richtet sich häufig – fast ausschließlich – auf die materiellen Bedingungen des Familienlebens. Dieser Familienegoismus hemmt die Entwicklung der Kinder, widerspricht der Familienliebe und stört auch die Beziehung zur Gesellschaft.

In der Familie gibt es Pflichten der Gatten, der Eltern und der Kinder. Die Gatten sind einander zu opferbereiter Liebe und zu unwandelbarer Treue verpflichtet. Zwischen ihnen besteht ein lebenslängliches Band. Heute wird von Berufenen und Unberufenen ausgeführt, die Kirche solle barmherzig sein und die Trennung der Gatten und ihre Wiederverheiratung hinnehmen. Nein, meine lieben Freunde, es ist Ausdruck der Barmherzigkeit Gottes, dass die Ehe unauflöslich ist. Genau das ist Ausdruck der Barmherzigkeit. Wir brauchen nicht barmherziger zu sein als Gott. Das ist eine falsche Barmherzigkeit, die der Herr Marx und Herr Zollitsch verkünden. Das Gelingen der Familie steht und

fällt mit der Ehe des Elternpaares. So gut wie die Ehe, so gut wird auch die Familie. Misslungene Erziehung ist in den meisten Fällen die Folge misslungener Ehen.

Die Eltern haben Pflichten gegenüber ihren Kindern. Ihnen obliegen die Ernährung, der Schutz, die Erziehung und die Ertüchtigung der Kinder. Das Ziel der elterlichen Erziehung ist, die Kinder lebensfähig und mündig zu machen. Die Eltern haben das Recht und die Pflicht, ihre Kinder zu erziehen. Die Familie ist eine unersetzbare Vorschule des Lebens. Die frühe Kindheit, sogar die früheste Kindheit, ist von schicksalhafter Bedeutung für jeden Menschen, für die seelisch geistige Entwicklung des Kindes. Was das Kind an alltäglichem Beispiel erlebt, an gutem oder schlechtem Beispiel, was es an Liebe oder Abneigung erfährt, das prägt zutiefst seinen Charakter. Wir gehen so durch das Leben, wie wir in der Kindheit geformt worden sind. Väterlichkeit und Mütterlichkeit zusammen bilden den besten Grund für die Erziehung. Eltern und Kinder bilden eine Lebensgemeinschaft. Die Eltern vermitteln als die bedeutsamsten Personen den heranwachsenden Menschen das grundlegende Verhältnis zu Gott, zur Umwelt und zur Mitwelt. Sie prägen die Erlebens- und Verhaltensweisen des heranwachsenden Menschen. Sie sind als Erste gerufen, die Fähigkeit des Kindes zu erkennen und auszubilden. Sie haben auch eine wichtige Pflicht bei der Gewissensbildung. Die Gewissensbildung fängt in der Familie an: Das tut man nicht! Das darf man nicht! Oder: Das tut man! Das darf man! Das muss man! Das sind die Regeln der Gewissensbildung. Die Eltern müssen auch den Kindern zum Hineinwachsen in den Glauben verhelfen. Die staatliche Gemeinschaft ist verpflichtet, die Erziehung der Kinder durch die Eltern zu ermöglichen, zu fördern und zu unterstützen. Sie muss sich jeder Einwirkung auf die elterliche Erziehung enthalten. Nur bei Missbrauch des Elternrechtes darf der Staat eingreifen. Im Artikel 6 unseres Grundgesetzes steht der gewichtige Satz: „Die Pflege und Erziehung der Kinder ist das natürliche Recht der Eltern und die zuvorderst ihnen obliegende Pflicht.“ In allen Religionen gilt Kinderreichtum als Segen, als Segen, der auf vielfältige Weise zu erlangen ist. In Deutschland leben 9 Millionen Elternpaare ohne Kinder – 9 Millionen Elternpaare ohne Kinder. Nur jedes 50. ungewollt kinderlos lebende Paar ist aus biologischen Gründen unfruchtbar – nur jedes 50. Elternpaar aus biologischen Gründen unfruchtbar. Seit 1990 hat sich die Geburtenrate in den neuen Bundesländern halbiert. Die Fachleute sprechen mit Recht von einer demographischen Katastrophe. Es werden nicht mehr genügend Kinder geboren, um das Volk zu erhalten, um die Wirtschaft zu beleben, um die Altersvorsorge zu gewährleisten. Geschwister, meine lieben Freunde, ihre Zahl und ihr Geschlecht, sind von grundlegender sozialpädagogischer Bedeutung. Kinder, die als Einzelkinder heranwachsen, sind von vornherein benachteiligt.

Auch Kinder haben Pflichten gegenüber ihren Eltern. Sie sind den Eltern zur Ehrfurcht, zur Liebe, zur Dankbarkeit, zum Gehorsam verpflichtet. Es ist von den Kindern zu erwarten, dass sie sich bereitwillig in das Ziel der Erziehung und in die Ordnung des Hauses einfügen. Kinder haben die Pflicht, für den Unterhalt der Eltern aufzukommen, wenn diese dazu nicht in der Lage sind. Kinder müssen auch für die Ehre ihrer Eltern eintreten, wenn diese durch Vater oder Mutter oder durch beide bedroht ist. Die Pflichten der Kinder hören nicht auf in einem bestimmten Alter – die sittlichen Pflichten –, sondern durch das ganze Leben hindurch bleiben die Kinder zur Liebe, zur Treue und zur Sorge verpflichtet.

Nun spricht man seit geraumer Zeit von einer Krise der Familie. Das gottgewollte Gefüge von Ehe und Familie ist bei zahllosen Menschen ins Wanken geraten. Sie wissen sich nicht mehr durch den Willen des Schöpfers gebunden. Beide Elternteile sind vielfach wegen außerhäuslicher Erwerbsarbeit von ihren Kindern getrennt. Ein- und Zweikindfamilien sind die Regel geworden. In wirtschaftlicher Hinsicht bedeutet das Aufziehen zweier Kinder eine Minderung des Lebensstandards um die Hälfte gegenüber einem Ehepaar, das ohne Kinder ist und als Doppelverdiener auftritt. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse setzen eine Prämie auf Kinderlosigkeit. Häufig ist die Autorität der Eltern gemindert. Eine Flut außerfamiliärer Einflüsse dringt auf die Familie ein. Menschliche Leidenschaften untergraben das Ethos der Familie. Wir sind ein Volk von Geschiedenen, meine lieben Freunde, ein Volk von Geschiedenen. Millionen von Ehen sind zerrissen, Familien zerstört. Dazu kommt seit einiger Zeit eine neue Gefahr: die Genderideologie. Was ist das, die Genderideologie? Diese Ideologie besagt Folgendes: Der Mensch kann sein Geschlecht als Mann oder Frau frei wählen. Er kann leben, wie er will: heterosexuell, homosexuell, bisexuell oder transsexuell. Die Gender-

ideologie verfehlt sich – wie leicht zu erkennen ist – gegen die Ordnung der Schöpfung, verstößt gegen Vorgaben der Natur, zerstört Ehe und Familie. Man hätte erwartet, dass das Christentum wie „ein Mann“ sich gegen diese irriige Auffassung zur Wehr setzt. O, weit gefehlt: Der deutsche Protestantismus weitet den Begriff von Ehe und Familie auf homosexuelle Partnerschaften aus. Auf einmal sind Lebensformen, welche die Heilige Schrift „Sünde“ nennt, Teil eines Begriffs der Familie. Das Bundesverfassungsgericht hat am 7. Mai 2013 die Gleichbehandlung von Ehepaaren und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften geboten. Meine lieben Freunde, wie kann man gleich behandeln, was nicht gleich ist? Aus Ehe und Familie gehen Kinder hervor. Welche Kinder gehen aus homosexuellen Partnerschaften hervor? Die fortwährenden Änderungen im Familienrecht der Bundesrepublik entspringen einer individualistischen Auffassung der familiären Beziehung – fragen also zuerst nach den Rechten der Frau, des Mannes oder der Kinder. Dem gegenüber verblassen die institutionellen Elemente des Familienrechtsverhältnisses. Familie ist eben eine Institution, eine Einrichtung, die in ihren wesentlichen Merkmalen unveränderlich festliegt. Es gibt ein Menschenrecht auf Ehe und Familie. Aber die Familie ist ein überindividueller gesellschaftlicher Organismus. Sie besitzt ihren Eigenwert und ihre Eigenrechte. Aus der Familie erwächst die kommende Generation. Wer die Familie zerstört, der zerstört die Gesellschaft, der zerstört das Volk. „Im Kampf um die Familie“, sagt der zurückgetretene Papst Benedikt XVI., „im Kampf um die Familie geht es um den Menschen selbst.“ Wo Gott gezeugnet wird, dort wird auch die Würde des Menschen zerstört. Wer Gott verteidigt, verteidigt auch den Menschen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Stern von Bethlehem

06.01.2014 (Epiphanie)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes der Erscheinung des Herrn Versammelt!

Weihnachten und Sterne gehören zusammen. Auf den Straßen werden sie angebracht; an den Christbäumen sehen wir die Sterne. Sterne in der Weihnachtszeit haben ihre Geschichte. Sie gehen zurück auf den Stern der Weisen, auf den Stern von Bethlehem. Die Weisen, von denen im heutigen Evangelium die Rede ist, werden im griechischen Text „magoi“, Magier genannt. D.h. es waren sternkundige Männer, die freilich, wie es eben damals und bis in die Neuzeit üblich war, Astronomie und Astrologie gleichzeitig betrieben. Astronomie ist die Wissenschaft von den Sternen; Astrologie ist die Auslegung der Sternkonstellationen auf das Leben der Menschen. Astronomie ist eine ernsthafte Wissenschaft, Astrologie freilich ist ein Aberglaube. Aber wir werden gleich sehen, die Offenbarung kann sich auch eines Aberglaubens bedienen, wenn es darum geht, ihre Ziele zu erreichen.

Viele Exegeten, sowohl katholische wie evangelische, machen es sich mit dem Stern leicht. Sie leugnen seine Existenz. Für sie ist das ein „midrasch“, eine Erzählung, eine erfundene Erzählung, die man eben dem Evangelium beigegeben hat. Die Astronomen, die Gelehrten der Sternkunde, sind anderer Meinung. Sie nehmen diesen Stern ernst. An erster Stelle Johannes Kepler. Wir haben im Physikunterricht von Kepler gehört. Es gibt die drei Keplerschen Gesetze. Die Planeten am Himmelszelt haben eine Umlaufbahn, die einer Ellipse gleicht. Und das 1. Keplersche Gesetz heißt: Die Planeten vollenden ihre Bahn in elliptischer Form, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Das 2. Keplersche Gesetz lautet: Ein Lichtstrahl oder eine Linie, die man von der Sonne zu einem Planeten zieht, überstreicht in gleicher Zeit gleiche Flächen, d.h. der Planet bewegt sich in Sonnennähe schneller. Das 3. Keplersche Gesetz lautet: Das Quadrat der Umlaufzeit der Planeten ist gleich der dritten Potenz der halben Längsachse. Das ist der Mann, der an den Wunderstern von Bethlehem geglaubt hat: Johannes Kepler.

Man hat verschiedene Erklärungen – naturwissenschaftliche Erklärungen – für den Stern versucht. Manche Gelehrte waren der Meinung, es handele sich um einen Kometen. Kometen sind kleine Himmelskörper, die in Sonnennähe große Mengen flüssigen Gases und auch kleine Teilchen mit sich reißen. Kometen können einen Durchmesser von einem halben Kilometer bis einhundert Kilometer haben. Kometen sind zahllos, man kann sie nur mit Hochzahlen angeben: 107. Andere waren der Meinung, es handele sich bei dem Stern von Bethlehem um eine Nova, um eine Supernova. Eine Nova oder eine Supernova ist ein Stern, der explodiert und deswegen ein unwahrscheinliches Licht verbreitet. Durch die atomare Explosion in diesem Stern scheint er die Sonne weit an Glanz zu übertreffen – Nova oder Supernova. Kepler selbst war überzeugt, dass der Stern der Weisen ein Wunderstern ist, dass aber dieser Wunderstern den Menschen angezeigt wird durch eine Nahstellung oder Engstellung von zwei Planeten. Wir kennen ja die neun Planeten, die um die Erde kreisen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, Pluto. Das sind die neun Planeten, die um die Erde kreisen. Und Kepler nahm an, dass eine Engstellung, eine Nahstellung von Jupiter und Saturn im Jahre 7 v. Chr. den Wunderstern angezeigt hat. Also die Nahstellung war nicht der Wunderstern – wie manche meinen – nein, nach Kepler hat die Nahstellung den Wunderstern nur angezeigt. Wie kam er zu dieser Meinung? Nun, Saturn galt als der Stern des Judentums; Jupiter galt als der Königsstern. Wenn

also jetzt der Königsstern ganz nahe beim Judenstern steht, dann haben die Weisen das gedeutet, da muss ein jüdischer König geboren worden sein. Das war ihre astrologische Logik. In jedem Falle ist das Zeugnis Keplers wertvoller als der Unglaube der Exegeten. Kepler war ein hervorragender Mathematiker und Astronom. Er war freilich auch Astrologe. Er hat zweimal dem Feldherren Wallenstein das Horoskop gestellt. Der Gelehrte Kepler kann uns helfen, an die Wirklichkeit des Wundersternes von Bethlehem zu glauben. Dieses „Sternzeichen“ ist durch göttliche Macht in Bewegung gesetzt worden. Und diese göttliche Macht hat sich auch der Astrologen bedient, um den Menschen einen Hinweis auf den neugeborenen König der Juden zu geben. Der Weihnachtsstern ist keine vergangene Größe der Antike. Der Weihnachtsstern ist eine immer noch aktuelle sinnbildliche Einladung zu dem, der von sich der gesagt hat: „Ich bin der helle Morgenstern.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wahrhaftigkeit

12.01.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In Hamburg wird ein neues Opernhaus gebaut. Der ursprüngliche Ansatz lautete auf 77 Millionen Euro. Inzwischen haben sich die Kosten auf 789 Millionen Euro – also über das Zehnfache – vermehrt. Die Schuld gibt man der Verwaltung des Senats, der unaufrichtig, von Anfang an, mit der Bevölkerung und der Bürgerschaft verfahren sei. Dieses Begebnis führt uns zu der Frage: Was ist Wahrheit? Was ist Wahrhaftigkeit? Wir kennen alle das achte Gebot: Du sollst kein falsches Zeugnis geben. Hier wird nur der schlimmste Fall der Unwahrhaftigkeit angegeben, nämlich das falsche Zeugnis vor Gericht. Aber das Gebot will die gesamte Wahrhaftigkeit schützen. Das achte Gebot will uns zur Wahrhaftigkeit verpflichten. Wahrhaftigkeit ist die Liebe zur Wahrheit. Und die Tugend der Wahrhaftigkeit besteht darin, dass man eben das, was man selbst empfindet auch wirklich nach außen ausdrückt. Dass man die erkannte Wahrheit durch Wort und Handeln offenbart. Pilatus fragte: „Was ist Wahrheit?“ Nun, wir können es ihm sagen. Es gibt eine mehrfache Wahrheit: Erstens, die ontologische Wahrheit. Sie besteht darin, dass ein Ding das ist, was es sein soll. Dass sein Sein also mit dem, was es sein soll, übereinstimmt. Es gibt die logische Wahrheit. Sie besteht darin, dass Behauptung und Sachverhalt übereinstimmen. Und schließlich gibt es die Wahrheit der Rede, dass eben durch die Worte die innere Erkenntnis bezeugt und ausgesagt wird.

Die Tugend der Wahrhaftigkeit ist eine beständige Richtung auf die Wahrheit, eine dauernde Gesinnung des Willens, wahrhaftig zu sein. Wahrhaftigkeit ist als Ausdruck einer lebenspraktisch affektiven Übereinstimmung einer Person mit sich selbst anzusehen. Wer nicht wahrhaftig ist, der trägt einen Zwiespalt in sich selbst hinein. Die Wahrhaftigkeit ist aber auch die Grundvoraussetzung gelingender zwischenmenschlicher Beziehungen. Zwischen Menschen, die nicht wahrhaftig sind, kann eine wahre und dauernde Gemeinschaft nicht bestehen. Das Wahrheitsethos gehört zu den fundamentalsten Anlagen und Übungen des Menschen, zu den fundamentalsten ethischen Grundhaltungen. Wahrhaftigkeit ist die Tugend des Aufrechten. Sie drückt dem ganzen Charakter ihren Stempel auf. Eine Anlage zur Wahrhaftigkeit ist in jedem Menschen, aber sie muss entwickelt werden durch Erziehung. Ausschlaggebend ist das Beispiel der Umgebung, vor allem der Eltern. Ein Feind der Wahrhaftigkeit beim Kinde ist, wenn man zu streng ist bei kleinsten Verfehlungen, auch bei den Lügen des Kindes, die ja aus Angst hervorgehen. Wer da zu streng ist, der erzieht nicht zur Wahrhaftigkeit, sondern der erzieht zur Heuchelei. Erziehung zu vertrauensvoller Offenheit, auch bei Verstößen, ist eine Schule der Wahrhaftigkeit für das ganze Leben.

Wahrhaftigkeit ist eine sittliche Pflicht. Das Naturgesetz, das sittliche Naturgesetz, sagt uns, dass wir wahrhaftig sein sollen. Das Wesen des Menschen ist ja, eine einheitliche Persönlichkeit zu sein. Alles in ihm soll aus einem Zentrum hervorgehen und mit diesem Zentrum übereinstimmen. Und der Mensch bleibt nur sich selbst treu, wenn er wahrhaftig ist. Die Unwahrhaftigkeit trägt einen Zwiespalt in die menschliche Persönlichkeit. Auch die Natur der Sprache weist uns auf die Pflicht zur Wahrhaftigkeit hin. Mit der Sprache sollen ja die Menschen miteinander kommunizieren, in Verbindung treten, sie sollen sich gegenseitig offenbaren. Und wenn diese Funktion zerstört wird durch Unwahrhaftig-

keit, dann verfehlt man sich gegen den Willen Gottes, der eben die Sprache zur Verständigung eingesetzt hat.

Auch das Wohl der menschlichen Gesellschaft hängt von der Wahrheit und von der Pflege der Wahrhaftigkeit ab. Im Geistesleben ist darauf zu achten, dass die Wahrheit unter den Menschen ihre Herrschaft antritt, dass sie nicht durch Unwahrhaftigkeit ins Gegenteil verkehrt wird. Denken Sie an den Unterricht in der Schule: Hier muss die Wahrheit gelehrt werden, d.h. die Erkenntnis der Wirklichkeit, nicht eine Ideologie, welche die Wirklichkeit entstellt. Wir denken an die Wissenschaft: Die Wissenschaft muss gültige, unanfechtbare Erkenntnisse vermitteln, wenn sie die Wirklichkeit aufschließen will. Wahr ist, was der Wirklichkeit entspricht. Aber auch das praktisch notwendige gesellschaftliche Vertrauen hängt von der Wahrhaftigkeit ab. Es wird untergraben, wenn die Sprache willkürlich den Inhalt der Rede umdeutet. Denken wir an das Geschäftsleben: Wenn die Ware ausgedeutet wird, muss das, was auf dem Schild steht, der Ware entsprechen. Man kann nicht als Wolle ausgeben, was Polyester ist. Von Politikern muss erwartet werden, dass sie dem Volk die Wahrheit sagen. Wenn der Staatsbankrott vor der Tür steht, kann man keine Versprechungen machen, die hohe Ausgaben beinhalten. „Die Renten sind sicher“, heißt es immerfort, die Renten sind sicher. Sind sie wirklich sicher? Angesichts der Kinderarmut? Im Zivilprozess und überhaupt in allen Verfahrensordnungen, gilt die Wahrheitspflicht, d.h. die Parteien sind gehalten, ihre Erklärungen über Tatsachen wahrheitsgemäß und vollständig abzugeben.

Wir Gläubigen haben noch eine ganz andere Begründung für die Wahrhaftigkeit, nämlich Gottes Gebot. Gott will, dass die Wahrheit herrscht. Die Heilige Schrift betont überall die Wahrheit und Treue Gottes. „Gott ist nicht wie ein Mensch, dass er lüge, nicht wie eines Menschen Sohn, dass er sich ändere“, so heißt es im Buche Numeri. „Gott bleibt wahrhaftig, er kann sich nicht verleugnen“, schreibt Paulus an seinen Schüler Timotheus. „Im Zelte Gottes wird nur der wohnen, der die Wahrheit in seinem Herzen spricht und nicht Falschheit übt mit seiner Zunge.“ Unser Herr und Heiland nennt sich selbst die „Wahrheit“. „Ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben.“ Er ist in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Ja, er ist ein König der Wahrheit! Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf seine Stimme. Indem wir die Wahrheit sprechen, unterstellen wir uns der Königsherrschaft Jesu. Der Herr hat auch für seine Jünger gebetet: „Heilige sie in der Wahrheit.“ Er verheißt ihnen: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Die Apostel haben hervorgehoben: „Nichts vermögen wir wider die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit“, schreibt Paulus im 2. Brief an die Korinther. „Leget ab alle Lüge, redet die Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten, denn wir sind Glieder untereinander.“

Die Wahrheit, meine lieben Freunde, trägt ihren Wert in sich selbst. Ob sie nun den praktischen Interessen schadet oder nützt: die Wahrheit hat immer ihren Wert in sich selbst, nicht erst durch das, was aus ihr folgt. Und was aus ihr folgt, das kann manchmal sehr wenig nützlich sein. Die Kommunisten sagten: Wahr ist, was der Klasse, was dem Klassenkampf nützt. Die Nationalsozialisten sagten: Wahr ist, was dem Volk nützt. Nein: Wahr ist, was mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

So ergeben sich auch Pflichten gegenüber der Wahrheit. Wir müssen die religiösen Wahrheiten kennenlernen, wir müssen in den Glauben eindringen, wir müssen uns bemühen, immer besser zu verstehen, wie Gott ist und wie wir uns nach seinem Willen zu verhalten haben. Im religiösen Leben lernt man nie aus, meine lieben Freunde. Man kann immer besser verstehen, was Gott von uns will und wie er in sich ist. Das gilt auch für den Beruf. Im Beruf muss man immer dazulernen. Das ständige Sichfortbilden gehört zu einer beruflichen Pflicht. Und auch das Leben verlangt ständiges Fortschreiten in der Wahrheit. In der Menschenkenntnis: Man muss die Menschen studieren, um zu lernen, wie sie agieren und wie sie reagieren. Auch das allgemeine Wahrheitsstreben in der Wissenschaft muss der Christ achten. Man muss es fördern. Die Wissenschaft steht im Dienst der Wahrheitserkenntnis. Die Wissenschaft ist eine gestrenge Herrin, meine lieben Freunde, sie zwingt uns, wahrhaftig zu sein. Die Naturwissenschaft erkennt ihren Gegenstand durch Experimente und wird durch Experimente in ihren Erkenntnissen bestätigt. Die Mathematik, diese wunderbare Wissenschaft, bewährt sich in der Technik. Wenn ein Statiker eine Brücke berechnet, dann zeigt sich, ob sie tragfähig ist oder nicht, je nachdem, ob seine Rechnung stimmt oder nicht. Die Astronomen haben schon lange gewusst, dass die Planetenbahn des Planeten Neptun eine merkwürdige Abweichung zeigt. Und sie

schlossen aus dieser Abweichung, dass da noch ein Planet sein muss, den man bisher nicht gefunden hatte. 1930 hat ein englischer Forscher diesen Planeten entdeckt: den Pluto. Ein wunderbares Ergebnis der Wissenschaft. Auch die Geschichtswissenschaft sucht zu erkennen. In Hamburg lehrte der Historiker Fritz Fischer. Er kam zu der Ansicht, am Ersten Weltkrieg ist allein schuld das Deutsche Reich, der deutsche Kaiser, die deutsche Regierung. Jetzt steht ein australischer Historiker auf, Christopher Clark, und sagt: „Das stimmt nicht. Die Mächte sind wie Nachtwandler in den Krieg hineingetappt.“ „Nichts lässt darauf schließen“, so schreibt er, „dass die deutsche Führung die Krise auf dem Balkan als willkommene Gelegenheit angesehen hat, einen Präventivkrieg auszulösen.“ Wissenschaft ringt um Wahrheit.

Auch innerlich müssen wir wahrhaftig sein, wahrhaftig gegen uns selbst, also ehrlich und bereit zur Auseinandersetzung mit unseren Motiven und Verhaltensweisen. Wir Menschen neigen dazu, uns für besser zu halten, als wir sind. Denken wir an das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner. Das Urteil der Feinde über uns kann richtiger sein als unser eigenes Urteil. Wir neigen auch dazu, uns etwas vorzumachen, die Wirklichkeit zu unseren Gunsten zu verfälschen. Nein, man muss sich der Wirklichkeit stellen, ob sie nun angenehm oder unangenehm ist. Man muss vor allem einen Blick für die Gefahren haben. Im März – im März 1945 – sagte der deutsche Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop, der Krieg sei noch nicht verloren – im März 1945. Manche Menschen neigen zur Überschätzung, manche zur Unterschätzung, und das ist beides gleich gefährlich, sich zu überschätzen oder sich zu unterschätzen. Es war das Verhängnis Deutschlands, dass Hitler sich selbst überschätzte und seine Gegner unterschätzte. Das war das Verhängnis Deutschlands.

Die Herrschaft der Wahrheit in der Mitwelt können und sollen wir auch fördern, indem wir für die Wahrheit eintreten, indem wir die Unwissenden belehren. Das ist ja ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit: Unwissende belehren. Wir müssen auch die religiöse Wahrheit verteidigen. Im Augenblick ist das Eintreten für die Wahrheit von Ehe und Familie so gefragt wie nie. Die Homoideologie und die Genderideologie sind eine Verkehrung der Wahrheit. Sie missachten die Schöpfungsordnung Gottes. Da heißt es: eintreten für diese Schöpfungsordnung – gelegen oder ungelegen. Und man macht sich ja unbeliebt, wenn man für die wahre Ordnung in Ehe und Familie eintritt. Aber das muss man in Kauf nehmen – gelegen oder ungelegen! Die Wahrheit sprechen heißt: sich zu Christus, dem König der Wahrheit, bekennen. „Die, die Wahrheit sprechen, sind die Söhne Gottes“, sagt der heilige Thomas von Aquin. Die die Wahrheit sprechen, sind Söhne oder Töchter Gottes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Lüge

19.01.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In einer Gesellschaft erklärte eine Dame: „Ich habe in meinem Leben dreimal gelogen.“ Ein Herr gegenüber erwiderte trocken: „Das ist zusammen viermal.“ Lügen heißt: mit Bewusstsein die Unwahrheit sagen. Die Theologen haben sich darüber gestritten, ob zur Lüge notwendig ist die Absicht, andere zu täuschen. Aber diese Frage ist eigentlich müßig. Denn wer lügt, täuscht, ob mit oder ohne Absicht. Er verbirgt die Wahrheit, und es ist deswegen eine formelle Absicht, andere in die Irre zu führen, gar nicht notwendig.

Es gibt viele Arten von Lügen. Je nach dem Zweck, der mit ihnen verfolgt wird, teilt man sie ein. Die Scherzlüge: Man gebraucht einen Ausdruck, der nicht ernst gemeint ist und auch von den anderen so verstanden werden kann. „Ich habe gestern den Präsidenten Putin gesehen“ – nicht persönlich, sondern im Fernsehen. Das wäre eine solche Redeweise, als Scherzlüge gemeint, die nicht ungefährlich ist, weil sie zu einer Gewohnheit werden kann. Am häufigsten ist die Notlüge. Meine lieben Freunde, wir mussten in der Schule eines Tages einen Hausaufsatz schreiben über unsere Ferienerlebnisse. Nun hatte ich diese Erlebnisse mit meinem Bruder verbracht, und mein Bruder half mir beim Hausaufsatz. Der Lehrer fragte mich: „Hat dir der Bruder geholfen?“ Ich sagte: „Nein.“ Das war eine glatte Lüge, und ich schäme mich heute noch deswegen. Ganz anders ein hoher Justizbeamter in Cahors, in Frankreich, in der Französischen Revolution. Er hatte in einem Briefe an einen Freund geschrieben, er möge für den König beten. Der Brief wurde abgefangen, und er wurde vor Gericht gestellt. Mit dem König etwas zu tun haben zu wollen, das war tödlich im damaligen Frankreich. Ein Freund, der eine hohe Position hatte, riet ihm zu bestreiten, dass der Brief von ihm stammt. Der Justizbeamte erklärte, er könne nicht lügen. Er wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Häufig ist die Dienstlüge, die ausgeht von Menschen in amtlicher Stellung; sie wollen etwas verbergen. Es gibt arabische Politiker, die erklären, in ihren Ländern werden die Christen nicht verfolgt. Aber jedermann weiß, dass das Gegenteil der Fall ist. Das sind Dienstlügen. Häufig ist auch die Schadenslüge. Man will einem Nebenmenschen einen Schaden zufügen. Man erfindet deswegen eine unredliche Handlung. Häufig ist das bei Vergewaltigung. Der Fernsehmoderator Kachelmann wurde ja freigesprochen von der Behauptung seiner ehemaligen Geliebten, er habe sie vergewaltigt. Sehr häufig sind Geschichtslügen. Jetzt geht die Lüge wieder um, es habe ein Mann namens Martin Luther kommen müssen, weil die Kirche in einem beklagenswerten Zustand war. Meine lieben Freunde, wer die Zeit des 16. Jahrhunderts gründlich studiert hat, der weiß, dass die Verhältnisse nach dem Auftreten Luthers viel, viel schlimmer wurden, als sie vorher gewesen waren. Der Schriftsteller Hochhuth wirft Papst Pius XII. vor, er hätte die Juden retten können, wenn er laut und vernehmlich für sie eingetreten wäre. Ha, ha, meine lieben Freunde, wie kann man einen solchen Unsinn schreiben? Die Leute, die auf den Papst nicht hören, wenn es um die Empfängnisverhütung geht, die werden auf ihn hören, wenn er für die Juden, die verhassten Juden, wie sie damals waren, eintritt? Wie kann man einen solchen Unsinn schreiben?! Aber Hochhuth schreibt ihn. Das ist eine Geschichtslüge. Die Nutzlüge geschieht, um sich oder anderen einen Vorteil zu verschaffen oder um sich oder andere zu schützen. In Bayern lebte in der Zeit des Nazi-Regimes eine gut katholische Frau, unverheiratet, ledig. Und sie nahm sich eines jüdischen Mädchens an – das ist die heutige Frau Knobloch in München –, sie nahm sich eines jüdischen Mädchens an und gab es als ihre ledige Tochter aus, um es zu schützen – eine Nutzlüge.

Die Lüge ist immer innerlich sündhaft und deswegen ist sie nie erlaubt. Die Heilige Schrift ist eindeutig: „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Gräuel.“ „Ein hässlicher Schandfleck am Menschen ist die Lüge.“ „Der Dieb ist noch besser als einer, der dauernd lügt. Verderben aber ernten beide.“ „Der Mund, der lügt, tötet die Seele.“ „Der Teufel ist ein Lügner und Vater der Lüge.“ In der Apokalypse heißt es: „Draußen bleiben die Mörder, die Götzendiener und die, welche die Lüge lieben und tun.“ Ich meine, deutlicher kann man die Verwerflichkeit der Lüge nicht angeben, als es die Heilige Schrift tut. Und auch die Kirchenväter sind sich, nach zeitweiligem Schwanken, einig: Die Lüge ist und bleibt verwerflich. Das sagen die größten Kirchenlehrer, die wir haben: Augustinus und Thomas. Luther war anderer Meinung. Er gestattet die Nutzlüge, und das tun bis heute viele evangelische Theologen. Sie gestatten die Nutz- oder Notlüge, ja, sie sei sogar in manchen Fällen geboten.

Warum ist die Lüge verwerflich? Aus zwei Gründen: Einmal, weil sie dem Wesen der Sprache widerspricht. Die Sprache dient ja der Konnexion, der Verbindung der Menschen miteinander. Die Lüge aber zerschneidet diese Verbindung durch die Unwahrheit. Dazu kommt, dass sie auch dem Wesen des Menschen widerspricht. Er hat nämlich die sittliche Aufgabe, die Wahrheit zu sagen und der Wahrheit zu dienen. Man kann die Lüge auch nicht rechtfertigen mit dem Nutzen, der manchmal – vielleicht sogar häufig – damit verbunden ist. Man würde nämlich dazu kommen, immer wieder Pflicht zur Wahrheit und Lügenhaftigkeit abzuwägen. Und die Gründe für die Lüge würden immer geringer werden, die Schadenfolgen stünden im Fokus des Interesses, und das würde zu einer Zersetzung der geistigen Persönlichkeit führen. Auch eine Gefahr für das Gemeinwohl entstünde. Man könnte sich nicht mehr auf den Nächsten verlassen. Das Vertrauen in die Sprache und in den ganzen Umgang mit dem Nächsten würde durch die Zulassung der Lüge erschüttert. Es wüchse auch die Möglichkeit, im Dunklen Böses zu betreiben. Der Anreiz zum Bösen würde erhöht; man kann es verbergen durch die Lüge. Die Verantwortung für das Handeln würde geschwächt; man kann sich decken, indem man die Unwahrheit sagt, und die Feigheit des Charakters würde genährt. „Der Lügner muss ein gutes Gedächtnis haben“, sagt der Volksmund, „er braucht sieben Lügen, um eine schön zu reden.“ Eine Lüge zieht die andere nach sich.

Die Theologen sind sich im Wesentlichen einig, dass die Lüge an sich eine schwere Sünde ist. Wenn immer das hohe Gut der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit auf dem Spiele steht, wenn immer es um wichtige intellektuelle Fragen geht, wird die Lüge als schwere Sünde beurteilt. Aber ich muss natürlich gleich hinzufügen: es kann eine „parvitas materiae“ geben, eine Geringfügigkeit der Sache. Und die Lügen, die im täglichen Umgang gebraucht werden, sind ja in der Regel geringfügig, sodass man davon ausgehen kann: Im Allgemeinen begehen die Menschen, mit denen wir täglich umgehen, wenn sie überhaupt die Unwahrheit sagen, nur lässliche Sünden. Freilich kann auch daraus eine Gewohnheit entstehen, ein Laster.

Mit den Lügen verwandte Sünden sind Fälschungen von Urkunden und Schriftstücken. Wie oft liest man, es hat jemand den Führerschein gefälscht, es hat jemand seine ärztliche Approbation gefälscht. Falsche Papiere, die zur Flucht vor Verfolgung ausgestellt werden, sind wohl ein anerkanntes Mittel politischen Handelns; ein solches Verhalten wird man nicht mehr als Lüge bezeichnen können. Es gibt auch Lügen durch praktisches Verhalten, dass man sich anders gibt, als man in Wirklichkeit ist. Denken Sie an den Kuss des Judas. Der Kuss ist eine Begrüßung zwischen Freunden, aber bei Judas war er das Mittel, um den Herrn auszuliefern. Viel gelogen wird in der Schule. Der Theologe Adolf Schlatter schreibt über seine Jugend: „In der Schule wurde beständig gelogen. Sie erzeugte und bedeutete den Schein.“ Auch bei Ernst Wiechert, dem ostpreußischen Dichter, habe ich gelesen, wie er seine Schulzeit beurteilt: „Noch heute sehe ich mit Sorge an, wie ich durch diese toten Jahre ging. Lücken, die nie mehr zu schließen sind. Neigung zu Lärm, zu Grausamkeit, zum Untergang in einer formlosen Masse. Betrug, um Nichtgewusstes vorzutäuschen.“ In letzter Zeit war viel von einer besonderen Form der Lüge die Rede, nämlich vom Plagiat. Plagiat ist geistiger Diebstahl, also vollständige oder teilweise Übernahme eines fremden literarischen, musikalischen oder bildnerischen Werkes in unveränderter oder nur unwesentlich veränderter Fassung unter Vorgabe der eigenen Urheberschaft. Es kann ein Verstoß gegen die grundsätzliche, wissenschaftliche oder künstlerische Redlichkeit sein, aber es kann auch nur mal bloße Ungenauigkeit oder Schlamperei sein. Plagiate sind bei Doktorarbeiten häufig. Aber dass sie entstehen können, ist die Schuld des Professors, der die Arbeiten nicht

gründlich durchsieht. Es gab in Österreich einmal einen Operettenkomponisten namens Fux. Und als er wieder eine neue Operette geschrieben hatte, da sagte ihm sein Freund: „Fux, die hast du ganz gestohlen.“ D.h. die Operette war aus anderen Musikstücken zusammengestellt.

Verschieden von der Lüge ist die Verheimlichung der Wahrheit. Man muss nicht alles sagen, was man weiß. Man muss es nicht jederzeit sagen. Es ist nicht unerlaubt, sondern manchmal pflichtmäßig, die Wahrheit zu verbergen, wenn nämlich die Mitteilung dem Hörer oder anderen schaden würde. Es gibt eine glückliche Unkenntnis, die man wünschen darf. Man darf sie auch bewirken durch eine zweideutige Rede. Diese zweideutige Rede ist ja bei uns bekannt. Denken Sie an die Ironie. Die Ironie ist eine Redeweise, bei der das Gegenteil des Wortlautes gemeint ist. Ein klassisches Beispiel für Ironie ist die Rede des Marc Antonius an der Leiche Caesars im Drama von Shakespeare. Da sagte er von den Mördern: „They are all honourable men.“ They are all honourable men, sie sind alle ehrbare Leute. Er meinte natürlich das Gegenteil: Sie sind Schurken. Aber er sagt: „They are all honourable men.“ Das ist Ironie. Auch die Höflichkeitsformeln sind ja nicht immer Ausdruck der vollen Wahrheit. Wir schreiben an einen „sehr geehrten Herrn“ oder eine „sehr geehrte Dame“, sind aber der Meinung, dass er gar nicht geehrt ist und sie auch gar nicht die Ehre verdient. Einer meiner Lehrer hatte die Angewohnheit, einem Schüler, der während der Stunde auf die Toilette gehen wollte, zu sagen: „Ich bitte darum.“ Nun, gebeten hat er ja nun nicht. Diese mehrdeutigen Ausdrücke sind gestattet in Fällen, in denen die Wahrheit nicht ohne Pflichtverletzung oder Schaden mitgeteilt werden kann, wo aber das bloße Schweigen ebenfalls nicht möglich ist. Sprachlich mehrdeutige Aussagen gibt es eben. Während der Französischen Revolution drangen die Häscher in das Haus ein, in dem Ludwig Colmar, der spätere Bischof von Mainz, verborgen war. Colmar öffnete den Soldaten – sie kannten ihn nicht, er war ja als Diener verkleidet. Sie fragten, ob Colmar im Hause sei. Er antwortete: „Den werdet ihr schwerlich finden. Aber kommt, wir wollen sehen, ob wir ihn finden.“ Und er führte sie durchs ganze Haus; natürlich fanden sie ihn nicht. Zum Schluss sagte er: „Ich habe es euch ja gesagt, dass ihr ihn nicht finden werdet.“ Das war zweifellos eine zweideutige Rede, aber wir werden nicht sagen, dass das eine Lüge gewesen sei. Meine Großmutter war eine tapfere – ich möchte sagen –, eine heldenhafte Frau. In der Zeit des Dritten Reiches, in den vierziger Jahren, nahm sie sich besonders der Juden an, steckte den Juden Brote zu. Einmal wurde sie erwischt. Der Wachmann sagte: „Was machen Sie denn da? Das sind doch Juden!“ „Ach“, sagte sie, „sind das Juden?“ Auf eine unpassende Frage kann man antworten: „Ich weiß es nicht.“ Nach verbreiteter Auffassung kann diese Antwort sowohl das wirkliche Nichtwissen ausdrücken als auch die Bedeutung haben: Ich weiß es nicht für dich. Den Umständen entsprechend will der Antwortende letztlich die Absicht ausdrücken, der Beantwortung der Frage auszuweichen. Das ist der eigentliche Sinn seiner Worte. Aber der Adressat kann die Bedeutung erkennen. Also bei der sog. Mentalrestriktion geht die Lösung dahin, dass man die Wahrheit verhüllt, nicht leugnet. Man fügt der Aussage im Inneren eine Einschränkung bei. Und so entsteht eben zwischen dem gesprochenen Wort und der Aussageabsicht eine gewisse Unklarheit und Mehrdeutigkeit. Sie haben schon von dem berühmten Schauspieler Gustaf Gründgens gehört. Er war ein großer Künstler. Gegen Ende seines Lebens reiste er nach Manila, der Hauptstadt der Philippinen, in ein Hotel. Und eines Abends sagte er zu seinen Begleitern: „Lasst mich schlafen, ich werde morgen nicht so früh aufstehen.“ Er hatte in Wahrheit die Absicht, sich mit Schlaftabletten zu töten – und so ist es gekommen. Bemühen wir uns, meine lieben Freunde, wahrhaftig zu sein. Seien wir bereit, auch Schaden zu erleiden, wenn wir die Wahrheit sagen. Die innere Befriedigung über die eigene Wahrheitsliebe tröstet über den Verlust hinweg, den wir erleiden, denn die Lüge beschwert uns. „O weh der Lüge“, hat Goethe einmal gedichtet:

„O weh der Lüge! Sie befreit nicht wie jedes andre, wahrgesprochne Wort die Brust,
 Sie macht uns nicht getrost, sie ängstet den, der sie heimlich schmiedet,
 Und kehrt, ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte gewendet und versagend, sich zurück
 Und trifft den Schützen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus der seinshafte Sohn Gottes

26.01.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit zweitausend Jahren bewegt die Menschen die Frage: Wer ist Jesus? Johannes der Täufer fragte im Gefängnis: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Als Jesus in Jerusalem einzog, da wurde die ganze Stadt erschüttert und fragte: „Wer ist dieser?“ Der Hohepriester richtete an Jesus die Frage: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ Und die Ratsherren wiederholten sie. Herodes fragte Jesus: „Wer bist du?“ Und Pilatus richtete an ihn die Frage: „Woher bist du? Bist du der König der Juden?“ Seitdem Jesus über die Erde schritt, ist die Frage nicht mehr zur Ruhe gekommen: Wer ist er? Was ist er? Millionen, Milliarden von Menschen haben ihn bekannt als den Sohn Gottes. Sein eigenes Volk, aus dem er stammt, hat ihn dem Kreuz überliefert, weil es in seinem Anspruch Sohn Gottes zu sein, eine ungeheuerliche Gotteslästerung erblickte. Auch wir fragen: Wer ist Jesus von Nazareth? Und wir fragen weiter: Ist er der Sohn Gottes oder nicht? Hier muss ich, meine lieben Freunde, ein Warnungszeichen aufrichten. Es genügt nicht, dass man sagt, Jesus ist der Sohn Gottes. Man muss auch erklären, in welchem Sinne man diese beiden Worte versteht, „Sohn Gottes“. Denn der Unglaube, der sich in der Theologie breitgemacht hat, der Unglaube bezeichnet auch Jesus als Sohn Gottes, aber nicht in dem Sinne, wie ihn die Kirche gebraucht. Damit ist lediglich das fromme Verhältnis Jesu zu seinem himmlischen Vater gemeint. Jesu ist, nach dieser Meinung, Sohn Gottes, weil er Gott gehorsam ist und seinen Willen dem Willen Gottes angepasst hat. Für den Unglauben ist Jesus „moralischer“ Sohn Gottes. Der Glaube ist davon total verschieden. Er bekennt Jesus als den fleischgewordenen Gott, als Gott, den Sohn, als den metaphysischen, d.h. den seinsmäßigen Sohn Gottes. Nur dieser Sohn Gottes ist die Gegenwart Gottes auf Erden. Nur er ist unser Gott und Heiland und unser Herr. Nur wenn er dies ist, ist sein Zeugnis wahr, ist unser Glaube richtig, gelten seine Gebote, werden in Erfüllung gehen seine Verheißungen. Wenn er es nicht ist, dann sind wir getäuscht, dann sind wir die ärmsten der Menschen, dann ist nichtig unser Glaube und eitel unsere Hoffnung. Nur zu dem wesenhaften Sohn Gottes können wir beten, nur ihn können wir anbeten. Sehen Sie, dass ist der wesenhafte Unterschied zwischen den gläubigen und den ungläubigen Theologen, dass die Gläubigen Christus anbeten. Die Ungläubigen sagen: „Das ist Götzendienst. Das dürft ihr nicht.“ Jawohl, so ist es, nicht mehr und nicht weniger und nichts anderes!

Jesus ist vor zweitausend Jahren über diese Erde geschritten, und ihn haben Menschen erlebt; es gibt Zeugen. Wenn wir fragen: Die Zeitgenossen, was sagen sie über Jesus? Die Menschen, an die sich Jesus gesandt wusste, waren ergriffen und gepackt von seiner Wirklichkeit und seinem Geheimnis. Als er in der Synagoge lehrte, da gerieten die Menschen außer sich: „Woher hat er das? Ist er nicht der Zimmermann? Heißt nicht seine Mutter Maria? Was ist das für eine Weisheit? Und was sind das für Wunder, die durch seine Hand geschehen?“ Fassungsloses Staunen ergriff die Menschen, die Jesus erlebten. Die Evangelisten haben das Material über ihn gesammelt und uns überliefert. Sie haben den Eindruck, den die Zeitgenossen von Jesus hatten, festgehalten. Sie haben nicht, wie die Ungläubigen sagen, das Bild Jesu übermalt durch Fantasien, durch einen enthusiastischen Glauben. Nein, sie haben die Zeugnisse aufbewahrt! Und diese Zeugnisse geben wieder, dass Jesus über alles hinausgeht, was mit biologischen oder psychologischen, mit biographischen oder historischen Mitteln erfasst werden

kann. Die Zeitgenossen und Zeugen Jesu haben ihn als eine fremde, nicht mit menschlichen Kategorien fassbare Wirklichkeit erlebt. Trotz aller Nähe und Vertrautheit der Jünger blieb ihnen Jesus zeitlebens in seinem letzten Geheimnis unverstanden. Nach der großen Abendeinladung, die Jesus gegeben hatte, glaubten sie, ihm ganz nahe gekommen zu sein, aber er entglitt ihnen, er ging fort auf einen Berg, er ganz allein. Als er den Seesturm gebändigt hatte, erfasste sie große Furcht, und sie sprachen zueinander: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar das Meer und der Wind gehorchen?“ Warum Furcht? Furcht war die Reaktion auf die Nähe Gottes. Als die Jünger ihn einluden, mit ihnen zu speisen, da hörten sie: „Ich habe eine Speise, die ihr nicht kennt.“ Da sprachen die Jünger zueinander: „Hat ihm vielleicht jemand zu essen gebracht?“ Jesus sagte: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, um sein Werk zu vollbringen.“ Das hatten die Jünger noch nie erlebt, dass einer wegen seiner Sendung das Essen vergisst. Seine Botschaft vom Reiche Gottes war seinen Jüngern, auch den nächststehenden, noch vor der Himmelfahrt unverständlich. Erst jene Verwandlung, die der Heilige Geist an ihnen vornahm, hat ihnen den Zugang zu dem Geheimnis Christi und seines Reiches geöffnet. Solange Jesus bei ihnen war, war er ein Geheimnisvoller, Undurchdringlicher. Daraus ersieht man, dass seine Gestalt nicht von den Jüngern erfunden worden ist. Hätten sie sie in einer schöpferischen Intuition hervorgebracht, wäre seine Gestalt wesentlich anders ausgefallen, als sie tatsächlich gewesen ist. Nein, sie haben seine Gestalt nicht geschaffen, sie haben sie aus der Wirklichkeit entgegengenommen; eine Gestalt, die Menschenmaß übersteigt.

Jesus selbst hat seine Andersartigkeit gegenüber allen Menschen klar erkannt und ausgesprochen. Er spricht von Gott als „seinem Vater“, wie sonst niemand. „Wer in das Himmelreich eingehen will, der muss den Willen meines Vaters tun.“ Nie fasst er sich und die anderen Menschen Gott gegenüber in einem einzigen Wir zusammen. „Ich gehe hinauf zu meinem Gott und eurem Gott, zu meinem Vater und eurem Vater.“ Seine Stellung zu Gott ist anders als die aller Übrigen. Wohl sind auch die anderen Menschen Kinder Gottes, des himmlischen Vaters, aber er ist Gottes einziger geliebter Sohn. Er ist „der“ Sohn. Ihm ist Gott, was einem andern Vater und Mutter sind. Einmal brach er in den Jubelruf aus: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Niemand kennt den Sohn als der Vater, und auch den Vater kennt niemand als der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will.“ Er sagt von sich: „Ich bin das Licht der Welt.“ D.h. die gesamte Schöpfung ist darauf angewiesen, von ihm erleuchtet zu werden. Der erhobene Anspruch ist unbedingt, exklusiv und universal. Seine Leuchtkraft hängt von nichts und niemand ab. Er teilt sie mit keinem anderen, und sie gilt für die ganze Welt. Er nennt sich „den Weg, die Wahrheit und das Leben“ – er selbst und nicht bloß seine Lehre. Er ist das Alles im höchsten, letztgültigen Sinn. Er allein ist dieses Alles zugleich. Alles, was groß und bedeutsam und heilbringend ist in der Welt, das ist in ihm erfüllt. Seine Stellung ist unvergleichlich, überragt alles, was groß und mächtig ist in der Welt. „Hier ist mehr als Jonas (der Prophet), hier ist mehr als Salomon (der König), hier ist mehr als der Tempel (das Heiligtum Gottes).“ Er ist der Herr seines Stammvaters David. Hier gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder hier spricht ein Verrückter, oder er ist das alles, was er von sich sagt! Er ist das Ich, an dem sich alle Wege und Zeiten, alle Geister und Schicksale scheiden. Er ist das Ich, um das sich alle Liebhaber Gottes sammeln. Er ist das Ich, gegen das bis zum Ende der Satan kämpft. Er ist das Ich, um dessen willen Gutes getan wird und Gute verfolgt werden. Er ist das Ich, für das gelebt und gestorben wird. Die Beziehung zu ihm ist entscheidend für Zeit und Ewigkeit. „Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt – in meinem Namen, in „meinem“ Namen! –, der nimmt mich auf.“ Das Verhalten zu ihm ist schlechthin entscheidend. „Wer einem von diesen Kleinen Ärgernis gibt, die an mich glauben, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Weil Jesus Gottes Sohn ist, ist er der Herr des alttestamentlichen Gesetzes, der Gottesordnung. Er setzt es in eigener Vollmacht außer Kraft und fordert anstelle der vom Gesetz eingeschärften Heiligkeit eine vollkommeneren Gerechtigkeit. Er hat die Gewalt über den Sabbat, den doch Gott eingesetzt hat. Er hat die Befugnis, die Sünde zu vergeben. „Wer kann Sünden vergeben als Gott allein?“, fragen die Zuhörer und Zuschauer in höchster Verwunderung. In göttlicher Vollmacht sendet er seine Jünger aus, und die Dämonen sind ihnen untertan: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ Er kann ihnen verheißen, dass er immer bei ihnen sein wird. Die Seinigen können sich auf seine Verheißung verlassen, denn sein Wort hat ewige Geltung.

Die Worte Jesu werden bestätigt durch seine Wunder und Machttaten. Sie sind das Ja, das Gott zum Leben und Wirken Jesu spricht. Die Wunder sind Tatsachen. Sie sind so stark in das Leben Jesu verwoben, dass sie sich davon nicht wegdenken lassen, ohne die Gestalt Jesu zu zerstören. Ihre Leugnung beruht auf Voreingenommenheit. Die Suche nach Analogien mit den Wundern Jesu, um die Einzigartigkeit Jesu einzuebnen, die Suche nach Analogien ist vergeblich. Jesus sprengt jede Analogie. Die Wunder stehen im Dienste seiner Sendung. Im Wunder offenbart sich Christus genauso wie im Wort. Sein Wort und seine Machttaten gehören zusammen; sie tragen und beweisen sich gegenseitig. Die Wunder sind Offenbarungen der gegenwärtigen Herrlichkeit und Macht Gottes. Sie sind Gottes Zeugnis für den Anspruch und das Wort Jesu.

Seine Macht, meine lieben Freunde, zeigt sich auch in denen, die ihm nachfolgten im Leben und im Sterben. Die Heiligen, die Martyrer, die Bekenner geben Zeugnis davon, wer „er“ ist. Denn durch seine Macht allein vermochten sie heilig zu leben und selig zu sterben. Seine Kraft war in ihnen wirksam. Ein indischer Religionsdiener, ein Brahmane, hatte sich zum Christentum bekehrt. Das bedeutete für ihn den Verlust seiner ganzen Existenz. Man nahm ihm Haus und Hof, seine Sippe wandte sich von ihm ab, Frau und Kinder verließen ihn. Ungebeugt aber ging er seinen Weg. Eines Tages fragte ihn ein britischer Offizier: „Werden Sie die Kraft haben, die Folgen Ihres Schrittes zu tragen?“ Da antwortete ihm der Brahmane mit den Worten des Paulus: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Das Geheimnis Jesu findet allein darin seine Erklärung, dass er der wahrhafte Sohn Gottes ist. Dieser Jesus, dieser Nazarener, dieser Sohn des Zimmermanns ist mehr als ein Mensch. Er ist der Messias, er ist der danielische Menschensohn, er ist der metaphysische Gottessohn – nicht weniger und nichts anderes. Über diesen Glauben, meine Freunde, lassen wir nicht mit uns verhandeln. Für diesen Glauben kündigen wir jede Freundschaft! Für diesen Glauben schlagen wir jede Schlacht! Wir sagen es und bekennen es: Wer von Christus redet, ohne seine Gottheit und seine wesenhafte Einheit mit dem Vater zu bekennen, der hat um Christus herumgeredet! Was die Konzilien von Nicäa und Chalcedon bekannt haben, das ist der katholische Glaube. Das ist das Echo von Kapharnaum und Jerusalem. Das ist die Lehre der Apostel. Das ist die Botschaft des Evangeliums. Das ist das Selbstzeugnis Jesu. Dieser Glaube ist alt. Er ist so alt wie das Christentum. Im Jahre 111 n. Chr. schrieb der Statthalter Plinius von Bithynien einen Brief an den Kaiser Trajan in Rom. In ihm bemerkt er, die Christen kämen am Sonntagmorgen zusammen und sängen auf „Christus als ihren Gott ein Loblied“. Der heilige Bischof Ignatius von Antiochien, der im Jahre 107 in Rom den wilden Tieren vorgeworfen wurde, nennt Christus in seinen Briefen immer „Gott“. Er spricht von „meinem Gott“, er spricht von „unserem Gott“. Das ist die einzig gültige Christologie, die einzig gültige Lehre von Jesus. Schauen Sie hinüber! Noch steht die Krippe, noch feiern wir die Geburt des Krippenkindes. Das ist ja der Sinn der Weihnacht: der lebendige, wahre Gott ist in Jesus von Nazareth ein Mensch geworden. Der Sohn der Jungfrau Maria ist Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen. „Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte.“ Er ist wirklich der Emmanuel, der Gott-mit-uns, er ist wirklich der Messias, der Gesalbte des Herrn. In Erfüllung gegangen ist die Verheißung der Vorzeit: „Seht da, euer Gott! Er selbst kommt, euch zu erlösen.“ Und deswegen dürfen wir gläubigen Herzens jeden Tag zur Krippe gehen: Seht da, euer Gott! Er selbst kommt, euch zu erlösen. Hören wir frommen Sinnes die Botschaft: Seht da, euer Gott! Er selbst kommt, euch zu erlösen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Mariae Reinigung und Christi Auslösung

02.02.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Heilige Familie, Maria, Josef und das Kind, kam nach Jerusalem in den Tempel, um zwei Gesetze des Alten Bundes zu erfüllen. Nach dem 3. Buch Moses war eine Mutter nach der Geburt eines Knaben sieben Tage „levitisch“ unrein und dreiunddreißig Tage kultunfähig – also im Ganzen vierzig Tage. Bei Mädchen war es die doppelte Zahl: vierzehn Tage „levitisch“ unrein und sechsundsechzig Tage „kultisch“ unrein. Es ist also zwischen der levitischen Unreinheit und der Kultunfähigkeit zu unterscheiden. Die Mutter kam in den Tempel und musste dort vom Oberpriester für „rein“ erklärt werden. So gebot es das Gesetz. Dabei hatte sie ein Opfer darzubringen. Und zwar für die Bemittelten ein einjähriges Lamm und eine Taube, und für die Minderbemittelten zwei Tauben oder zwei Turteltauben. Das war das Opfer der Heiligen Familie, sie gehörten zu den Armen. Sie haben also nur zwei Tauben geopfert. Das ist der Vorgang Mariae Reinigung, den wir heute begehen. Dazu kommt ein anderer, nämlich nach dem 2. Buch Moses sollte jede männliche Erstgeburt dem Herrn gehören, d.h. sie sollte den Gottesdienst verrichten. Aber für diese Bestimmung trat der Stamm Levi ein, und so konnten künftig alle Erstgeborenen davon frei gemacht werden durch Auslösung – durch Auslösung. Sie mussten fünf Schekel entrichten, und dann wurden sie vom Dienste Gottes frei, sie wurden losgekauft. Das ist der zweite Vorgang, den wir heute feiern, die Loskaufung des Jesusknaben von dem Dienst am Heiligtum, den ja der Stamm Levi übernommen hatte. Natürlich waren diese Bestimmungen für Maria und für Jesus nicht zutreffend. Sie standen oberhalb und außerhalb des Gesetzes: die Reinste, die der Reinigung nicht bedurfte, und der Heiligste, der der Heiligung nicht bedurfte.

Aber jetzt geschah noch etwas anderes. Als nämlich die Eltern Jesu den Pflichten des Alten Gesetzes nachkommen wollten, hatten sie eine denkwürdige Begegnung. Ein alter Mann mit Namen Simeon trat zu ihnen. Er war einer der Stillen im Lande, die die jüdische Frömmigkeit in vollem Umfang verwirklichten, und er hoffte auf den Trost Israels, also er lebte in der Messiaserwartung. Er war ein Träger des Heiligen Geistes. Und deswegen war ihm geoffenbart worden, er werde nicht sterben, bis er den Messias geschaut hatte. Aber den musste ihm natürlich Gott auch zeigen. Und vom Heiligen Geiste geführt, kam er in den Tempel und ging auf die Heilige Familie zu und war überzeugt, dass dieses Kind, in den Armen des heiligen Josef, der künftige Messias sein werde. Derselbe Geist hatte ihn das Krippenkind als den Messias erkennen lassen. Und da war er voll Freude und Seligkeit, da war er wunschlos glücklich, dieser Greis, und preist Gott, der seine Verheißungen erfüllt. Jetzt kann er sterben, sagt er, und dann spricht er sein Abendgebet: „Jetzt entlässest du deinen Diener, o Herr, in Frieden. Denn meine Augen haben das Heil geschaut.“ Das Heil – und das ist bedeutsam –, das nicht nur für das Volk Israel bestimmt ist, sondern auch für die Heidenvölker. Hier kommt der ganze Universalismus der Erlösung zum Ausdruck. Auch die Völkerwelt, auch die Heiden werden Zeugen des Israel gewordenen Heiles sein, und sie werden daran teilhaben. Das messianische Heil ist ein Licht. Damit wird ausgedrückt, dass es Aufklärung, Erleuchtung, Erkenntnis, Wahrheit bringt. Der Messias bringt aber nicht nur das Licht, er ist das Licht. Und so sagt es dann Johannes in seinem Evangelium: „Der Messias war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht ergriffen.“ Also dieses Licht ist exklusiv und universal. Es teilt seine Qualität mit kei-

nem anderen, nicht mit Mohammed oder mit Buddha, und alle sind darauf angewiesen, von diesem Lichte sich erleuchten zu lassen.

Aber damit nicht genug. Simeon sagt der Mutter Jesu noch ein weiteres prophetisches Wort. Es geht über die Bestimmung ihres Sohnes und lehnt sich an den Propheten Isaias an. In ihrem Sohn ist das Heil erschienen. Daran rüttelt Simeon nicht. Aber es wird dieses Heil auch eine unheilvolle Wirkung haben. Es ist durch Gottes Ratschluss dazu bestimmt, dass sich an ihm die Menschen scheiden. „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.“ Was Simeon hier von Jesus sagt, ist ein Vorentwurf dessen, was im ganzen Leben Jesu sich zeigen wird: Die einen werden ihn annehmen, die anderen werden ihn ablehnen. Die einen rufen „Hosianna“, die anderen rufen „Kreuzige!“. Neutralität ist gegenüber ihm nicht möglich! Er ist eben ein Zeichen, ein Zeichen von Gott gesetzt, das bei vielen Widerspruch hervorrufen wird und welches das Innere des Menschen offenbart.

Aber damit nicht genug. In einer Zwischenbemerkung wendet sich Simeon an die Mutter Jesu persönlich. Sie wird, weil sie die Mutter des Messias ist, durch das Geschick ihres Sohnes mit betroffen werden. „Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Das Schwert ist das Sinnbild für Kummer, Gram, Leid, Trübsal. Diese Weissagung bezieht sich auf den Seelenschmerz, den Maria als Zeugin der Ablehnung ihres Sohnes erfahren wird. Es taucht das Bild der Schmerzensmutter auf. „Neben dem Kreuze standen seine Mutter, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleophas, und Maria Magdalena.“ Maria war nicht im Ungewissen, was sie als Mutter des Messias erwartete. Schon im Magnificat, in diesem Hochpreislied, das sie gesungen hat, schon im Magnificat, da hat sie die Gewissheit gehabt, dass die Umwertung der Werte bevorsteht: Gewalthaber stürzt er vom Throne, Niedrige erhöht er, Reiche lässt er leer ausgehen, Hungrige erfüllt er mit Gütern – die Umwertung aller Werte. Diese Gewissheit wird von Simeon vertieft. Das Innere der Menschen wird aufgedeckt, und es wird volle Klarheit über ihr Verhältnis zu Gott herrschen, wird die Scheidung herbeigeführt werden. Das alles wird sich in der Person Jesu vollziehen. Er ist das Zeichen, das Gott gegeben hat, in dem sich die Menschen offenbaren sollen.

Die Worte des Simeon, meine lieben Freunde, sprechen einen Gedanken aus, der zu den Grundwahrheiten des Evangeliums und des ganzen Neuen Testaments gehört. Die Person Jesu und sein Evangelium sind vom Ärger begleitet. Das Auftreten Jesu, das Handeln, das Reden Jesu wird anders sein, als die herrschenden Kreise es erwarten. Die meisten von ihnen besitzen eine fertige irdisch-politische Vorstellung vom Messias. Und deswegen muss der wirkliche Messias für sie zum Ärger werden. Aber dieses Ärger entspricht dem Willen Gottes. Der natürliche Mensch muss an Jesus scheitern, denn er erwartet von ihm etwas, was Gott nicht gewähren kann und nicht gewähren will, nämlich das bequeme, das lässige, das leichte Leben. Und dieses Ärger, meine Freunde, streckt seine Arme auch heute nach uns aus. Ist nicht das Bild von Jesus, das die ungläubigen Theologen zeigen, viel eingängiger als die Lehre der Dogmen von Chalcedon und Nicäa? Ist nicht die Ethik der nicht-katholischen Religionsgemeinschaften beträchtlich populärer – weil leichter – als die Moralforderungen der katholischen Kirche? Warum fallen denn katholische Christen zu anderen Denominationen ab? Weil sie die Klarheit und die Beständigkeit und die Ansprüche der Glaubens- und Sittenlehre in unserer Kirche ärgert! O, meine Freunde, möge für uns Christus nicht zum Falle, sondern zum Auferstehen gereichen. Möge er nicht für uns zum Zeichen werden, dem widersprochen wird.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus ohne Wunder?

09.02.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Leben Jesu war im buchstäblichen Sinne ein wunderbares Leben. Vom Stern von Bethlehem bis zu der Sonnenfinsternis bei seinem Tode reihen sich Wunder an Wunder. Die Wunder, die Jesus gewirkt hat und die sein Leben begleiteten, sind Tatsachen und Gegenstand unseres Glaubens. Die Kirche hat immer an der Tatsächlichkeit der Wunder festgehalten. Das Erste Vatikanische Konzil erklärte: „Wenn jemand sagt, Wunder könnten nicht geschehen, und deswegen seien alle Berichte über solche, auch wenn sie in der Heiligen Schrift enthalten sind, unter die Fabeln einzureihen, oder Wunder könnten niemals sicher erkannt werden, und mit ihnen könne der göttliche Ursprung der christlichen Religion nicht mit Recht bewiesen werden, der sei ausgeschlossen.“ Die Leugnung der Wunder trennt demnach vom Glauben und von der Kirche Christi. Das Zweite Vatikanische Konzil hat ebenso erklärt, dass Jesus durch „Worte und Werke, durch Zeichen und Wunder die Offenbarung erfüllt und abschließt“. Nun lehrt in Vallendar, meine lieben Freunde, in der Diözese Trier, ein Theologe namens Alfons Weiser. Dieser Herr hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Was die Bibel Wunder nennt“. Er hätte besser den Titel gewählt: „Was Herr Weiser Wunder nennt“. In diesem Buche werden die Wunder Jesu radikal geleugnet. Nach Weiser hat Jesus niemals einen Gelähmten, der auf einer Bahre zu ihm gebracht wurde, geheilt, sondern die Erzählung will lediglich andeuten, dass Gott durch Jesu Wirken sich mehr als sonst jemals der leiblichen Gebrechen angenommen und den Menschen, von der Wurzel her, Heil ermöglicht hat. Jeder normale Mensch wird sich fragen, wie eine Nichtheilung, bzw. eine erfundene Geschichte von einer Heilung, die Zuwendung Gottes zu den Kranken demonstrieren soll. Das ist doch, ohne die wirkliche Heilung, eine bloße Fiktion. Ebenso wenig hat Jesus, nach Weiser, dem Blindgeborenen das Augenlicht wiedergegeben, sondern die Erzählung erfolgt in der Absicht, Probleme der Urchristenheit durch eine erfundene Begebenheit aus der Zeit des historischen Jesus zu klären. Wenn Lukas in seinem Evangelium berichtet, dass Jesus das Ohr des Knechtes des Hohenpriesters geheilt habe, dann ist das für Weiser eine Legende, mit der Lukas den Friedens- und Heilswillen Jesu in ein Geschehen umsetzt – umsetzt. Schon gar nicht hat Jesus, nach Weiser, in Kana Wasser in Wein verwandelt. Selbstverständlich hat er keine Toten erweckt, sondern die Totenerweckungen werden ihm lediglich von der nachösterlichen Gemeinde zugeschrieben – also erfunden. Die Naturwunder werden von Weiser zurückgeführt auf den Eindruck, den Jesus auf die Jünger gemacht hat und die sie ihm dann zugeschrieben haben. Es muss als ein höchst unseriöses, ja unmögliches Verfahren angesehen werden, wegen der Eindrucksmächtigkeit einer Persönlichkeit derselben Machttaten zuzuschreiben, die sie nie getan hat, und gleichzeitig von den Lesern zu verlangen, dass sie diese Erzählungen für bare Münze nehmen, bzw. dass sie, nach Durchschauen der Unge-schichtlichkeit, aufgrund dieser Erzählungen den Glauben annehmen. Was bei Weiser vor sich geht, ist eine Ungeheuerlichkeit! Wilhelm Schamoni schreibt dazu: „Dieses Arbeitsbuch für den Religionsunterricht dürfte wie kein zweites den Glauben der Kinder abtreiben.“

Die Wunder Jesu sind nicht eine Randerscheinung seines Wirkens, von der nichts abhängt und die man erforderlichen Falles auch fallen lassen könnte. Nein, sie sind unerlässlich dafür, um zu verstehen, wer Jesus war. Als der Täufer im Gefängnis fragte, ob Jesus der Kommende, der Verheißene sei, da

hat Jesus nicht auf seine Verkündigung verwiesen, sondern er hat auf seine Taten gedeutet: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird Heilsbotschaft verkündet. Aus den messianischen Taten soll der Täufer die messianische Qualität Jesu erkennen. Aber wie soll er das erkennen, wenn, wie die Leugner der Wunder sagen, diese Taten gar nicht geschehen sind? In der Wunderfrage, meine lieben Freunde, geht es um das Ganze. Entweder war Jesus ein bloßer Mensch, dann sind die ihm zugeschriebenen Wunder Fiktion, Fantasien und Illusion. Oder er war der menschengewordene Sohn Gottes, und dann sind die Wunder, die von ihm berichtet werden, der Ausdruck seines göttlichen Herrentums. Wenn es keine Wunder gibt, wird die Persönlichkeit Jesu uninteressant. Wenn die ihm zugeschriebenen Wunder nicht passiert sind, dann können sie auch nicht die ihnen zugeschriebene Funktion übernehmen, nämlich die Bedeutsamkeit der Persönlichkeit Jesu zu erklären. Manche dieser Leugner – und Weiser ist nicht der einzige – manche dieser Leugner sagen, ja Jesus hat schon Exorzismen vorgenommen, auch Kranke geheilt, aber das ist alles aus natürlichen Ursachen zu erklären, das haben andere auch getan, wie Apollonius von Tyana. Dieses Wirken reicht nicht hin, um sein Wesen zu erklären; exorzistische und therapeutische Tätigkeiten haben andere auch ausgeübt. Die in den Evangelien berichteten Wunder widersprechen der Meinung, sie seien psychisch zustande gekommen, seien Auswirkungen der ausdrucksstarken Persönlichkeit Jesu – also Suggestion. Wann ist jemals, meine lieben Freunde, ein Aussätziger unter dem Eindruck einer außergewöhnlichen Persönlichkeit von seinem Aussatz befreit worden? Im Leben Jesu ist das vorgekommen. Ein Aussätziger fiel vor ihm nieder und sprach; „Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Der Kranke zweifelt nicht am Können Jesu, er ist von seiner Heilungsmacht überzeugt, er fragt nur, ob er sie auch einsetzen will. Jesus entgegnet: „Ja, ich will, sei rein.“ Sogleich wurde der Mann von seinem Aussatz befreit. Ein einziges Wort, ein knapper Befehl, und das hat ihn geheilt. Jesus braucht keine Zeit, er nimmt sich keine Zeit, um eine Untersuchung vorzunehmen oder um Eindruck auf den Kranken zu machen. Er wartet nicht, bis der Mann psychisch überwältigt ist und von ihm in Besitz genommen wird. Er spricht, und was er sagt, geschieht. Damit die Echtheit und die Dauer der Heilung festgestellt wird, schickt ihn Jesus zum Gesundheitsamt, nämlich zu den Priestern, die dafür zuständig waren. Dort wird geprüft, ob der Aussatz tatsächlich gewichen ist. Wenn das nicht der Fall war, hätte sich Jesus lächerlich gemacht und wäre als Scharlatan dargestellt gewesen. In Kapharnaum trat ein Offizier zu Jesus und bat ihn für seinen gelähmten Knecht. „Er liegt gelähmt zu Hause und leidet große Qual“, so beschreibt es der Offizier. Jesus er bietet sich: „Ich will kommen und ihn gesund machen.“ Der Offizier wehrt ab, und zwar aus zwei Gründen: Einmal fühlt er sich nicht würdig, Jesus in sein Haus aufzunehmen, zum anderen ist nach seiner Meinung das Kommen Jesu gar nicht erforderlich; es genügt, wenn er aus der Ferne der Krankheit befiehlt. Und darauf geht Jesus ein. Gerührt von dem überragenden Glauben des Offiziers fasst er den Entschluss, den Kranken zu heilen. Er spricht nicht einmal ein Befehlswort, um das ihn der Hauptmann gebeten hatte. Nein, sein innerer Wille bringt die Heilung zustande. „Geh hin, es geschehe dir, wie du geglaubt hast.“ In der nämlichen Stunde wurde der Kranke gesund. Jesus hat den Kranken nicht untersucht, er hat ihn nicht einmal gesehen. Da kann er also nicht Eindruck auf ihn gemacht haben. Er kann ihn nicht suggestiv beeinflusst haben. Diese Fernheilung zeigt, dass die Gegenwart Jesu gar nicht erforderlich ist, damit ein Wunder zustande kommt. Es kann also nicht der Eindruck der Persönlichkeit gewesen sein, der dem Kranken die Heilung verschafft hat.

Meine lieben Freunde, was Herr Weiser tut und was andere ihm nachmachen, das ist eine Ungeheuerlichkeit. Wenn es keine Wunder gibt, sind die Evangelien wertlos, dann enthüllen sie sich als Propagandamärchen. Wenn es keine Wunder gibt, dann sind wir arme Betrogene, dann haben uns die Evangelisten etwas vorgelogen! Dann sind das Fälschungen, Fälschungen im Dienste einer Ideologie. Gewiss unterstehen die Wunder der historischen Forschung. Aber deswegen ist ja das Christentum entstanden, weil seine Anhänger die Taten Jesu erlebt haben, weil sie sie bezeugen können. Die Frage der Geschichtlichkeit der Wunder Jesu ist dadurch erledigt, dass sie in das Evangelium aufgenommen wurden. Johannes schreibt das ausdrücklich: „Diese und viele andere Wunder hat Jesus gewirkt, auch solche, die nicht in diesem Buch aufgeschrieben sind. Aber die aufgeschrieben sind, sind deswegen aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist. Und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Die Evangelisten wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen

Gleichnissen, die Jesus erzählt, und zwischen Taten, die er verrichtet. Wenn es ihnen auf ein paar Wunder mehr oder weniger nicht angekommen wäre, warum haben sie dann Jesus nicht ein Wunder tun lassen vor Herodes, seinem Landesherrn, denn der wollte ja ein Wunder sehen? Warum haben sie Jesus nicht vom Kreuze herabsteigen lassen? Das wäre ja auch eine schöne Wundererzählung gewesen. Denn die Herumstehenden riefen doch: „Wenn du der Christus bist, steig herab! Dann wollen wir glauben.“

Meine lieben Freunde, unser Glaube an Jesus vollzieht sich in der Gegenwart, aber der Gegenstand dieses Glaubens, das sind historische Ereignisse! Das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn sind geschichtliche Vorgänge, die sich synchron mit der Weltgeschichte zugetragen haben. Ohne die Wirklichkeit, ohne das Geschehensein dieser Gegenstände hängt unser Glaube in der Luft! Die Verkündigung derer, welche die Geschichtlichkeit der Wunder Jesu leugnen, ist ein wirklichkeitsentleertes Gerede. Diese Verkündigung besitzt keine Grundlage in der Geschichte. Sie gibt lediglich allgemeine religiöse Ideen und sittliche Ermahnungen wieder. Die Wunder Jesu lassen sich auch nicht in eine Reihe mit Vorgängen aus der Religionsgeschichte erklären, in Persien oder Babylonien oder wo immer es gewesen sein mag. Diese sogenannten Wunder der Religionsgeschichte verlieren sich im Nebel von Mythen und Sagen. Die Wunder des Neuen Testaments stehen im hellen Licht der Geschichte. Sie sind auch völlig anders zu verstehen. Denn es sind die Machttaten des auf Erden erschienenen LOGOS. Es sind nicht irgendwelche Zauberkunststücke von Menschen. Nein, es sind die Taten, durch die Gott seine Herrschaft in der Welt anbrechen lässt. Die Wunder Jesu sind so eng mit Worten Jesu verknüpft, dass man nur entweder beide annehmen oder beide verwerfen kann. Wer die Wunder aus dem Leben Jesu entfernt, der zerstört auch seine Verkündigung. Denn die Ausrufung der Gottesherrschaft ist notwendig verbunden mit der Überwindung der Unheilssituation, diese aber vollzieht sich in Machttaten. „Wenn ihr mir nicht glauben wollt“, sagt Jesus im Johannesevangelium, „dann glaubt den Werken.“ Einmal sprach Jesus über die beiden Städte Chorazin und Bethsaida: „Weh dir, Chorazin! Weh dir, Bethsaida! Wären in Tyros und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan.“ Also die Lasterstädte hätten sich bekehrt, wenn die Wunder Jesu in ihnen geschehen wären. Sie sind aber in Chorazin und Bethsaida geschehen. Nur weil sie geschehen sind, kann Jesus diese beiden Städte der Unbußfertigkeit anklagen. Sie haben sich eben trotz der Wunder nicht bekehrt.

Die größten Wunder, die Jesus wirkte, sind zweifellos die Naturwunder, also das Verwandeln von Wasser in Wein, die Brotvermehrung, der Seewandel und die Totenerweckungen. Was machen die ungläubigen Theologen daraus? Predigtbeispiele! Predigtbeispiele, erfundene Predigtbeispiele! Meine lieben Freunde, die Geschichte von der Stillung des Seesturmes ist, nach diesen ungläubigen Herren, lediglich das Erzeugnis der Absicht, den an Jesus Glaubenden in einer gefährlichen Lage Mut zu machen. Ja, jeder denkende Mensch wird sich fragen, wie eine solche Absicht gelingen kann, wenn die in der Erzählung geschilderte Macht Jesu sich niemals in Wundertaten bewährt hat. Da sieht man, dass hier zu der Leugnung auch die Dummheit kommt. Nach Weiser enthüllen die Erzählungen von den Naturwundern in bildhafter Darstellung etwas von dem Unfassbaren der Gestalt Jesu und ihrer heilschaffenden Bedeutung für die Menschen. Hier wird der geschichtliche Tatbestand geradezu auf den Kopf gestellt. Denn nicht die Erzählungen stellen Jesus als den Rätselhaften hin, sondern die in ihnen berichteten Begebenheiten haben die Menschen zum Nachdenken gezwungen, wer denn der sei, der diese Taten vollbringt. „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Das ist der Hergang in der Geschichte gewesen. Ohne die von Jesus gewirkten Taten ist die heilschaffende Bedeutung Jesu ein Hirngespinnst. Der Seewandel Jesu ist, nach Weiser, dazu erzählt, dass durch ihn (Jesus) alle für den Menschen bedrohlichen Gewalten ihre Macht verlieren. Ich verstehe nicht, wieso eine Wundererzählung, deren Taten gar nicht geschehen sind, ein legitimer Ausdruck für Gottes machtvolles Wirken sein soll. Denn da die Wunder sich nach dieser falschen Ansicht gar nicht ereignet haben, kann das Wunder auch nichts von der Größe Gottes erzählen.

Meine lieben Freunde, hinter der Leugnung der Wunder steht nicht die Wissenschaft, sondern der Unglaube. Die Leugner der Wunder gehen von einem weltanschaulichen Vorurteil aus, nämlich ein wunderbares Eingreifen Gottes in die Welt der Menschen könne es nicht geben. Nicht die Wirklichkeit bestimmt bei diesen Leuten, was wirklich ist, sondern die Ansicht der Wunderleugner setzt fest,

was wirklich sein kann. Sie rufen die Analogie zur Hilfe. Sie stellen das Axiom auf: Was in der Zeit Jesu geschehen ist, das muss auch zu jeder anderen Zeit geschehen können. Das nennt man Analogie. Aber diese Zeit war eine einmalige, eine einzigartige. Da sind Dinge geschehen, die sich nicht wiederholen. Der LOGOS ist einmalig, ein für alle Mal auf Erden erschienen. Weil alle diese Dinge geschehen sind, deswegen gibt es das Christentum. Auf Erzählungen, auf erfundenen Erzählungen lässt sich keine Weltreligion aufbauen. Es ist ein unmögliches Verfahren, Berichte deswegen abzutun, als ungeschichtlich zu bezeichnen, weil in ihnen von unerhörten oder unwahrscheinlichen Vorgängen die Rede ist. Dem Schöpfer ist es möglich, Dinge geschehen zu lassen, welche die Natur aus sich nicht hervorbringen kann. Gott hat andere Möglichkeiten als die Menschen. Bei den Menschen geht es menschlich zu, in der Natur geht es natürlich zu, aber wenn Gott eingreift, kommt eine neue Ursache ins Spiel. Er ist der Schöpfer der Menschen und der Natur. Im Hintergrund der Leugnung der Wunder Jesu steht, bewusst oder unbewusst, die Aufgabe der Gottheit Christi. Wenn Jesus nur ein Mensch ist, dann muss es in seinem Leben auch bloß menschlich zugegangen sein.

Eine versuchte Flucht vor der Anklage gegen sie nehmen die Leugner der Wunder Jesu vor, indem sie sagen, die Auferstehung Jesu – wie immer sie sie verstehen –, die Auferstehung Jesu habe die Evangelisten legitimiert, Jesus die Wunder zuzuschreiben, die in den Erzählungen berichtet werden. Meine lieben Freunde, die Auferstehung Jesu hat den Jüngern gezeigt, dass Jesus wieder lebendig geworden ist, aber er hat sie nicht ermächtigt, Legenden in die Welt zu setzen. Die Zeitgenossen Jesu haben weder an der Wundermacht Jesu noch an seinen Wundertaten gezweifelt. Die Menschen drängten sich an ihn. „Denn eine Kraft ging von ihm aus und heilte alle“, so schreibt Lukas. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten haben dem gekreuzigten Jesus bestätigt: „Andern hat er geholfen.“ Sie bezeugen also die Wunder. Seine Machttaten an kranken, behinderten, blinden und besessenen Menschen waren unbestreitbar. Und selbst die Aufforderung, er solle vom Kreuz herabsteigen, zeigt, dass sie von seiner Macht überzeugt waren. Er hätte es tun können, wenn er gewollt hätte. Aber wo wäre dann die Erfüllung des Vaterwillens geblieben? Petrus beschreibt in seiner Pfingstpredigt Jesus als einen Mann, „dem Gott unter euch Zeugnis gab durch Machttaten, Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn wirkte in eurer Mitte“. Er fügt hinzu: „wie ihr selbst wisst“. Er nimmt also die in Jerusalem anwesenden Juden als Zeugen für das Wunderwirken. Das könnte er ja doch nicht, wenn die Wunder nicht geschehen wären. Der Talmud, jawohl der Talmud, dieses jüdische Sammelwerk, bestreitet die Wunder Jesu nicht, er führt sie nur auf Zauberei zurück, die Jesus angeblich in Ägypten gelernt hat.

Meine lieben Freunde, die Leugnung der Wunder Jesu ist von größter Tragweite. Wer die Wunder im Leben Jesu bestreitet, nimmt den Evangelien ihre Glaubwürdigkeit, denn sie wollen Tatsachen berichten und nicht Legenden erzählen. Wer die Wunder im Leben Jesu eliminiert, zerstört seine Persönlichkeit. Jesus ohne Wunder ist nicht der Jesus der Geschichte, sondern eine Figur des theologischen Liberalismus! Die Bestreitung der Wunder Jesu – durch katholische Theologen!, durch sogenannte katholische Theologen –, die Bestreitung der Wunder Jesu ist zu ihrem Teil schuld am Zusammenbruch des Glaubens von zahllosen katholischen Christen. Ob die Bischöfe noch einmal begreifen, was hier vor sich geht?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden unseres Heilandes

16.02.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im vergangenen Jahre, in der Vorfastenzeit und in der Fastenzeit, haben wir das Leiden des Herrn betrachtet von der Gefangennahme bis zur Kreuzigung. Ich habe Ihnen damals das Versprechen gemacht, wenn ich das Leben und die Kraft habe, will ich im kommenden Jahre – also in diesem – die sieben letzten Worte Jesu am Kreuze mit Ihnen betrachten. Ich will also, vom kommenden Sonntag Sexagesima angefangen, sieben Mal über die Worte Jesu am Kreuze sprechen. Heute aber wollen wir bedenken, was Jesus für uns getan hat, damit wir begreifen, welche Bedeutung diese Worte Jesu am Kreuze haben.

Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Als Mittler öffnet er den Zugang zu Gott und tritt bleibend für die Seinen ein. So erweist er sich umfassend als der Weg, die Wahrheit und das Leben. Immer wenn in der Heiligen Schrift gesagt wird, dass Gott „durch Christus“ etwas gewirkt hat, ist Christus als Mittler angesprochen. Das Wörtchen „durch“ bezeichnet seine Mittlerschaft. Christus ist Mittler geworden durch die Menschwerdung. Da wurde er innerhalb der menschlichen Geschichte, ja innerhalb der gesamten Schöpfung, die Mitte; die Mitte, in der Gott und Mensch zusammenkommen. Sein ganzes Leben war Vollzug des Mittlertums: sein Predigen, seine Heilungen, seine Wundertaten. Aber nach dem Willen des himmlischen Vaters gehörte zum Gipfel seines Mittlertums sein Tod, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt. Als Mittler zwischen Gott und den Menschen ist Christus der Hohepriester, der Hohepriester des Neuen Bundes. Priestertum und Mittlertum fallen zusammen. Christus ist seit seiner Menschwerdung der einzige wahre Priester des Neuen Bundes. Seine Macht als priesterlicher Mittler beruht darauf, dass er der LOGOS, der Sohn Gottes ist. Neben dem Priestertum Christi kommt kein anderes mehr in Frage. Sein Priestertum ist das Ende des alttestamentlichen Priestertums. Christus ist ein anderer Priester als alle übrigen. Er ist heilig, schuldlos, rein, nicht aus den Reihen der Sünder genommen, sondern über alle Himmel erhoben. Er hat nicht nötig, wie die anderen Priester, Tag für Tag Opfer darzubringen für die eigenen Sünden und für die Sünden der anderen. Das hat er ein für alle Mal getan, als er sich selbst darbrachte zum Opfer. Er ist auch nicht Priester aufgrund der leiblichen Abstammung, sondern aufgrund seiner himmlischen Herkunft. Sein Priestertum ist unbeding und ewig. Das alte Priestertum war unvollkommen und begrenzt. Als Priester ist er bestimmt, Opfer darzubringen. Das Opfer, das Christus als Priester darbringt, ist er selbst. Es geschah im Tode am Kreuze. Indem er sich selbst hingab für die Sünden der Welt, erwies er sich als Priester. Seinem vollkommenen Priestertum entspricht ein vollkommenes Opfer. Es ist ein vom Heiligen Geist geweihtes und in seiner Kraft dargebrachtes Opfer. Im Alten Bunde waren es Böcke und Stiere, die man opferte. Er aber ist in das Heiligtum eingetreten mit seinem eigenen Blute. Er selbst ist die Opfergabe. Sie ist makellos, geweiht, geheiligt durch die Vereinigung mit dem göttlichen LOGOS. Es ist ein Glaubenssatz unsere heiligen Kirche: Christus hat durch die freiwillige Hingabe seines Lebens am Kreuze ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht und dadurch die Menschheit mit Gott versöhnt. Dieses Opfer braucht keine Wiederholung. Es ist einmal vollzogen und hat Kraft für immer. Es ist das letzte, es ist das vollkommene Opfer. In diesem einmaligen Tod vollzog sich das Geheimnis unseres Heiles. Dieses Opfer wirkt, was die alten, greisenhaft gewordenen

Opfer nicht konnten, nämlich Sühne der Übertretungen, Reinigung der Herzen und Heiligung. Der heilige Paulus jubelt im Brief an die Galater: „Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben.“

Als Opfer hatte der Tod Christi eine andere Qualität als bei den übrigen Menschen. Sein Tod war nicht ein bloßes Erleiden, dem er nicht entrinnen konnte, nicht ein Verhängnis, das über ihn hereinbrach. Der Tod war für ihn ein Werk, eine Gehorsamstat. Die Tat seiner Selbsthingabe, Vollzug seines Selbstopfers. Es war auch nicht nur – wie die liberale Theologie behauptet – ein heldenhaftes Sterben in einer hoffnungslosen Lage, auch nicht bloß die bereitwillige Übernahme eines unentrinnbaren Schicksals. Nein, es war die freiwillige Überantwortung seines Selbst in den Tod für das Leben der Welt. Aus gesammelter Kraft und mit bereitem Herzen ging Christus auf den Tod zu und in den Tod hinein. Der Tod kam nicht über ihn, sondern er schritt in freier Hingabe in den Tod hinein. Dass er am Kreuze starb, war nicht ein Zeichen seiner Ohnmacht, sondern ein Zeichen seiner Kraft. Er ward geopfert, weil er selbst es wollte. Von grundlegender Bedeutung für das Verständnis des Opfertodes Christi ist, dass es eine Tat des Gehorsams gegen Gott und der Liebe zum Vater und zu den Menschen war – Gehorsam gegen Gott, Liebe zu Gott und zu den Menschen. Er hat im Feuer des Todes alle Selbstherrlichkeit und alle Eigenwilligkeit verbrannt. Das Entscheidende am Kreuzesopfer Christi sind die aus seinem Herzen aufsteigenden Gewalten der Liebe und des Gehorsams. Der Tod mit seiner Qual ist nur die Verleiblichung der inneren Haltungen; nur deshalb hat er Heilskraft. Man würde am Wesentlichen vorbeisehen, wenn man sich einseitig in das Grauen des Leidens mit seinen Einzelheiten versenkte und des in ihm sich verleiblichenden Geistes vergäße. Wenn man etwa fragt, ob nicht andere Menschen ebenso große oder größere Qualen erlitten haben, dann übersieht man vollkommen, worauf es ankommt. Nämlich es entscheidet nicht das Maß des Ertragens körperlicher oder seelischer Schmerzen, sondern das Maß der Liebe und des Gehorsams. Und darin ist Jesus von überragender Größe. Unmenschliche Qualen haben viele Menschen erlitten. Hier aber stehen wir vor einem Menschen, von Blut überströmt, einem Menschen, der Gott ist, das Wort und die Weisheit des Vaters, der Sohn, der von Ewigkeit her in unsagbarer Seligkeit im Schoße des Vaters ruhte. Dieser glorreiche, lebendige Gott ist es, der mit einem Blick von Leid und Liebe vom Kreuze auf uns herabschaut. Dazu kommt: Christus hatte eine weit erhöhte Empfindungsfähigkeit. Eine Empfindungsfähigkeit, die weit über die eines jeden Menschen hinausging. Er konnte gewissermaßen den Schmerz viel intensiver ausleben und ausschöpfen als ein anderer Mensch. Außerdem litt er als der Sündlose. An ihm war nichts von Schuld, weswegen er hätte leiden müssen.

Was die Sicht des Todes aus der Sicht des Vaters betrifft, da muss man sagen: Der Vater hat, um die Menschen von der Sünde zu erlösen, den Christus zum Fluch der Sünde gemacht. Ja, so sagt der Apostel Paulus. „Er ist zum Fluch geworden“, d.h. er hat den Fluch, den die Menschen verdient hatten, auf sich genommen. Er ist das Lamm, das die Sünden der Welt hinwegträgt. Aber er ist es nur deswegen, weil er sie auf sich genommen hat. Er hat dem Fluch der Sünde in seinem Leben Lauf gelassen. Er hat den Fluch der Sünde bis zum Kreuzestod getragen. So hat der Vater im Himmel im Kreuzestod über die Sünde Gericht gehalten. Es war ein furchtbares Strafgericht. In ihm hat sich die Abgründigkeit der Sünde dargestellt. Was die Sünde ist, das sieht man am deutlichsten am Sterben Christi. Der am Kreuze Gerichtete wurde von sündigen Menschen getötet. In der Tötung des menschengewordenen Gottessohnes gewinnt der Absturz der Sünde seine letzte Tiefe. So ist der sündige Mensch, dass er Gott morden will. Da zeigt sich, was er im Grunde in jeder Sünde will, nämlich er will Gott umbringen, dessen Herrschaft er nicht erträgt. Indem Gott seinen eigenen Sohn in den Tod hinein gesandt hat und ihn durch Menschen verurteilen und hinrichten ließ, hat er die menschliche Sünde in ihrer abgründigen Verworfenheit aufgedeckt.

Christus opferte sich als Stellvertreter, d.h. in ihm stand die ganze Menschheit auf Golgota vor Gottes Angesicht und beugte sich unter das Gericht des Vaters. Christus hat am Kreuze für uns Sühne getan und Genugtuung geleistet und uns dadurch Rechtfertigung und Heiligung verdient. Am Kreuze ist die Heiligkeit Gottes über den Repräsentanten der gesamten Menschheit gekommen. Die Stellvertretung Christi wird in der Heiligen Schrift immer ausgedrückt durch die Partikel „für“. Immer wenn es heißt „für uns“, da ist damit ausgesagt, dass Christus an Stelle von uns und zum Nutzen von uns gestorben ist. „Für uns“ heißt: an Stelle von uns und zum Nutzen für uns. Christus hat seinen Tod wiederholt vorhergesagt. Er ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu

dienen, ja, sein Leben als Lösegeld für die Vielen zu geben. Er allein wird das Leben der Menschen von Gott zurückkaufen durch seinen Tod. Die da von dem Einen losgekauft werden, sind viele, nämlich alle Menschen. Er wird seinen Leib hingeben für die sündigen Menschen und sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden aller. Und darin wird der neue Bund des Blutes Christi aufgerichtet. Am deutlichsten sagt er es vor seiner Hinrichtung, vor seinem Todesgeschick. Das spricht er zu den Jüngern und sagt: „Nehmt hin, das ist mein Leib, der für euch hingegen wird.“ Danach sagt er: „Das ist der Kelch meines Blutes, das für euch vergossen wird.“

Der Tod Christi, meine lieben Freunde, ist nicht losgelöst von Auferstehung und Himmelfahrt. Das Todesgeschehen erhält vielmehr erst in der Auferstehung und in der Himmelfahrt seine Erfüllung. Das Leben Christi war von Anfang an auf Tod, Auferstehung und Himmelfahrt hingerichtet. Tod und Begräbnis waren nicht das Letzte, sondern das Letzte waren die Auferstehung und die Himmelfahrt. Das ist die Antwort des Vaters auf die Tat Jesu gewesen. Christus durfte den Segen seiner völligen Hingabe erfahren. Es war die höchste Gemeinschaft mit Gott. Auf den Untergang der vergänglichen Daseinsweise folgte der Aufgang in die unvergängliche Existenzform. Durch seinen Opfertod ist Christus, auch seiner menschlichen Natur nach, eingegangen in die Herrlichkeit, die er hatte vor Schöpfung der Welt. Im Hymnus an die Philipper hat es der Apostel Paulus ergreifend geschildert: „Er erniedrigte sich selbst. Er war gehorsam, gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuze. Darum hat Gott ihn auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Seit diesem Heilsgeschehen steht der Gekreuzigte und Auferstandene immerfort im Allerheiligsten vor dem Angesicht des Vaters. Er tritt für uns ein als der ewige Bürge unseres Heiles. Er hält seine Opfertat, seinen Opfertod dem Vater wie eine ewige Bitte entgegen. Im Himmel wirkt Christus als ewiger Hoherpriester. Durch ihn wird alles Heil vermittelt. Der Erhöhte lebt als der Gekreuzigte. Das Geheimnis des Kreuzestodes steht ewig vor dem Antlitz des Vaters. Deswegen jubelt Paulus im Brief an die Gemeinde in Korinth: „Wer soll uns trennen von der Liebe Christi: Trübsal, Bedrängnis, Verfolgung, Gefahr? In all dem bleiben wir Sieger durch den, der uns geliebt hat. Ich bin sicher, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe kann uns trennen von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (1)

(Das erste Wort Jesu am Kreuze)

23.02.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Leidensgeschichte unseres Heilandes kennt sieben Worte, die Jesus, am Kreuze hängend, gesprochen hat. Die Kreuzesworte sind die Offenbarung des leidenden und sterbenden Jesus. Eines wird von Matthäus und Markus berichtet, drei von Lukas und drei von Johannes. Die Kreuzesworte sind in griechischer Sprache überliefert, eines ausgenommen: Das „Eli“-Wort spricht Jesus in seiner aramäischen Muttersprache. An der geschichtlichen Wirklichkeit dieser Worte ist nicht zu rütteln. Ich muss es Ihnen mit Trauer im Herzen sagen, dass es Theologen, evangelische Theologen gibt, die diese Worte als erfunden hinstellen. Zu dieser frechen Behauptung fehlt jeder Beweis. Die zeitgeschichtlichen Berichte lehren, dass Gekreuzigte auf dem Richtplatz vielfach von Angehörigen, Freunden und Feinden umgeben waren, und dass sie in den langen und qualvollen Stunden bis zum Tode noch gar manches Wort gesagt haben. Vermutlich hat Jesus auch noch viel mehr am Kreuze gesprochen als die überlieferten sieben Worte, aber die Evangelisten haben sich damit begnügt, denn sie hatten ja die Reden Jesu vor seinem Leiden in ihren Büchern überliefert. An aufmerksamen Zeugen, welche die Worte Jesu hören konnten, hat es nicht gefehlt. Es waren anwesend die führenden Männer des Hohen Rates: die Hohenpriester, vor allem Kaiphas. Er wartete auf ein Schuldbekennnis. Er hoffte auf einen Widerruf des „Pseudopropheten“, der das Todesurteil des Hohen Rates rechtfertigen sollte. Wenn dieser Widerruf erfolgt, darf er den Abgefallenen lossprechen, und der Gekreuzigte stirbt eines seligen Todes. Andere Zeugen waren die Soldaten und die Volksscharen, die sich eingefunden hatten. Vor allem aber seine „Vertrauten“, wie Lukas sie nennt, seine Vertrauten, darunter die frommen Frauen, die ihm aus Galiläa gefolgt waren – an Zeugen fehlte es nicht. Dass die christliche Gemeinde die Worte Jesu sorgfältig erforscht und mit höchster Pietät bewahrt hat, unterliegt keinem Zweifel. Die Augen- und Ohrenzeugen des Sterbens Jesu verbürgen die Echtheit der am Kreuze gesprochenen Worte.

Als der wahrscheinlichste Tag des Todes Jesu gilt der 7. April des Jahres 30, ein Freitag, der Rüsttag vor dem Osterfest. Die Meinungen über die Dauer des Kreuzesleidens Jesu gehen auseinander. Man rechnet mit etwa vier bis sechs Stunden, die Jesus am Kreuze lebend gehangen hat. Der Ort des Kreuzestodes Jesu war Golgotha, die Schädelstätte, deswegen so genannt, weil der Hügel die Form eines Schädels hatte. Jesus wurde gekreuzigt zwischen zwei Räubern. Mit Absicht, denn dadurch sollte kundgemacht werden: der Jesus in der Mitte ist der Hauptverbrecher. Die Leiden des Herrn müssen unvorstellbar qualvoll gewesen sein. Der ganze Körper zog sich im Starrkrampf zusammen, die Wunden entzündeten sich, dicke Fliegen setzten sich auf die blutüberströmten Gliedmaßen. Lunge, Herz und Kopf wurden von Blut überfüllt, die Todesqual wurde immer furchtbarer. Ein verzehrender Durst verbrannte die Schleimhäute; der ganze Körper war ein einziger Schmerz. In dieser Verfassung sprach der Herr seine sieben letzten Worte.

Das erste Kreuzeswort wurde unmittelbar nach der Kreuzigung gesprochen, wahrscheinlich zwischen 10 und 11 Uhr an diesem ersten Karfreitag. Das Wort fehlt in einem Teil der Handschriften des Lukasevangeliums. Was hat das zu bedeuten? Die wahrscheinlichste Auslegung ist folgende: Ein Teil

der Handschriften hat das Wort weggelassen, weil es der Polemik der alten Christen gegen die Juden hinderlich war. Die Juden hatten ja das Kreuzesopfer verschuldet, und die Gemeinde, die christliche Gemeinde, hatte die Tendenz, den Juden die Alleinschuld am Tode Christi zuzuschreiben. Gegen diese Tendenz sprach das Kreuzeswort, das erste Kreuzeswort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Und deswegen haben einige Handschriften es weggelassen. Der Inhalt des Gebetes entspricht der ganzen Verkündigung Jesu. Denken Sie an seine Feldrede, wo es heißt: „Betet für die, die euch beschimpfen. Segnet, die euch fluchen.“ Außerdem spricht für die Ursprünglichkeit des Wortes der Gleichklang mit den letzten Worten des Martyrers Stephanus: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an.“

Das Wort beginnt mit einer Anrede: „Vater“. Damit ist Gott gemeint. Er ist für Jesus der Vater schlechthin, und Jesus ist für Gott der Sohn schlechthin. Es ist ein einzigartiges, ein einmaliges Verhältnis. So hatten es die Jünger in der ganzen Zeit ihres Wanderns mit Jesus erfahren. Und jetzt noch einmal, zum letzten Mal offenbart Jesus am Kreuze, er ist der Sohn Gottes, und Gott ist der Vater des gekreuzigten Jesus. Die Anrede bestätigt, dass das bei der Taufe und Verklärung geoffenbarte Verhältnis Jesu zum Vater und sein Bekenntnis vor dem Hohen Räte Bestand hat. Da erfüllt sich die Vorhersage: „Der Vater liebt mich, weil ich mein Leben hingebe, um es wieder zu nehmen. Aber die Welt soll erkennen, dass ich den Vater liebe und so handle, wie er es mir aufgetragen hat.“ Jetzt wird die Fortdauer dieses Liebesverhältnisses bezeugt. Das muss für die Angehörigen und für die Anwesenden unerhört gewesen sein, denn gerade seine Inanspruchnahme der Gottessohnschaft wurde von der jüdischen Behörde als Anmaßung und als todeswürdige Gotteslästerung ausgelegt. Nun bestätigt Jesus mit der Anrede, dass er im Recht und die jüdische Behörde im Unrecht ist. So wird die Anrede zur Anklage wider die Juden. Sie haben den Gottessohn gekreuzigt.

Auf die Anrede folgt die Bitte an den Vater: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Wir wissen von anderen Gekreuzigten, dass sie ihre Strafe voll Wut und Zorn erlitten, dass sie in wilden Verwünschungen gegen ihre Richter und ihre Henker ausbrachen. In jüdischen Martyrien – und teilweise auch in altchristlichen Martyrerberichten – beschimpfen die Martyrer ihre Henker und Richter. Von einem der Makkabäischen Brüder, die in der Verfolgung des Epiphanes hingerichtet wurden, wird berichtet, dass er seinem Henker zurief: „Du Frevler! Du raubst uns jetzt das zeitliche Leben, aber der König des Weltalls wird uns das ewige Leben geben.“ Nicht so Jesus. Die Stärke erreicht bei ihm den Gipfel der Selbstvergessenheit. Am Kreuze noch denkt er an die anderen und ihre Errettung. Sein erstes Wort richtet er nicht an seine Freunde: die Apostel, die guten Frauen, sondern er richtet es an die Menschen, die ihn, seine Apostel und seine Kirche hassen. „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Auf den Hass und den Spott antwortet er mit der liebevollen Bitte um Verzeihung für seine Feinde. Wäre er ein Mensch gewesen, dann hätte er für sich selbst um Vergebung gebeten. Aber als Gott bat er den Vater um Verzeihung für die Menschen. Er bleibt seiner Sendung als Retter und Helfer in der letzten Stunde treu.

Wir können fragen: Wen meint er denn damit, dass ihnen vergeben werden soll? Wer sind denn die Subjekte der Verzeihung? Zunächst einmal die Soldaten, die Exekutoren, die Henker, die Jesus kreuzigen. Aber es greift zu kurz, wenn manche Erklärer meinen, das Wort beziehe sich nur auf die Soldaten, die Jesus ans Kreuz hefteten. Denn sie handelten ja lediglich auf Befehl des Prokurators Pontius Pilatus. Auch er fällt als Richter unter die Verzeihungsbitte Jesu. Pilatus suchte – wie wir wissen – die Schuld für die Verantwortung Jesu auf die Juden abzuwälzen. Und das Volk rief: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Damit erklärte es sich zum geistigen Urheber der Verurteilung und Kreuzigung Jesu und scheint damit auch unter die Verzeihungsbitte Jesu zu gehören. Hinter dem Volk aber standen die Hohenpriester und die Mitglieder des Hohen Rates. Sie sind die Hauptverantwortlichen für die Hinrichtung Jesu, und daher und nicht zuletzt Subjekt der Bitte um Verzeihung. Man kann auch die Spötter unter dem Kreuze in diese Bitte einschließen. Es waren ja vier Gruppen: die Vorübergehenden, die Angehörigen des Hohen Rates, die Soldaten und einer der Schächer, die Jesus verhöhnzten. „Ei, du wolltest den Tempel Gottes niederreißen und in drei Tagen aufbauen, jetzt hilf dir selbst. Steig herab vom Kreuze, dann wollen wir glauben.“

Was wird ihnen verziehen? Verzeihen kann man nur Sünden. Die Sünde des Pilatus bestand in der Verurteilung Jesu, obwohl er seine Unschuld erkannte. Er hat gegen seine Überzeugung gehandelt und

sein richterliches Amt missbraucht. Er tat es aus Furcht, die Gunst des Kaisers zu verlieren. Die Sünde des jüdischen Volkes bestand in der Forderung, Jesus hinzurichten, obwohl Pilatus ihm wiederholt die Unschuld Jesu entgegenhielt. Am größten ist die Sünde bei den verantwortlichen Führern des Volkes, bei den Hohenpriestern und Mitgliedern des Hohen Rates. Sie verurteilten Jesus zum Tode, weil sie sich nicht damit abfinden wollten, dass er der Messias und Gottessohn war. Sie ließen den Beweis für die Wahrheit seiner messianischen Wirklichkeit nicht zu. Sie bestanden „aus Neid“, wie es im Matthäusevangelium heißt, sie bestanden aus Neid auf dem Todesurteil. Die Soldaten wird man von der Vergebungsbite nicht ausschließen können; eine Sünde der Mitwirkung dürfte bei ihnen vorliegen. Natürlich handelten sie auf Befehl, aber man kann einen Befehl auch grausam oder milde ausführen.

Wie ist nun, angesichts diese Sachverhaltes, die Bitte Jesu zu verstehen? Manche Erklärer sehen darin eine falsche Beschönigung oder eine fromme Lüge. Ich halte so etwas im Munde Jesu für undenkbar. Weder eine falsche Beschönigung noch eine fromme Lüge traue ich Jesus zu. Ich weise diese Erklärung ab. Zunächst einmal ist klar: Mit dem Wort Jesu kann nicht die volle Unwissenheit der Beteiligten gemeint sein, denn sie würde ja die Bitte überflüssig machen. Wenn man um die Schuldhaftigkeit einer Handlung nicht weiß, wird man auch nicht schuldig. Wenn die Voraussetzung zur Sünde fehlt, nämlich das Wissen um die Sünde, dann ist man von der Sünde entschuldigt, dann liegt eine Sünde überhaupt nicht vor. Unüberwindliche Unwissenheit schließt die Sünde aus. Diese kann also hier nicht vorgelegen haben. Die Juden wussten, was sie taten. Die Verantwortlichen fassten den Beschluss, Jesus zu töten, sie wiegelten das Volk auf, sie forderten die Kreuzigung, trotz der Behauptung der Unschuld Jesu durch Pilatus, sie riefen sein Blut über das Volk herab. Und sie belasteten sich durch falsche Zeugnisse, durch Schläge, durch Verhöhnern; sie wussten, was sie taten. Es muss also eine überwindliche Unwissenheit gewesen sein, welche die Sünde mindert, so dass der Herr für die Sünder bitten konnte. Ich verstehe das Wort des Herrn so: Die Menschen, die ihn ans Kreuz brachten, überschauten nicht die ganze Tragweite ihres Handelns. Sie meinten, sich eines falschen Messias entledigen zu müssen. Sie erkannten nicht, dass sie den gottgesandten Heiland der Welt zu Tode brachten. Vielleicht liefert der Apostel Paulus einen Kommentar zu diesem ersten Wort Jesu am Kreuze, wenn er der Gemeinde in Korinth schreibt: „Gottes Weisheit hat keiner von den Führenden dieser Welt erkannt. Denn hätte man sie erkannt, würden sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt haben.“ Der von Jesus vorgegebene Grund der Unwissenheit kann aber nur ein Milderungsgrund der Sünde sein. „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Das erste Kreuzeswort, meine Freunde, ist ein einzigartiges, überwältigendes Versöhnungswort. Dieses Versöhnungswort belebt das vom Kreuz fließende Versöhnungsblut des Hohenpriesters der ganzen Menschheit. Der gekreuzigte Jesus spricht mit dem ersten Kreuzeswort die bisher stumme Versöhnungsbite seines Blutes aus. Sühnopfer und Sühnewort fallen und wachsen zusammen. Das Lamm Gottes nimmt im Versöhnungsblut und in der Versöhnungsbite die Sünden der Welt hinweg. Gott hat in Christus die Welt mit sich versöhnt.

Aber nun wollen wir einmal in das Herz des Heilands hineinhorchen. Wollen fragen: Wie mag ihm zumute gewesen sein, als er dieses Wort sprach? Als der Herr auf dem Kreuze lag, und die Henker mit ihren Hämmern die Nägel durch seine Hände und Füße trieben, als er diese Hammerschläge hörte und fühlte, da ergriff ihn ein unsagbares Entsetzen und ein Grauen über den Gräuel, der da geschah. Diese Menschen, was taten sie? Sie hämmerten das Leben selbst zu Tode. Sie löschten das ewige Licht aus, sie verstießen den einzigen Sohn des ewigen Vaters, sie erstickten das Frohlocken des himmlischen Gottes. Was ist das für ein furchtbarer Gräuel? Das kam dem Herrn zu Bewusstsein. Muss da nicht alles einstürzen? Himmel und Erde? Muss da nicht alles erlöschen, wenn das Leben zu Tode geht? Wenn der Vater selbst angegriffen wird in seinem Sohn? Wenn der ewige Gott mit Feindseligkeit bedroht wird? Muss da nicht Gott aufstehen und sich wehren und zu einem vernichtenden Schlag ausholen? Aber wenn Gott sich wehren muss, dann stürzt alles ein. So ein Entsetzen packte das Herz des Heilandes. Und deswegen lief er dem Vater entgegen: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Es ist entsetzlich, was diese Menschen tun, es ist unfassbar, aber sie wissen es nicht. Das ist ein Wort voll Schrecken und voll Trost zugleich. Es ist wahr, meine lieben Freunde, solche Dinge geschehen auf dieser Erde, Attentate auf Gott selbst. Die Menschen sind imstande, ihre Hände zu erheben gegen die ewige Liebe. Sie sind imstande, Gott zu schlagen! Solche Furchtbarkeiten

sind möglich. Und manchmal überfällt es uns wie ein Grauen. Menschen, die tiefer schauen, die besser hören, haben zuweilen den Eindruck, dass sich auf dieser Erde furchtbare Dinge ereignen. Die Menschen sind entsetzlichster Gräuel fähig, aber sie wissen es nicht; es liegt ein Schleier über ihren Augen. Ahnungslos sind sie wie Kinder, und darum muss man immer wieder Erbarmen mit ihnen haben und sagen: „Ewiger Gott, verzeih ihnen.“ Aber es bleibt immer noch genug auf dieser Erde, was auch grauenhaft ist, und was die Menschen aber doch wissen, wo man nicht sagen kann, sie wissen es nicht. Der Heiland selbst nimmt das beim letzten Gericht an. Da wird er ihnen sagen: „Ihr habt mich Hungernden nicht gespeist. Ihr habt mich Dürstenden nicht getränkt. Ihr habt mich Gefangenen nicht besucht.“ Dann werden sie sagen: „Aber wir wussten doch gar nicht, dass du Hunger hattest und Durst hattest und dass du gefangen warst.“ Dann wird er sagen: „Ja, das habt ihr nicht gewusst. Aber dass Euer Bruder hungert, dass Euer Bruder dürstet, dass Euer Bruder gefangen ist, das habt ihr doch gewusst! Und darum werdet ihr verdammt. Es bleibt immer noch genug übrig, was ihr doch gewusst habt.“ Dass unsere Sünde zum Himmel emporsteigt und Gott selbst bedroht, das können wir nicht begreifen. Aber dass unsere Sünde die Menschen mordet, dass unsere Sünde die Menschen quält, das wissen wir! Dass Kinder im Mutterleib und bald auch außerhalb desselben, wenn sie krank sind, getötet werden; das wissen wir! Dass die Regierenden neben das gottgeschenkte Institut der Ehe die Verbindung homosexueller Personen stellen; das wissen wir! Dass Kinder, unschuldige Kinder, in der Schulsexualerziehung mit verschiedenartigen geschlechtlichen Praktiken bekanntgemacht werden und gleichzeitig lernen, wie man die Folgen vermeidet; das wissen wir! Es bleibt also noch genug übrig, wo man nicht sagen kann: „Sie wissen nicht, was sie tun.“ Hat denn der Herr dafür keinen Trost gehabt? Hat er nur gebetet für das, was wir nicht wissen? Dann wollen wir ihn heute noch anflehen: „Heiland, Erlöser, es ist nicht genug, Du musst auch beten für das, was wir wissen, für die Sünden, die wir wohl kennen, für die Gräuel, die wir begreifen. Das ist immer noch schrecklich genug. Und wenn Dein Mund nicht dafür betet, so soll Dein Blut, so soll Dein Herz dafür beten und rufen.“ Und in der Tat, die Stimme seines Blutes, die Stimme seines Herzens ist stärker als die Stimme seines Mundes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (2)

(Das zweite Kreuzeswort)

02.03.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Entweder gleichzeitig mit der Kreuzigung Jesu oder unmittelbar nachher erfolgte die Hinrichtung von zwei Räufern. Lukas nennt sie „Übeltäter“, Kakurgos heißt das griechische Wort. Wir dürfen unter ihnen, wie bei Barabbas, Anhänger der Patriotenpartei des Sikarier, dieser gewalttätigen, fanatischen Leute, sehen. Sie waren, aufgrund ihrer Übeltaten, ergriffen und ebenfalls zur Kreuzigungsstrafe verurteilt worden; einer zur Rechten, der andere zur Linken, Jesus in der Mitte. Das ist mit Bedacht geschehen, denn man wollte damit den Anschein erwecken, Jesus gehört zu diesen Verbrechern, er ist der Hauptverbrecher, deswegen wird er in der Mitte aufgehängt. So wollte es Gott. Es musste das Wort aus dem Propheten Isaias in Erfüllung gehen: „Er wurde unter die Übertäter gezählt.“ So wollte es Gott. Das ist sein wirklicher Platz: Jesus unter den Unwürdigen. Während seines Lebens warf man ihm vor, dass er mit Sündern speise und trinke. Jetzt kann man ihn beschuldigen, dass er mit ihnen stirbt. Es ist ein wunderbares Beispiel vom richtigen Mann am richtigen Platz: Christus unter den Banditen, der Erlöser inmitten der Erlösten, der Arzt unter den Aussätzigen. In seiner Weisheit hat Gott tief in die unteren Schichten der Menschen gegriffen und zwei menschliche Wracks neben seinen Sohn gestellt. Den einen bestimmte er zum Begleiter seines einzigen Sohnes. An der Geschichtlichkeit des zweiten Worte Jesu, das wir heute bedenken wollen, besteht kein Zweifel. Das zweite Kreuzeswort ist ja die Antwort auf die Bitte des Schächers. Ohne diese wäre es fundamentlos. Ein protestantischer Theologe sagt: „Das Wort ist legendarische Ausschmückung des Kontrastmotives.“ Ein anderer schreibt: „Das ist ein Reuemuster.“ Ein Dritter: „Das ist die wirkungsvollste Legende des Lukas.“ Ich erwähne diese Verirrungen, damit Sie wissen, dass ich mich mit dem Unglauben auseinandergesetzt habe.

Matthäus und Markus bemerken, dass die beiden Schächer Jesu geschmäht haben, wie die Spötter unter dem Kreuze. Es kann durchaus sein, dass auch der rechte Schächer zunächst mitgeschmäht hat, dass er aber dann zur Besinnung gekommen ist. Und dann sprach er seine wunderbaren Worte, die einen an seinen Gefährten gerichtet, die anderen an Jesus. Seine Bekehrung vollzog sich in vier Stufen. „Fürchtest auch du Gott nicht, obwohl du doch die gleiche Strafe erleidest“, sagt er zu seinem Mitverbrecher. Er erinnert seinen Kameraden an die Gottesfurcht als Anfang der Weisheit und der Bekehrung. Er will ihm sagen: Sieh' doch an, in welchem Elend du bist. Durch eigene Missetat bist du dahin gekommen. Und wenn du schon keine Reue empfindest, so solltest du doch wenigstens Furcht haben vor der Strafe des gerechten Gottes, vor dessen Gericht du in Kürze stehen wirst. „Wir freilich“, fährt er fort, „leiden mit Recht, denn wir empfangen den wohlverdienten Lohn für unsere Taten.“ Der Schächer zeigt Selbsterkenntnis, Erkenntnis seiner eigenen Schuld und Selbstanklage wegen seiner strafwürdigen Missetaten. Darin liegt schon Reue und der Wille zur Bekehrung. „Dieser aber hat nichts Böses getan.“ Die Schächer müssen also erfahren haben, dass Pilatus keine Schuld an Jesus gefunden hat. Es muss ihnen zu Ohr gekommen sein, dass hier ein Unschuldiger verurteilt worden ist. Und der rechte Schächer kann sich mit dem unschuldigen Leiden nicht abfinden. „Jesus, gedenke

meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Jesus ist seine Zuversicht. Das sind die vier Dispositionsakte des rechten Schächers zu seiner Bekehrung, die bei jedem Menschen sich wiederholen müssen. Hier wird die Verzeihungsbitte Jesu schon wirksam an einem Manne, nämlich dem, der rechts neben ihm hängt. Die Überlieferung hat ihm den Namen „Dismas“ gegeben. Die Versöhnungsbitte bewog ihn zur Umkehr. Und auch die Geduld des Gekreuzigten und das frühere Wissen des Schächers über Jesus, von dem er ja sicher erfahren hatte, dürften motivierend für seine Bekehrung gewesen sein. Den Abschluss der Dispositionsakte des rechten Schächers bildet die Bitte um das Gedenken Jesu. Er spricht den in der Mitte hängenden Gekreuzigten mit „Jesus“ an. In diesen Namen legt er alles hinein, was er an Vertrauen und Zuversicht hegt. Er kannte natürlich diesen Namen, er stand ja auch über dem Kreuze Jesu, der Titel lautete: Jesus von Nazareth. Wenn das Wort des Schächers und auch das Wort Jesu ein Erzeugnis der kirchlichen Tradition wären, wenn die Urgemeinde es erfunden hätte – wie die ungläubigen Theologen meinen –, dann hätte an dieser Stelle nicht „Jesus“ gestanden, sondern ein Würdenname Jesu: Herr oder Messias. Die Treue, die geschichtliche Treue, bezeugt sich in dieser Anrede „Jesus“. Der Schächer ruft Jesus an, wie man in der liturgischen Formelsprache Gott anruft: „Gedenke meiner“. Er bittet um ein Gedenken Jesu in seiner Reichsherrlichkeit. Es existieren für dieses Bittgebet zwei Fassungen, zwei Lesarten, die in den Handschriften des griechischen Neuen Testaments angegeben sind. In der einen Lesart heißt es: „Gedenke meiner, wenn du kommst in deinem Reiche.“ Das würde bedeuten, dass Jesus der eschatologische König (der endzeitliche König) ist, der sein himmlisches Königreich bringt. Es gibt aber die zweite Lesart, die heißt: „wenn du kommst in dein Reich.“ Das würde bedeuten: Wenn Jesus kommt in das geistige, übernatürliche himmlische Königtum nach seinem Tode, sogleich nach seinem Tode. Ich wage es nicht, mich für eine dieser Lesarten zu entscheiden. Sie sind beide denkbar, sie geben beide einen guten Sinn, sie sind auch beide im Munde des Schächers möglich. Der Schächer erblickt jedenfalls – und das ist in beiden Lesarten ausgesagt – im gekreuzigten Jesus den König des Gottesreiches. Hinter dem Kreuz sieht er den Königsthron, hinter dem Dornenkranz die Königskrone, hinter den Nägeln in seinen Händen das Königszepter, hinter den Schmährufen hört er das Hosanna. Und neben den wenigen Gläubigen, die das Kreuz umstehen, erblickt er die zahllose Schar der Bürger des Reiches Gottes. „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Der Mob auf dem Kalvarienberg sagte, Jesus solle vom Kreuze herabsteigen; der Schächer bat, ihn mit hinaufzunehmen. Die Massen hätten geglaubt, wenn er eine Religion ohne Kreuz gepredigt hätte. Der Schächer fand seinen Glauben dadurch, dass er am Kreuze hing. Warum, warum, meine lieben Freunde, fand dieser Schächer Erlösung? Nur deshalb, weil die Fähigkeit zur Umkehr bei den wirklich Schlechten größer ist als bei den Selbstzufriedenen. Schon die Leere der Seele des Sünders bietet eine Gelegenheit, das Mitleid Gottes aufzunehmen. Selbstverachtung ist der Anfang zur Bekehrung, denn sie bedeutet den Tod des Stolzes.

Nachdem der Schächer geendigt hat, ist Jesus daran, zu reden. Und er spricht zu dem Gefährten seines Todes. Das zweite Kreuzeswort Jesu beginnt mit einem feierlichen Auftakt: „Amen“. Das ist eine Beteuerungsformel. Sie steht am Anfang einer feierlichen Erklärung und ist der Ausdruck der Zuverlässigkeit, der Sicherheit dessen, was nachher folgt. Mit dem feierlichen „Amen“ leitet Jesus seine große Zusicherung ein. Sie bereitet das folgende Wort des Heiles vor. Es folgt dann das Zeitwort, das Adverb „heute“. Die Verheißung, die Jesus jetzt macht, wird „heute“ in Erfüllung gehen, nicht morgen, nicht übermorgen, auch nicht in Zukunft, nach langer Zeit. Am Tage des Todes öffnen sich für den Schächer die Tore des Paradieses. „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Während die anderen lästerten: „Sich selbst kann er nicht helfen“, vernahm das Schächer das „Heute noch“. Noch waren seine Arme gefesselt, aber das „Heute noch“ löste sie schon. Sein Körper war noch in Qualen, aber das „Heute noch“ gab ihm Erfrischung. Sein Leben war fast schon wertlos, aber seine Seele bekam ewigen Wert. Dann folgte die Verheißung: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Das Wort „Paradies“ ist persischen Ursprungs. Die Griechen verstanden darunter einen kunstvoll angelegten Park. Im Alten Testament ist das Paradies der glückliche Aufenthaltsort der ersten Menschen. Sie wurden hineinversetzt, dass sie das Paradies bebauen und bewachen. Später gebrauchte man das Wort für den überirdischen Aufenthaltsort der Gerechten, wo sie vom Tode bis zur Auferstehung des Leibes verharren. Jeder Jude wünschte sich, einmal in das Paradies hineinzukommen, einmal das Paradies zu erben. Für den sterbenden Palästinenser war es die große, fassbare und von aller Angst befreite

Hoffnung. Die zugesicherte Inbesitznahme des Paradieses war für den rechten Schächer eine unerwartete große Wohltat. Mit ihr verbunden war ja die Gemeinschaft mit Jesus: „Mit mir wirst du im Paradies sein.“ Die künftige Gemeinschaft mit Jesus im Paradies wird am Karfreitag, nach dem Tode, zur Gegenwart und Wirklichkeit. Dieses Wort Jesu, meine lieben Freunde, ist ein Zeugnis für das Leben der Seele nach dem Tode, ein Zeugnis für die Unsterblichkeit der Seele, ein Zeugnis für das Fortleben der Seele nach dem Tode. Und der rechte Schächer ist das Vorbild für alle Menschen, sich in Glauben, Vertrauen, Liebe, Reue durch den Erlöser Jesus Christus Gott zuwenden. Es gibt für jeden Menschen die Möglichkeit der Erlösung bis zum letzten Lebenstag, ja bis zur letzten Lebensstunde. Hinter dem Vorbild des rechten Schächers steht der allgemeine Heilswille Gottes.

Wenn wir einmal hineinschauen in das Herz des Schächers, was sehen wir da, meine lieben Freunde? Das war ein armes Herz. Er hat nichts mehr zu hoffen. In den nächsten Stunden muss er sterben unter furchtbaren Qualen. Nur der Tod bleibt ihm noch auf dieser Welt, und dann, in der anderen Welt? Die ewige Verdammnis – wie er dachte. Und das alles mit Recht. Er sagt es ja selbst: „Es geschieht uns recht für die Missetaten, die wir begangen haben.“ Er hat nichts mehr zu hoffen. Aber nun siehe, nun erwacht in ihm noch einmal ein Wunsch, nicht eine Hoffnung, aber ein Wunsch. Er hat den Herrn betrachtet, der neben ihm am Kreuze hing, und da fing sein Herz zu schlagen an. Und da flog seine Liebe, die sein Leben lang gebunden war, auf einmal empor und ward frei und schlug diesem Mitgekrenzigten entgegen; eine große, wundervolle Liebe. Ja, wenn er diesem Jesus früher begegnet wäre, da wäre alles anders geworden. Aber nun hat er nichts mehr zu hoffen. Nur einen Wunsch hat er noch. „Jesus“, sagt er, „gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Ich weiß nicht, ob er diesen Wunsch für sehr groß und kühn oder für sehr klein gehalten hat. Vielleicht dachte er, das sei ein ganz kleiner und bescheidener Wunsch. Als der Prasser in der Hölle seine Augen erhob und den Lazarus sah in der Ferne, da wollte er einen Tropfen Wasser haben. Das war unmöglich, denn es ist eine unendliche Kluft zwischen Himmel und Hölle, und niemand kann hinüberkommen. Dieser Schächer aber wollte nichts haben, nicht einmal einen Tropfen Wasser, nur ein Gedenken, eine kleines winziges Gedenken, einen einzigen Gedanken. Vielleicht kam ihm das nicht sehr groß und wichtig vor; er wird ja in wenigen Stunden im ewigen Dunkel begraben sein, in ewiger Verlassenheit, in ewiger Hoffnungslosigkeit wird er liegen. Aber ein Herz wird einmal seiner gedenken! Vielleicht erschien ihm das auch groß, denn sein Leben lang hat niemand an ihn gedacht. Er war ein Ausgestoßener. Wer hätte je ein Gedenken für ihn gehabt? Weil er das nie gehabt hat, deswegen erschien es ihm so tröstend, dass einmal jemand an ihn denken wird. Er weiß wahrhaftig nicht, wieviel er da verlangt und wünscht. Ja, wenn Jesus einer Seele gedenkt, dann ist das eine Gnade, dann ist das schon eine Auserwählung, dann ist das schon eine Wärme und eine Heimat, dann ist das schon eine offene Pforte. Das ist schon eine Rettung, wenn Jesus einer Seele gedenkt, eine Rettung vor ewigem Verlorensein. So etwas Großes wünscht er sich, ohne es zu wissen. Und es ward ihm zuteil. „Wahrlich“, sagt der Herr, „heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ „Mit mir“ – also im Paradies. Der Sinn ist wohl nicht: Du wirst im Paradies zugleich mit mir sein. Sondern: Du wirst mit mir sein, und das ist das Paradies. Denn wer bei ihm ist, der ist im Paradies, ob er in die Vorhölle geht oder in die Hölle: Wo er ist, da ist das Paradies. Er wird mit dem Heiland sein, und das ist das Paradies. Ist also der Herr nicht sehr freigebig gewesen mit dem armen Schächer? Eigentlich nicht, denn er hatte ihm nichts anderes bieten können. Der Schächer wollte ja nicht Gesundheit oder Leben oder herabgenommen werden vom Kreuze, er wollte nicht Beendigung seiner Schmerzen, er wollte nicht einmal in den Himmel. Er wollte nur ein Gedenken. Er wollte nur ein ganz kleines, winziges Plätzchen im Herzen Jesu, einen ganz kleinen Winkel, ein ganz kleines Stückchen von seinem Herzen. Und siehe, was kann der Heiland dann anderes schenken als sein eigenes Herz. Wer in diesem Herzen nur einen kleinen Winkel hat, der ist schon ganz darin. Du wirst bei mir sein von heute an, denn du wirst zu mir gehören, du wirst mein Eigentum, du wirst mein Kamerad, du wirst mein Freund, mein Genosse, mein Begleiter sein. Meine lieben Freunde, was der Herr dem rechten Schächer sagt, ist eines der tröstlichsten Worte des ganzen Evangeliums. Unser Herr und Heiland ist kurz vor dem Tode. Er weiß, was ihn hinter dem dunklen Tor des Sterbens erwartet. Es ist die Herrlichkeit des Vaters, die Freude des Paradieses. Dieselbe Aussicht eröffnet er dem Schächer, der neben ihm hängt und mit ihm stirbt. Wenn es mit uns zum Sterben kommt, dann wollen wir uns erinnern, was Jesus zu dem Mann

gesagt hat, der neben ihm am Kreuze hing. Nach einem Verbrecherleben hat er zur Bekehrung und zur Reue gefunden. Jetzt klammerte er sich an den Unschuldigen in der Mitte der drei Kreuze und bat ihn um ein Gedenken. Und der Herr gab ihm mehr als ein Gedenken. Er gab ihm die Seligkeit des Himmels. „Heute noch wirst du mir im Paradiese sein.“

„O mein Heiland, sprich dieses Wort auch zu mir,
wenn mein irdischer Lauf zu Ende geht.
Schenke mir dieses Wort des Trostes und der Macht,
denn dieses Wort eröffnet mir die Pforten der seligen Ewigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (3)

(Das dritte Kreuzeswort)

09.03.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die sieben letzten Worte des Herrn am Kreuze zu betrachten. Heute steht das dritte Kreuzeswort zur Überlegung an. Es ist an die Mutter Jesu und an den Lieblingsjünger Johannes gerichtet. Die Mutter Jesu trägt bei den drei ersten Evangelisten den Namen Maria. Johannes nennt die Mutter Jesu nie mit ihrem Namen. Er spricht immer nur von der „Mutter Jesu“. So bei der Hochzeit zu Kana und so auch unter dem Kreuze. Der Unglaube verwirft auch das dritte Wort Jesu am Kreuze. Der evangelische Theologe Emanuel Hirsch sagt: „Das Wort ist ein Zusatz der kirchlichen Redaktion.“ Und der evangelische Theologe Bultmann erklärt: „Das Wort ist eine Eigenbildung des Johannes, unhistorisch und symbolisch gemeint.“ Damit Sie wissen, dass ich mich mit dem Unglauben befasst habe, deswegen erwähne ich diese Zeugnisse. Es besteht kein Grund, an der Geschichtlichkeit des dritten Kreuzeswortes zu zweifeln. Umsonst wird die Religionsgeschichte zu Hilfe gerufen. Zu der geschichtlichen Situation Jesu am Kreuze und Maria und Johannes unter dem Kreuze, zu dieser geschichtlichen Situation gibt es keine einzige religionsgeschichtliche Parallele.

Die Ausleger der Heiligen Schrift gehen auseinander bei der Frage, wie viele Frauen unter dem Kreuze standen. Waren es drei oder waren es vier? Ich neige zu der Erklärung: es waren vier: Maria, Jesu Mutter, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleophas und Maria Magdalena. Wenn wir uns vorstellen, dass der ans Kreuz Geheftete der Sohn Gottes ist, und dass er da mit unendlicher Weisheit und Macht ausgerüstet ist, dann fragen wir uns: Warum hat er seiner Mutter die Nöte auf Golgotha nicht erspart? Warum bewahrt er ihre Augen, die für das Paradies geschaffen waren, nicht vor dem Anblick des Kreuzes? Müssen Mütter mit ihren Söhnen zum Galgen gehen? Müssen Unschuldige die bitteren Früchte ernten, die die Sünder gesät haben? Das sind Fragen, wie die falsche menschliche Weisheit sie stellt. Der Herr wollte ihre Gegenwart unter dem Kreuze. So wie er als neuer Adam die Sünde des alten Adam auslöschen wollte, so sollte Maria als neue Eva den Ruhm der Weiblichkeit dem erlösten Menschengeschlecht verkünden. Wie Maria in Kana an der Seite ihres Sohnes war, als er den Anfang seiner Wunder machte, so ist sie jetzt an seiner Seite, da er in seiner tiefsten Erniedrigung das Heil der Welt bewirkt. Jetzt erfüllt sich das Wort des greisen Simeon: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Das Schwert der Leiden ist jetzt durch die Seele Mariens gedrungen.

Aber, so kann man fragen: Wo waren denn die Männer am Kalvarienberg? Wo waren die, die er geheilt hat? Weder Petrus war da noch Jakobus, noch Andreas, nur ein einziger Apostel: Johannes. Er ist Augenzeuge des Berichtes der Kreuzigung. Während die Männer versagten, haben sich die Frauen bewährt. Beim ganzen Prozesse Jesu hat kein Mann für ihn Stellung genommen, aber eine Frau, Claudia, die Gattin des Pontius Pilatus. „Habe nichts zu schaffen mit diesem Gerechten“, hat sie ihrem Mann gesagt. Auf dem schrecklichen Weg zum Kalvarienberg, da waren es keine Männer, die den Herrn getötet haben, sondern Frauen, die weinenden Frauen von Jerusalem. Und jetzt auf Golgotha sind es wieder Frauen, die ohne Furcht sind. Sie stehen am Fuße des Kreuzes. Maria Magdalena, wie immer natürlich dabei, ganz ihrem Schmerz hingegeben, wie sie uns Matthias Grünewald auf seinem

Altarbild gezeichnet hat. Doch eine ist unter ihnen, deren Mut und Verehrung so groß sind, dass der Evangelist eigens erwähnt, dass sie stand. Es war die Mutter des dritten unter den Gekreuzigten.

Das dritte Kreuzeswort ist ein Doppelwort: Ein Wort an Maria, die Mutter Jesu: „Frau, siehe da deinen Sohn“, und ein Wort an den Lieblingsjünger Johannes: „Siehe da deine Mutter.“ Jesus redet Maria mit „Frau“ an, ebenso wie bei der Hochzeit zu Kana. Diese Rede ist weder unehrerbietig noch geringschätzig. Im Gegenteil, mit dieser Rede drückte man im Altertum Achtung und Ehrfurcht aus. Marias Erscheinen auf Golgotha ist ein Akt des Bekenntnisses. Sie bekennt sich zu der Gemeinde des Verfluchten, denn wer am Kreuze hing, galt als verflucht. Das bedeutete für die Frau im antiken Palästina Rechtlosigkeit, Schutzlosigkeit und Heimatlosigkeit. Den Mann hatte sie schon verloren, jetzt verlor sie auch noch den Sohn. Ein Gekreuzigter hatte nach altjüdischem Recht die Befugnis, vom Kreuze aus noch eine letztwillige Verfügung zu treffen. Jesus macht von diesem Recht Gebrauch. Er stellt die Mutter in der amtlichen Formelsprache des altjüdischen Familienrechtes unter den Schutz des Apostels Johannes. Dann weist er mit einer Geste seines Hauptes auf seinen Lieblingsjünger: „Sieh' deine Mutter.“ Der Johannes soll als geistlicher, gleichsam als Adoptivsohn Maria zugehören. Mit der Formel wird der Zustand des Eintretens, den man anzeigen will, als bereits bestehend verkündet. Johannes wird als Adoptivsohn Mariens verkündet. Von diesem Zeitpunkt an soll er für die Zukunft ihr Adoptivsohn sein und bleiben. Das Wort ist schöpferisch; es schafft ein neues Verhältnis. Die Mutterschaft Mariens hört mit dem Tod ihres Sohnes nicht auf. Maria bleibt nicht verlassen zurück, sondern als Adoptivmutter eines Adoptivsohnes.

So hat, meine lieben Freunde, Jesus am Kreuze zwei Menschen getröstet, die keinen Trost mehr hatten. Da stand seine Mutter neben dem Kreuz; in Todesqualen hing er daran, hilflos. Auch sie kann ihm nicht helfen. Das ist das Ende der schönsten aller Mutterschaften, die es je gab. Wer kann beschreiben, was er ihr gewesen und was sie ihm gewesen ist. Das Wort Mutter allein sagt es nicht. Um einen Abschiedsschmerz, eine Trennung zu ermessen, müsste man wissen, wie nahe zwei Seelen, wie nahe zwei Herzen einander gewesen sind. Woran misst man die Nähe zweier Menschen? Die misst man nicht mit Namen: Vater oder Mutter, Sohn oder Bruder oder Schwester, sondern die Nähe zweier Menschen misst man an der Größe und Reinheit, an der Tugend, an der Kraft und an der Güte dieser Menschen. Je größer, je reiner, je gütiger, je vollkommener sie sind, desto näher können sie sich kommen, unbeschreiblich nahe. Umso furchtbarer ist dann auch der Schmerz der Trennung bei Menschen, die sich so nahe waren. Wo zwei Menschen einander fremd sind, einander nichts bedeuten, ist die sichtbare Gegenwart ebenso bedeutungslos, ja sie kann sogar noch einen neuen Abgrund zwischen ihnen auftun lassen. Je näher sie sich körperlich sind, umso weiter können sie seelisch getrennt sein. Wo aber zwei Menschenseelen sich nahe sind, da ist auch die sichtbare Gegenwart ein Wunder. Und was bedeutete die sichtbare Gegenwart Jesu für Maria? Der Engel hat es ihr gesagt: „Der Herr ist mit dir.“ Solange sie Jesus sah, haben ihre Augen, ihre Hände, ihre Gefühle ihr gesagt: „Ja wahrhaftig, der Herr ist bei mir.“ Nun ist es zu Ende, nun ist der Herr nicht mehr bei ihr. Da stand auch Johannes, der Lieblingsjünger. Er hat in dieser Stunde mehr verloren als die übrigen Apostel. Denn er hat an der Brust des Herrn geruht. Seine junge liebebedürftige Seele hat im Heiland ihre Heimat, ihr Zuhause, ihre Geborgenheit, ihren Ausgang und ihren Eingang gefunden. Und nun sollte er den Meister verlieren. Wahrhaftig, diese beiden Seelen hatten nichts mehr, keinen Trost, wenn Jesus von ihnen ging. Er hat sie aber getröstet. Und wie? Nicht, indem er ihnen die Trennung zu ersparen versuchte. Er hat nicht einmal um seiner Mutter willen einen Finger gerührt, um sein Schicksal abzuwenden. Er hat gewusst, dass jede Liebe, auch die Liebe einer Mutter, auch die Liebe eines Herzens immer wieder wund gerissen werden muss durch Abschiednehmen. Aber er hat sie doch getröstet, indem er zu ihnen sprach, zu jedem ein kleines Wörtchen. Das war schon ein Trost, dass er sie überhaupt noch anredete. Uns so hörte sie das Wort: „Frau, siehe da deinen Sohn“, und zu Johannes gewandt: „Siehe dort deine Mutter.“

Was bedeuten diese Worte, meine lieben Freunde? Sie bedeuten zunächst nicht, dass er diesen beiden Seelen einen Ersatz für ihr bisheriges Glück geben wollte. Nein, das Glück, das sie bisher besessen hatten, das ist zu Ende, und dafür gibt es keinen Ersatz, er ist unmöglich. Solch ein Sohn kann ja nicht ersetzt werden, durch keinen Tausch. Und der Heilige Bernhard von Clairvaux hat ganz recht, wenn er diese Mutter bedauert wegen dieses Tausches. „Für Jesus“, so schreibt er, „erhielt sie Johan-

nes; für den Herrn bekam sie den Knecht; für den Meister den Jünger; für den Sohn Gottes den Sohn des Zebedäus; für den wahren Gott einen bloßen Menschen.“ Das ist kein Tausch, das ist kein Ersatz. Und auch für Johannes war es kein Glückersatz. Gewiss, er bekam die gütigste aller Mütter zu seiner Mutter. Aber wer einmal an der Brust Jesu geruht hat, kann nirgends mehr sonst seine Ruhe finden, in keiner Mutterliebe, in keiner Menschenliebe mehr. Was bedeuten also diese Worte? Nicht einen Ersatz, sondern eine neue Richtung, ein neues Leben, einen neuen Inhalt, einen neuen Anfang, eine neue Aufgabe. „Siehe deinen Sohn“, sagt er zu seiner Mutter. Das sollte heißen: Mutter, ich weiß, was du mir gewesen bist; ich weiß, wie du mich gepflegt hast; ich weiß, wie du mich gesucht hast; ich weiß, was du mir noch alles Liebes antun möchtest, wie du mich herabnehmen möchtest vom Kreuze, wie du meine Schmerzen besänftigen möchtest. Ich weiß, wie reich deine Mutterliebe ist, unbegrenzt und unermesslich, das weiß ich, und darum siehe, gebe ich dir wieder einen Sohn. Was du mir hast tun wollen, tue es ihm. Was du mir noch tun möchtest, in alle Zukunft, tue es ihm. Er sei dein Sohn. Darin lag der Trost, den er Maria geboten hat. Und das ist der Trost, den er noch vielen bieten wird. Den Menschen, die es am besten mit ihm meinen, denen wird er allen so etwas sagen. Er wird ihnen sagen: „Ich weiß, Seele, Christenseele, dass du gut bist. Ich weiß, dass du mich, das Jesuskind, pflegen möchtest. Siehe da dein Jesuskind, die Kinder, die dir leiblich oder seelisch anvertraut sind, dein Jesusknabe!“ Zu einem anderen wird er sagen: „Ich weiß, dass du mich bedienen möchtest, dass du mir nachfolgen möchtest und alle deine Habe und deine Lebenswerke mir weihen möchtest. Siehe da dein Heiland, der Mensch, der dir anvertraut ist, der Mensch, dem du dienen sollst, der Mensch, der auf dich angewiesen ist. Siehe, das ist dein Heiland!“ Und zu einem anderen wird er sagen: „Ich weiß, dass du den Gekreuzigten abnehmen möchtest vom Kreuze und auf deinem Schoße bergen. Ich weiß, dass du alles tun möchtest, um seinen Blutfluss zu stillen. Siehe da diesen armen, diesen leidenden, diesen verlassenen Menschen, den ich zu dir schicke. Siehe, das ist dein Gekreuzigter, den sollst du an dein Herz nehmen!“

So sprach er auch zu Johannes: „Siehe deine Mutter.“ Ich weiß, dass du bei mir eine Heimat hattest, dass du an meinem Herzen zu Hause warst. Nun aber soll ein anderer Mensch bei dir zu Hause sein. Nun sollst du nicht mehr getragen werden, sondern nun sollst du einen anderen tragen: deine Mutter sollst du tragen, wie ein liebender Sohn seine alte Mutter trägt, so gebe ich dir meine Mutter. Und so heißt es im Evangelium: „Von dieser Stunde an nahm Johannes die Mutter zu sich“, als heiliges Vermächtnis seines Meisters. Es wird doch immer so sein, meine lieben Freunde, dass wir nur dann einen Menschen zu uns nehmen können, wenn Jesus, wenn Gott uns diesen Menschen gibt. Dass wir nur dann ein Kind, einen Bruder, eine Schwester, einen Vater, eine Mutter, eine Gattin, einen Gatten zu uns nehmen können, wenn Jesus sie uns gibt, und wenn wir daraufhin in diesem Menschen ein heiliges Vermächtnis sehen, wenn wir in diesem Menschen etwas Verehrungswürdiges sehen, wenn wir zu ihm aufschauen. Es wird doch so sein, dass nur der Mensch, der Gott wirklich liebt, auch ein Geschöpf an sein Herz nehmen und tragen kann. Denn das ist auf die Dauer sehr schwer, ein Geschöpf zu sich zu nehmen. Aber wenn Jesus sterbend sagt: „Siehe, nimm diesen Menschen an dein Herz“, dann ist es möglich.

Weil Maria, meine lieben Freunde, für alle Menschen unter dem Kreuze stand und für alle als neue Eva das Opfer ihres göttlichen Sohnes dem himmlischen Vater darbrachte, deswegen ist sie der ganzen Menschheit verpflichtet. Mariens geistliche Mutterschaft erstreckt sich auf alle Menschen: die Gläubigen und die Ungläubigen, die Abständigen und die Abgefallenen, die Gerechten und die Sünder. Mit der feierlichen Proklamation der geistlichen Mutterschaft Mariens ist die feierliche Erklärung der geistlichen Kindschaft der Menschen erfolgt. Wenn es heißt „von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“, so hat sich die ganze Kirche an Johannes angeschlossen. Sie übernahm Maria als die Mutter der Gläubigen, als unsere Mutter. Das ist nicht eine erbauliche Phrase, das ist eine katholische Wahrheit. Dürfen wir die Christen, die Maria vergessen haben, fragen, ob es richtig ist, die zu vergessen, derer sich der Herr am Kreuze erinnert hat? Wollen sie nicht die Frau lieben, deren Leib gleichsam das Portal des Himmels war, durch den er auf die Erde kam? So viele Christen haben den Glauben an die Gottheit Jesu verloren. Ein Grund – ein Grund – dafür mag sein, dass sie die Liebe zu ihr verloren haben, auf deren Leib das Jesuskind niederstieg. Es gibt keinen Christen in der Welt, der Maria verehrt, ohne Jesus, ihren Sohn, als wahren Sohn des lebendigen Gottes anzuerkennen. Christus

am Kreuz wusste in seiner Weisheit, wie er den Glauben an seine Göttlichkeit erhalten konnte. Denn wer kennt den Sohn besser als die Mutter.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (4)

(Das vierte Kreuzeswort)

16.03.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, in dieser Bußzeit die sieben Worte Jesu am Kreuze zu betrachten. Heute ist es das vierte Kreuzeswort. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Der Unglaube bestreitet die Echtheit auch dieses Wortes. Der evangelische Theologe Bultmann sagt: „Eine sekundäre Interpretation des wortlosen Schreies Jesu.“ Der evangelische Theologe Wellhausen sagt: „Ungeschichtlich, weil Zitat aus dem Alten Testament.“ Die Leugnung der Geschichtlichkeit dieses Wortes ist Willkür, reine Vermutung, ohne soliden Grund. Es ist tief betrüblich, meine lieben Freunde, wie Theologen, Männer der Gotteswissenschaft, hier mit Gottes Wort umgehen. Wir wollen uns dadurch nicht beirren lassen und fragen, was das vierte Kreuzeswort für uns bedeutet. Es wird von den beiden Synoptikern Matthäus und Markus berichtet, und zwar in doppelter Sprache: hebräisch bzw. aramäisch und griechisch. Warum? Ich werde es Ihnen gleich erklären. Matthäus hat die hebräische Form „Eli“ (mein Gott), und Markus hat die aramäische Form, das war die Umgangssprache Jesu, „Eloi“ (mein Gott). In „sabachtháni“ haben beide die gleiche aramäische Form. Warum wird hier als dem einzigen Kreuzeswort auch das hebräische bzw. aramäische Wort angegeben? Sehr einfach. Das Kreuzeswort wurde nämlich von den Umstehenden als Ruf nach Elias gedeutet: „Er ruft Elias.“ Und das wird ja nur verständlich, wenn man vorher weiß, dass Elias lautähnlich mit „Eli“ (mein Gott) oder „Eloi“ (mein Gott) ist. Und deswegen musste das vierte Kreuzeswort auch in hebräischer bzw. aramäischer Sprache überliefert werden. Das vierte Kreuzeswort ist um die neunte Stunde gesprochen, also in der Todesstunde Jesu, und zwar mit besonderem StimmAufwand. „Jesus rief mit lauter Stimme“, so bemerken die Evangelisten. Warum denn? Um der Menschen willen spricht Jesus mit lautem StimmAufwand, damit er auch von allen verstanden werde. Der Gekreuzigte will seine großen Schmerzen in der unendlich leidvollen Lage, in der er sich befindet, allen kundtun. Diese Mitteilung ist dazu angetan, für alle Zeit die falsche Meinung zurückzuweisen, als ob Jesus einen Scheinleib gehabt hätte, wie die Doketen, eine alte Irrlehre, behaupteten. Nein, Jesus hat wahrhaft gelitten und seinen Schmerz hinausgerufen. Der gewichtigere Grund für den StimmAufwand dürfte allerdings ein anderer sein. Es ist die Offenbarung seiner Messianität. Dieses Wort ist eine messianische Prophetie. Es ist das Klagelied des Gerechten in der momentanen Verlassenheit, die aber zur Hoffnung auf Rettung wird. Die Juden, die unter dem Kreuze standen, wussten: Wer dieses Gebet anstimmt, wer diesen messianischen Psalm betet, der proklamiert sich als den Gerechten und verkündet die Erfüllung der Weissagung in seiner Lage und in seiner Person. Jesus betet am Kreuze den Psalm 21. Der Sohn Davids zitiert die Dichtung Davids.

Die Anrede „Gott“ ist ein Anruf an den machtvollen, barmherzigen und wahren Gott. „Mein Gott“ bezeugt, dass der Gekreuzigte im Besitz Gottes ist, in der Verbindung mit Gott steht. Die Anrede ist verdoppelt, um das Anrufen der Hilfe Gottes und das Aussprechen des Vertrauens besonders dringlich zu machen. Der Psalm 21 ist das alttestamentliche Leidenslied vom leidenden Gottesknecht, das Lied von seiner Todesnot, das Lied vom Leiden und Werk des Erlösers. Und das betet Jesus.

Wenn er diesen Psalm spricht, dann erklärt er damit: Jetzt ist die Situation dieses prophetischen Psalmes eingetreten. Jetzt erfüllt sich sein Inhalt in meiner Person, in meiner Lage, in meinem Werk, in meinem Leiden. Mit dem Psalmzitat zeigt Jesus, dass er der alttestamentliche und neutestamentliche Leidensmessias ist. Der Psalm 21 hat drei Teile, und wir müssen annehmen, dass Jesus ihn ganz gebetet hat, nicht nur den ersten Vers. Der erste Teil schildert die Not, der zweite den Hilferuf und der dritte den Dank des Beters. Die Not drückt sich aus in den Worten: „Mein Gott, mein Gott, ich rufe bei Tag, du aber gibst keine Antwort; bei Nacht, doch du achtest meiner nicht. Ich bin ein Wurm, nicht ein Mensch, der Leute Gespött, von den Menschen verachtet. Viele Stiere umringen mich, den Rachen reißen sie wider mich auf.“ „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Warum ist Jesus in seinem Leiden und Sterben verlassen? Weil er die Sünden der Menschen zu sühnen hat. Weil die Menschen in ihren Sünden Gott verlassen haben. Deswegen musste Jesus als Sühner der menschlichen Sündenschuld die Gottverlassenheit im Leiden durchkosten. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Das ist der Endpunkt der Verlassenheit Jesu. Jesus hat damit seine innere Überzeugung und seine wahre Gefühlslage ausgesprochen. Manche denken, Jesus sei am Kreuze verzweifelt. Aber ein Betender kann nicht verzweifeln. Wer betet, hofft und vertraut, aber verzweifelt nicht. Der Psalm, den Jesus anstimmt, weiß nichts von Verzweiflung. Er spricht von Vertrauen und Hoffnung, ja, von Dankesjubiläum, wie wir gleich sehen werden, und messianischem Heil. Die jüdischen Zuhörer, die den Psalm ja kannten aus ihren Gottesdiensten, konnten aus dem Kreuzeswort unmöglich die Verzweiflung des Gekreuzigten heraushören. Ein Verzweifelter würde auch nicht die Anrede „Mein Gott, mein Gott“ gebrauchen, würde nicht Gott im Gebete „seinen Gott“ nennen, sondern würde ihm fluchen. Nein, das siebente Kreuzeswort „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ ist eine sichere Widerlegung der Behauptung, Jesus sei verzweifelt. Aber wie ist das Wort dann zu verstehen?

Ich möchte zunächst sagen, wie es nicht zu verstehen ist. Die Verlassenheit Christi am Kreuze kann nicht eine Trennung des göttlichen Sohnes von der Person des himmlischen Vaters sein. Denn es besteht eine Wesenseinheit der drei Personen, und diese Wesenseinheit ist eine Naturidentität; sie kann nicht aufgelöst werden. „Ich und der Vater sind eins.“ Wir müssen hinzufügen: und bleiben eins. „Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir.“ Eine Trennung dieser Einheit ist unmöglich. Die Verlassenheit Jesu am Kreuze bedeutet aber auch keine Trennung von Gott und Mensch in Christus selber, also Auflösung der hypostatischen Union. Die göttliche und die menschliche Natur in Jesus sind untrennbar. Häretiker haben dieses Kreuzeswort wiederholt für ihre Irrlehren missbraucht. Zum Beispiel die Arianer schlossen aus diesem Worte, dass sie Recht haben, wenn sie die Gottheit Christi leugnen. Die Nestorianer, die ja zwei Personen in Christus annahmen, die Nestorianer folgerten aus dem Worte, dass die göttliche Person die menschliche Person verlassen habe. Auch das ist undenkbar.

Was bedeutet also das Wort? Das vierte Kreuzeswort ist ein liturgisches Gebet. Der Inhalt des Psalms gibt die Stimmung des Betenden und seine Ergebenheit wieder. Er weiß sich dem ganzen, tiefen, messianischen Leid als Erlöser überliefert und wird dadurch zum Heil. Die Verlassenheit, um die es sich hier handelt, besteht in dem Hilflosgelassenwerden in den qualvollen Leiden. Der Gekreuzigte weiß: Ein einziges Wort des Vaters könnte ihn von seinen Schmerzen erlösen, könnte ihn vom Kreuz herunterholen. Aber der Vater lässt seinen Sohn im Leid. Die Verlassenheit Jesu am Kreuze ist ein schonungsloser, ein hilfloser, aber hoffnungsvoller und heilvoller, göttlich gewollter, unfassbar tiefer Leidenszustand, zum Zweck der Erlösung. Die Verlassenheit Jesu ist die unerforschlich tiefe und gleichzeitig heilvolle Leidensüberlassung. Einen Kommentar zu diesem Wort liefert der Brief an die Hebräer. Da heißt es: „Jesus hat in den Tagen seines Erdenlebens Gebete und Flehen unter lautem Rufen und unter Tränen vor den gebracht, der ihn vor dem Tode bewahren konnte, und um seiner Ehrfurcht willen hat er Erhörung gefunden.“ Einigen von den Umstehenden, die das vierte Kreuzeswort hörten, sagten: „Er ruft Elias.“ Wahrscheinlich sind es Soldaten gewesen, denen dieses Missverständnis unterlief. Sie hatten wohl vernommen, dass Elias als Vorläufer des Messias erwartet wurde. Es kann aber auch möglicherweise ein Spott gewesen sein. Sie hatten gehört „Elí, Elí“, und so hatten sie diesen Ruf mit Elias kombiniert.

Der Klageruf der Verlassenheit ist der erste Teil des Psalmes 21, den Jesus betet. Der zweite Teil ist ein Ruf um Hilfe: „Herr, bleibe mir nicht fern, komm mir zu Hilfe, errette vom Schwert meine Seele,

entreiße mich dem Rachen des Löwen, den Hörnern der Büffel.“ Wer zu Gott um Hilfe ruft, der besitzt Vertrauen zu Gott. Die Evangelisten begnügen sich damit, den ersten Vers des Psalmes anzugeben. Das ist eine übliche Methode gewesen. Man weiß: Wer den ersten Teil betet, der betet auch das, was dahinter kommt. Und so dürfen wir annehmen, dass Jesus den Psalm zu Ende gebetet hat. Der dritte Teil des Psalmes ist der Dank für Erhörung aus der Not: „Du hast mich erhört. Deinen Namen will ich meinen Brüdern kundtun, in der Gemeinde Mitte dich preisen, denn Gott hat nicht verschmäht das Elend des Dulders, hat nicht verborgen sein Antlitz vor ihm, hat ihn vernommen, da er aufschrie vor ihm.“ Das heißt: Jesus weiß, mit Psalm 21: Sein Leiden wird gut ausgehen, sein Rufen wird erhört werden. Er kann dem rechten Schächer das Paradies verheißen, in das er mit ihm einziehen wird.

Es wird mancher unter uns sein, meine lieben Freunde, der dem Herrn diese Klage nachspricht. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Weil er seine Stellung verloren hat, weil ihm ein wertvoller Mensch entrissen wurde, weil ihn die Krankheit niedergeworfen hat. Manchen wird das Wort sogar zur Anklage. Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Habe ich dir nicht gedient? Habe ich nicht deine Gebote gehalten? Habe ich dir nicht die Treue bewahrt? Warum lässt du mich allein? Lässt Unheil und Unglück über mich kommen, siehst zu, wie mein Leben dahinsiecht, wie meine Pläne zerrinnen, wie mein Werk zerfällt? Auf einem Grabstein im Mombacher Friedhof steht ein einziges Wort, und das ist mit einem Fragezeichen versehen. Dieses Wort lautet: Warum? Warum musste die schaffensfrohe Mutter von fünf Kindern sterben, von denen kein einziges mit seiner Ausbildung fertig war? Warum wird in einer kinderwilligen Familie ein Kind geboren, das mongoloid ist? Warum werden in islamischen Ländern Kirchen angezündet, und in Deutschland wächst eine Moschee nach der anderen aus Erde, warum? Das sind bedrückende Fragen. Gibt es darauf eine Antwort? Wir wollen versuchen, eine zu finden, warum die Leiden über uns kommen. Meine lieben Freunde, an erster Stelle deswegen, damit wir bewährt werden. Von dem Dulder Tobias heißt es: „Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung (oder die Prüfung) dich bewähren“ – weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung oder die Prüfung – je nachdem, wie man übersetzt – dich bewähren, d.h. Gott erprobt die Treue, die Geduld, den Glauben der Seinen. Er unterwirft sie Prüfungen, um sie erkennen zu lassen, ob sie ihm ehrlich, selbstlos und ohne Eigennutz dienen. Gott will sehen, ob der Fromme auch im Elend und in der Not seinem Herrn treu bleibt. Leiden sind auch eine Glaubensprobe. In Leiden zeigt es sich, ob wir an das ewige Leben glauben, wo es einen Ausgleich geben wird. Diese Lehre erteilt, im Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus, Abraham dem Reichen: „Mein Sohn, denk daran, dass du in deinem Leben Gutes empfangen hast, Lazarus aber Schlechtes. Jetzt wird er getröstet, du aber gepeinigt.“ Warum, meine lieben Freunde, so fragen wir, wenn wir leiden müssen; aber hat uns der Herr je versprochen: Wenn du gläubig bist, wenn du in die Kirche gehst, wird es dir gutgehen, wirst du vor Leid bewahrt werden, werden deine Unternehmungen gelingen? Hat er es uns je versprochen? Er hat es nicht versprochen, und er kann es nicht versprechen! Wenn es allen Verehrern Gottes gut ginge, und allen Verächtern Gottes schlecht, dann würden diese aus Eigensucht ihren Widerstand gegen Gott aufgeben, aber ohne sich in Reue mit Gott zu versöhnen. Das Christentum, der Glaube, die Frömmigkeit darf kein Geschäft werden. Wenn man sich durch Gebet und Gottesdienst gegen Schaden und Unglück versichern könnte, dann geschähe der Dienst Gottes aus Berechnung, aus Gewinnsucht, aus Eigenliebe. Warum die Leiden? – auch die Leiden des Gerechten? Wollen wir es besser haben als unser Herr, meine lieben Freunde? Haben wir uns nicht zu seiner Nachfolge entschlossen? Sind wir nicht auf seinen Tod getauft? Ist uns nicht das Zeichen des Kreuzes eingepägt worden? Im Buche von der „Nachfolge Christi“ heißt es: „Siehe, er ging dir ja voraus und trug dir das Kreuz voran und starb sogar für dich am Kreuze, damit auch du dein Kreuz tragen lernest und Mut bekommen solltest, am Kreuz zu sterben. Sei also ein guter getreuer Knecht Christi, bereit, das Kreuz deines Herrn mannhaft zu tragen, des Herrn, der sich für dich kreuzigen ließ.“ Warum die Leiden des Gerechten? Auf dass wir ihm verähnlicht werden. Wie könnten wir ihm ähnlich sein ohne die Wundmale an den Händen, ohne die Not des Herzens erfahren zu haben? Es ziemt sich, dass die Glieder zu ihrem Haupte passen. Es wäre eine Schande, ein wehleidiges Glied zu sein unter einem dornengekrönten Haupte. „Christus wollte leiden, Christus wollte verachtet werden, und du wagst es, den Mund aufzutun, und über deine Leiden zu klagen?“ fragt wiederum das

Buch von der „Nachfolge Christi“. „Christus hatte seine Feinde und Widersacher, und du willst alle zu Freunden und Wohltätern haben? Wenn du nichts Unangenehmes leiden willst, wie kannst du ein Freund des leidenden Christus werden? Lerne vielmehr mit Christus und für Christus leiden, wenn du mit Christus herrschen willst.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (5)

(Das fünfte Kreuzeswort)

23.03.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das fünfte Wort Jesu am Kreuze lautet: „Mich dürstet!“ Dieses Wort wird vom Evangelisten Johannes überliefert. Aber Matthäus und Markus berichten, dass einer der Umstehenden einen Schwamm mit Essig an einen Rohrstab steckte und ihn an die Lippen Jesu führte. Also ergänzen sich die beiden Berichte. Was Matthäus und Markus schreiben, das fordert mit dem Bericht des Essigtrankes das fünfte Kreuzeswort und setzt es voraus. Ohne den Durststruf wäre die Essigtränkung unverständlich. Der Unglaube freilich weigert sich, auch dieses Wort zur Kenntnis zu nehmen. Der evangelische Theologe Hirsch schreibt: „Das Wort ist eine freie Umdeutung des vierten Evangelisten für das vierte Kreuzeswort.“ Der evangelische Theologe Bertram schreibt: „Das Wort ist eine Kultgemeinde-Konstruktion.“ Diese Behauptungen sind ohne jeden Beweis. Das fünfte Kreuzeswort ist genauso geschichtlich wie die übrigen. „Mich dürstet!“ Das Wort ist die Feststellung des persönlichen, physischen, leiblichen Durstes und der Durstqual des Heilands. Da diese Feststellung sinnvoll ist, muss sie die Forderung nach einem Trunk beinhalten. Dieses Kreuzeswort ist das einzige persönliche Wort, die einzige persönliche Klage Jesu am Kreuze. Der physische Durst Jesu muss ganz selten qualvoll gewesen sein. Denken wir, was er alles gelitten hat: Enthaltung von Speise und Trank seit dem Vorabend, Blutschweiß am Ölberg, Blutverlust bei der Geißelung und Dornenkrönung, auf dem Kreuzweg, bei der Kreuzigung, das lange Hängen am Kreuze, die brennende Sonne, die Einwirkung von Fliegen, das Wundfieber. Das waren die Gründe für die enorme Steigerung des Durstes Jesu. Aber einzigartig ist dieses Wort dennoch. Nämlich es wird als Einziges biblisch begründet: „Deshalb sagte er, damit die Schrift erfüllt werde: Mich dürstet!“ Die Erfüllung der Schrift war ja der Sinn des ganzen Lebens Jesu. In der Schrift aber sind Leben, Leiden und Sterben des Messias vorausgesagt. Welche Schriftstellen kommen hier in Frage? Nun, zunächst für den Durst der Psalm 21: „Wie eine Scherbe ist ausgedorrt meine Kraft, die Zunge klebt mir am Gaumen.“ Und für die Tränkung der Psalm 68: „Sie haben mir Galle als Speise gereicht, tränkten im Durst mich mit Essig.“ Die erste Stelle handelt von der Durstqual des Messias, die zweite von seiner Essigtränkung. Beide Psalmen galten als messianisch. Indem Jesus den Durststruf äußert, erfüllt er die eine Weissagung, und indem ein Mann ihm Essig reicht, wird die zweite Weissagung erfüllt. Die Erfüllung der Schrift ist das Hauptmotiv für das Sprechen des fünften Kreuzeswortes. Dieses Wort liefert auch den Beweis, dass der Gekreuzigte „voller“ Mensch war. Sein Durstleiden schließt jede Scheinleiblichkeit und jede Leidensunfähigkeit Jesu aus. „Sogleich lief einer hinzu, nahm einen essigetränkten Schwamm und hielt ihn an seine Lippen.“ Der Trankspender war, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Soldat.

Nachdem Christus im vierten Kreuzeswort den Notruf zu Gott erhoben hat, ohne eine Erleichterung zu bekommen, ruft er jetzt zu den Menschen: „Mich dürstet!“ So weit ist es mit ihm gekommen. Jetzt verlangt er nicht mehr viel. Jetzt verlangt er keine seelische Gemeinschaft mehr, keine warme Hand mehr, kein teilnehmendes Wort, nur noch: „Mich dürstet!“ In dem Wort an Gott, in dem Notruf zu Gott, da war noch seine Seele, die Stimme seiner Seele zu hören. Aber sie war schon

übertönt von der Stimme eines Weltleids, eines Menschheitsleids. In diesem letzten Wort der Not, das er zum Menschen spricht, sagt seine Seele überhaupt nichts mehr. Nur sein Leib, sein armer zermarterter Leib, erhebt noch die Stimme. Für seinen Leib fleht er um eine Erleichterung. Seine Seele verlangt nichts mehr. Wenn es noch eine Steigerung des Leids gab, eine Steigerung des Leids der Verlassenheit, dann war sie hier, wo er so anspruchslos geworden ist, dass er nur noch um einen Tropfen Flüssigkeit fleht. Und siehe, da ward ihm Erfüllung und Erhörung zuteil. Ein Soldat wurde von Mitleid gerührt und tauchte einen Schwamm in den essigsauren Wein und reichte ihm den Schwamm mit einem Stabe, und Jesus netzte seine Lippen mit dem Essigtrank. Es ward ihm eine Hilfe, und es ward Mitleid erregt im Herzen eines Menschen. In dem Herzen eines Mannes, in einem harten Soldatenherzen glühte ein Schimmer der Liebe auf. Sollte nicht das vielleicht der Grund gewesen sein, warum der Vater ihn nicht erhört hat? Warum der Himmel geschwiegen hat? Der Himmel wartet darauf, dass auf der Erde die Liebe erglüht! Dass auf der Erde ein Schimmer von Mitleid erwacht. Denn so will Gott den Menschen helfen: Durch die Menschen will er ihnen helfen, durch liebevolle, hilfreiche Menschen, durch opferwillige, selbstlose Menschen. So will Gott helfen, auf keine andere Weise in der gewohnten Heilsordnung. Das ist wohl der Grund, warum Gott zu so viel Leid immer noch schweigt. Weil immer noch nicht die Liebe wach geworden ist in unseren Herzen, weil wir immer noch nicht einen Schwamm tunken in erquickende Flüssigkeit, um unsere Mitmenschen zu laben; immer noch wartet Gott darauf. Und warum wohl? Können wir denn unsere Mitmenschen erquicken? Können wir denn die Not der Welt aufheben? Wir können doch nur so wenig tun. Was ist denn schon Großes an diesem essigsauren Getränk, das da an die Lippen des Heilandes gelangt? Ist es denn nicht eine ganz kleine, armselige Hilfe? Nun, was können wir selbst tun? Der Heiland scheint ja vorauszusetzen, dass wir nicht viel tun können: „Wer seinem Bruder nur einen Becher frischen Wassers reicht, dem wird der Lohn nicht fehlen.“ Es scheint, dass wir nicht viel mehr tun können, als unseren Brüdern und Schwestern eine kleine Erquickung zu reichen. Und doch wartet Gott darauf, dass wir es tun. Warum? Es ist etwas Großes um diese Liebe, die das tut. Und wenn sie auch nur einen Becher Wasser reicht, wenn sie auch nur einen Schwamm an den Mund eines Sterbenden drückt, es ist etwas Großes, wenn es die Liebe tut. Diese Liebe ist eigentlich die Erlösung der Welt. Denn das ist die größte Not, in der wir sind: nicht die Not der Ungeliebten, nicht die Not der Verstoßenen, nicht die Not der Enterbten, sondern die Not der Lieblosen. Die Menschen, die keine Liebe haben, die sind wahrhaftig in Not. Die Menschheit, die keine Liebe hat, ist verdammt, ist unrettbar. Darum muss alles aufgeboten werden, um die Liebe aufzuwecken in der liebeleeren Menschenseele. Wenn es gelingt, auch nur in einem Plätzchen, in einer Seele, in einem harten Soldatenherzen, in einem rauen Henkerherzen, einen Schimmer von Liebe aufzuwecken, dann kann Gott ruhig zusehen, dass sein eigener Sohn sich zu Tode ruft. Das ist nicht zu teuer erkaufte. Es ist der Mühe wert, dass Gottes Sohn in Not kommt, wenn nur in einem Herzen ein Fünkchen Liebe erwacht, auch für diesen Menschen selbst, denn so wird er selbst gerettet. Wir hören nichts weiter aus der Heiligen Schrift von diesem Soldaten, aber ich glaube, seine Liebestat hat ihm selbst die Rettung gebracht. Der rechte Schächer, der nur ein Wort zugunsten des Herrn sprach, bekam das Paradies noch in dieser Stunde. Dieser Henker hat mehr getan. Vielleicht unter dem Spott und gegen den Widerstand seiner Kameraden hat er den Sterbenden getränkt. Sollte er nicht auch das Himmelreich bekommen haben? Es war ja schon in seiner Seele ein Anfang des Himmelreiches, es war schon ein Aufblühen Gottes. Ihm ist das Leiden wahrhaftig zur Brücke geworden, auf der Gott zu ihm kam an diesem Karfreitagsabend. So möchten wir denken. Das ist der Weg, der einzige Weg, auf dem das Leid der Erde aufgehoben wird. Dass es hineindringt in die Seelen und dort die Liebe weckt, von der Liebe getragen, von Liebe umfassen wird, von Liebe betreut wird. Dann wird diese Liebe selbst zum Himmelreich. Gott selbst steigt nieder auf der Brücke der Not in die dienende Liebe der Seelen.

Es war ein echter Durst, an dem der Heiland gelitten hat. Aber unter dem physischen Durst verbarg sich auch ein geistiger Durst. Und der heilige Johannes, der ja am Fuße des Kreuzes stand, gibt die Erklärung: „Er sprach, damit die Schrift erfüllt werde.“ Wir haben die Worte der Psalmen, die erfüllt wurden, aber vielleicht auch das andere Wort: „Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt.“ Es war also ein Durst, nach dem man dürsten musste, ein Durst nach der Rettung der Seelen. Unsere größten Theologen haben das Wort des Herrn so verstanden. Der hl. Augustinus sagt: „Dieser Durst

drückte auch die Sehnsucht Jesu nach Menschen, nach Seelen, nach der Rettung von Menschen aus.“ Der hl. Bernhard deutete den Durst Jesu als „das glühende Verlangen nach dem Heil der Menschen“. Der Hirte suchte immer noch nach den Schafen, auch dann, als er sein Leben für seine Herde dahingab. Mir ist, als hörte ich dies Wort noch heute: „Mich dürstet!“. Ich verlange nach Seelen, welche wahrhaft in meine Nachfolge eintreten, die mein Gesetz in ihr Inneres aufnehmen, die nicht zählen und rechnen, wenn es darum geht, in meinem Dienste Beschwerlichkeiten und Strapazen auf sich zu nehmen. Ich meine, Christus dürstet nach hochgemuten Jugendlichen, die in die Arbeit der Seelen eintreten als Schwestern oder Brüder oder Priester, die hinausgehen in die Savannen Afrikas und in die Wüste Asiens, um die Menschen zum allein wahren König der Erde und der ganzen Welt zu bekehren. Ich meine, Jesus dürstet nach Jugendlichen, die sich in Reinheit und keuscher Zucht ihm weihen, die ihm eine fleckenlose Jugend darbringen. Jesus dürstet nach Männern und Frauen, die ihre Ehe als Bund mit Christus verstehen und aus ihrer Familie eine Zelle des Gottesreiches machen. Jesus dürstet nach Ehepaaren, die der Kirche und ihrem Volke eine zahlreiche Kinderschar schenken. Ja, der Herr dürstet nach großmütigen Seelen, die danach verlangen, Christus als den König des Weltalls, als den Gebieter ihres Lebens und als den Herrn aller Menschen verehrt zu sehen. Er dürstet nach Menschen, die die Kargheit und Dürftigkeit ihres primitiven religiösen Lebens durchbrechen und großzügig in seine Nachfolge eintreten. Christus, so meine ich, dürstet nach Bekennern. Nach Christen, die mit Paulus sprechen: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Gotteskraft für jeden, der glaubt“ und die danach handeln. Christus dürstet nach mutigen Kämpfern. Duckmäuser und Leisetretter haben wir genug in unserer Kirche! Aber an Aposteln und an Zeugen fehlt es. In der Religion gibt es keinen Platz für Personen ohne Rückgrat mit einem Gummischlauch. „Ich kenne deine Werke. Ich weiß, du bist weder kalt noch warm. Weil du aber lau bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde“, so hat der Apokalyptiker Johannes Christus sprechen hören. Die Kohorten des Satans sind heute mit mehr Eifer bei der Ausbreitung des Bösen tätig als viele Kinder Gottes beim Dienst für das Reich Gottes. Einst hat Prometheus, nach der Sage, das Feuer vom Himmel gestohlen; uns hat man das Pfingstfeuer von den Altären gestohlen! Aus Seelsorgern und aus Aposteln sind Bürokraten geworden, die Papiere verfassen und versenden! Christus dürstet nach Priestern. Nach Priestern, die sich das Wort des Apostels Paulus zu eigen machen: „Die Liebe Christi drängt uns.“ „Gern will ich Geld und Gut zum Opfer bringen, ja, mich selbst ganz und gar“, schreibt Paulus an die Korinther, „wenn es um eure Seelen geht.“ Jesus dürstet nach Priestern, die um seinetwillen auf hohe menschliche Erfüllungen verzichten. Er dürstet nach Priestern, die jeden Tag am Opferaltar ihre liebste Leidenschaft schlachten! Vom polnischen Kardinal Wyszynski stammt das Wort: „Die Erde dürstet nach Priesterblut.“ Das will sagen: Solange diese Weltzeit läuft, muss es Martyrer, Blutzugeben geben, und unter diesen dürfen die Diener des Wortes, dürfen die Diener des Opfers, dürfen die Priester nicht fehlen. Jesus dürstet nach Bischöfen, die, gelegen oder ungelegen, die Wahrheit der Welt verkünden, die nicht aus Angst vor den Medien schweigen oder sich dem liberalistischen Trend anpassen! Die die Gebote Gottes umdeuten und verkehren! Jesus dürstet nach denen, die den Glauben verloren haben. Die Stellung des abgefallenen Katholiken ist einmalig. Sein Fall ist so tief, weil er so hoch stand. Er reagiert auf die Kirche entweder mit Hass oder mit Argumenten. In beiden Fällen bezeugt er die Göttlichkeit der Kirche. Sein Hass ist der eitle Versuch zu verachten. Sein Gewissen lässt ihm keine Ruhe, deswegen lässt er auch der Kirche keine Ruhe. Und doch gilt auch für ihn, dass er auf der Suche nach Gott ist, sonst würde er nicht so viel daran denken. Einer dieser Unglücklichen hat seine Not in die Welt hinausgerufen:

„Noch einmal, ehe ich weiterziehe
und meine Blicke vorwärts sende
heb ich vereinsamt meine Hände
zu dir empor, zu dem ich fliehe
dem ich aus tiefster Herzentiefe
Altäre feierlich geweiht,
dass allezeit
mich deine Stimme wieder riefte.

Darauf erglüht tief eingeschrieben
das Wort: Dem unbekanntem Gotte.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben:
Sein bin ich – und ich fühl die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehen
und mag ich fliehen,
mich doch zu seinem Dienste zwingen.

Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
du Unfassbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (6)

(Das sechste Kreuzeswort)

30.03.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, in dieser Bußzeit die sieben letzten Worte unseres Heilandes am Kreuze zu betrachten. Der Evangelist Matthäus berichtet: „Nachdem Jesus den Essigtrank genossen hatte, rief er noch einmal mit lauter Stimme und gab seinen Geist auf.“ Der Evangelist Johannes berichtet, was Jesus gerufen hat, nämlich das sechste Wort am Kreuze: „Es ist vollbracht!“ oder: Es ist erfüllt. Das laute Schreien des Herrn passt gut auf das sechste Kreuzeswort, denn dieses ist seinem Inhalt nach ein Wort des Sieges und des Triumphes: „Es ist vollbracht!“ Der Unglaube spricht auch dieses Wort dem Heiland ab. Der evangelische Theologe Hirsch sagt, Johannes habe den namenlosen Todesschrei des Herrn gedeutet und zurechtgelegt. Der evangelische Theologe Bultmann sagt, es liege hier eine Mysterienformel aus gnostischer Tradition vor. Die Zweifel an der Geschichtlichkeit des Wortes sind unbegründet.

Was bedeutet das Wort „Es ist vollbracht!“? Es ist die Feststellung, dass das aufgetragene Werk vollendet ist. Zweierlei ist vollendet: Einmal die Ausführung des Willens des Vaters. Alle göttlichen Forderungen von der Menschwerdung bis zum Kreuzestod sind im Gehorsam des Sohnes Gottes vollendet. Vollendet ist aber auch die Erfüllung der messianischen Weissagungen. Das Leben Jesu war ja in Lehre und Wirken, im Kämpfen und im Leiden Erfüllung der Schrift. „Alles muss erfüllt werden“, sagt der Herr nach der Auferstehung, „was das Gesetz des Moses, was die Propheten und was die Psalmen über mich geschrieben haben.“ Jetzt sagt er es schon am Kreuze. Diese Bestimmung liegt auf der Linie der dritten Leidensweissagung des Herrn: „Wir ziehen jetzt hinauf nach Jerusalem. Dort wird alles vollendet werden, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben.“ Danach endet das Lebenswerk Jesu im Leidenswerk. Jetzt ist die letzte Stunde seines Lebens; jetzt kann er sprechen: „Es ist vollbracht!“ Das Lebenswerk, auf das er zurückschaut, die Arbeit, die er verrichtet hat, ist zu Ende. „Ich habe dich auf Erden verherrlicht, indem ich das Werk vollendete, das du mir zu tun gegeben hast.“ Er war nach dem Gesetz angetreten, das er in Worte fasste: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“ Und wie hat er den Willen des Vaters gesucht?

Erstens: Indem er das redete, was der Vater ihm aufgetragen hat: „Der mich gesandt hat, ist wahr. Und was ich von ihm gehört habe, das rede ich zur Welt.“ „Ich rede so, wie mich der Vater gelehrt hat. Der mich gesandt hat, ist mit mir.“ „Nicht aus mir selbst habe ich verkündigt, sondern der Vater, der mich gesandt hat, er selbst hat mir den Auftrag gegeben, was ich verkündigen soll.“ „Was ich also rede, rede ich so, wie der Vater mir gesagt hat.“ Jesu Verkündigung ist die Offenbarung Gottes. In ihr teilt der himmlische Vater den Menschen die Wahrheiten des Heiles mit. Zu allererst über Gott. Jesus bezeugt es: „Ich habe den Menschen deinen Namen geoffenbart.“ Seitdem wird der Name des wahren Gottes nie mehr den Menschen unbekannt sein. Es wird keine Zeit mehr kommen, wo sie nicht vom Vater Jesu Christi hören und wissen werden. Er hat den Menschen die Wahrheiten Gottes vorgetragen, auch wenn sie unbequem sind. „Jeder, der seine Frau entlässt und eine andere heiratet, bricht die

Ehe. Und wer eine vom Mann Entlassene heiratet, bricht die Ehe.“ Die Menschen haben den göttlichen Ursprung der Worte Jesu gespürt. Als er einmal seine Rede vollendet hatte, da waren die Scharen außer sich über seine Lehre, denn er lehrte wie einer, der Macht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten. Die Hohenpriester sandten Späher aus, um Jesus zu beobachten. Als sie zurückkehrten, sagten sie den Auftraggebern: „Noch nie hat ein Mensch so gesprochen, wie dieser Mensch spricht.“ Die Leute wollten ihn festhalten, weil sie so entzückt und ergriffen waren von seinen Reden. Aber er musste weiterziehen, denn der Auftrag des Vaters trieb ihn: „Auch anderen Städten muss ich das Evangelium verkündigen, denn dazu bin ich gesandt.“

Vollbracht ist zweitens auch das Werk Jesu, sein Handeln. In der Stunde des Abschieds von den Jüngern konnte er sagen: „Ich habe dich verherrlicht, Vater, indem ich das Werk vollbrachte, dass du vollbringen mir aufgetragen hast.“ Dieses Werk war mehrschichtig. Eine gewichtige Seite des Werkes Jesu war der Kampf mit dem Satan. Johannes, der ja Jesus besonders nahe stand und ihn besser kannte als seine Gefährten, Johannes schreibt in seinem ersten Brief: „Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, dass er die Bollwerke des Satans zerstöre.“ Genau das hat Jesus getan. Er hat die Bollwerke des Satans zerstört. Satan ist nie allein, er hat seine Gefolgsleute: die bösen Geister, die Dämonen, und die müssen zur Zeit Jesu besonders aktiv gewesen sein. Jesus nahm den Kampf mit ihnen auf. Als er einmal im Hause des Petrus übernachtete, brachten die Leute am Abend viele Besessene zu ihm. Er trieb die Geister aus mit einem Wort. Die Leute kamen aus dem Staunen nicht heraus: „Was ist das? Er gebietet mit Macht und Kraft den unreinen Geistern, und sie fahren aus.“ Dieses Werk der Säuberung hat eschatologischen Charakter, d.h. es deutet an, dass die letzte Zeit angebrochen ist. „Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Das Reich Gottes ist eine zukünftige Größe, aber es bricht schon an im Wirken Jesu. Die Herrschaft Satans weicht der Macht Gottes. Jesus hat zur Beschleunigung seines Werkes 72 Jünger ausgesandt. Und als sie von ihrem Wirken zurückkamen, da sprachen sie voll Freude: „Herr, die Dämonen sind uns untertan in deinem Namen.“ Und da jubelte Jesus: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Als Jesus am Kreuze hängt, ist das Werk des Kampfes gegen den Satan vollendet. Besiegt ist die Macht der Dämonen, besiegt auch die Macht der feindseligen Menschen über Jesus.

Zu dem messianischen Werk Jesu gehört auch die Überwindung der Krankheiten. So hat es ja der Prophet Isaias angekündigt: „Wenn der Messias kommt, dann werden sich öffnen die Augen der Blinden, sich auftun die Ohren der Tauben. Wie der Hirsch wird der Lahme springen, die Zunge des Stummen wird jauchzen.“ Das alles ist in Jesu Wirken in Erfüllung gegangen. Er hat die Kranken geheilt – nicht einen, sondern viele, nicht nur psychosomatische Krankheiten, sondern auch physische Krankheiten, nicht nur bei leiblicher Gegenwart der Kranken, sondern auch aus der Ferne. Seine Heilkraft versagte nie. Und so strömten ihm die Menschen zu. „Sie kamen zu ihm von allen Seiten“, schreibt der Evangelist Markus. „Alles Volk suchte ihn anzurühren, denn eine Kraft ging von ihm aus, und heilte alle“, schreibt Lukas, der Arzt. Ein Aussätziger kam zu ihm, fiel auf die Knie und bat ihn: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: „Ich will: Sei rein!“ Da wich der Aussatz von ihm, und er wurde rein. Der Blinde von Jericho hörte, dass Jesus vorbeiging. Er schrie mit lauter Stimme: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jesus fragte ihn: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ „Herr, dass ich sehe.“ Jesus sprach zu ihm: „Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen.“ Auf der Stelle wurde er gesund und folgte ihm nach. Als der Herr einen Taubstummen heilte, da waren die Anwesenden ganz außer sich, denn so etwas hatten sie noch nie erlebt, und sie sagten: „Er hat alles gut gemacht: Die Tauben macht er hören und die Stummen reden.“ Jetzt am Kreuze ist sein Heilungswerk beendet. Es ist abgeschlossen, und deswegen kann er sagen: „Es ist vollbracht!“

Drittens war Jesus aufgetragen, das neue Gottesvolk zu sammeln. Er war ja der Messias, und der Messias muss notwendig der Schöpfer eines neuen Volkes sein – des messianischen Volkes. Und so hat Jesus Menschen in seine Nachfolge gerufen und um sich geschart. Er hat das neue Gottesvolk um sich versammelt. Er begann mit einzelnen Berufungen. Er berief den Jakobus und dessen Bruder Johannes; er berief den Petrus und dessen Bruder Andreas; ja, er berief sogar den Zolleinnehmer Levi, den Matthäus. Den Petrusklärte er gleich auf, wozu er berufen ist: „Von nun an wirst du Menschenfischer sein.“ Andere fanden von sich aus zu ihm und schlossen sich ihm an. Jesus machte sie auf die

Konsequenzen ihres Entschlusses aufmerksam: „Wer zu mir kommt und sich nicht von seinen Angehörigen trennen kann, der kann mein Jünger nicht sein.“ Einer sprach zu ihm: „Herr, ich will dir folgen, aber lass mich zuvor von meinen Angehörigen Abschied nehmen.“ Jesus sprach zu ihm: „Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurückschaut auf das, was hinter ihm liegt, ist tauglich für das Reich Gottes.“ In dem neuen Gottesvolk hat Jesus besondere Beauftragte geschaffen. Dazu ging er auf einen Berg und betete, betete die ganze Nacht. Als er herunterkam und es Tag wurde, da rief er seine Jünger zu sich und erwählte aus ihnen zwölf, die er Apostel nannte. Die sollten seine Begleiter und seine Sendboten sein, um zu predigen und die Vollmacht zu haben, Dämonen auszutreiben. Warum zwölf? Das alte Gottesvolk Israel bestand aus zwölf Stämmen. Wenn jetzt das neue Gottesvolk geschaffen wird, sollte es symbolisch wieder aus zwölf Stämmen bestehen, und die zwölf Stammväter waren die Apostel – deswegen zwölf. Die von Jesus ausgewählten Mitarbeiter wurden von ihm mit Sendung und Vollmacht ausgestattet.

Jesus hat wiederholt in seinem Leben von „der Stunde“ gesprochen. Er verstand darunter den Zeitpunkt, den der himmlische Vater für sein Tun und sein Leiden bestimmt hat. Bei der Hochzeit zu Kana ging der Wein aus, und die Mutter Maria machte Jesus darauf aufmerksam. Der Herr wies sie ab: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Er muss warten auf den Stundenschlag des Vaters. Jesus hat dieses Wort vor allem gebraucht für die Stunde seines Leidens. Das war seine letzte, aber auch seine gewichtigste Stunde. Jesus lebte gefährlich. Die Schriftgelehrten und Pharisäer setzten ihm scharf zu, horchten ihn aus, lauerten, um etwas aufzufangen, womit sie ihn anzeigen könnten. Sie sandten Spione aus, die sich als Gerechte ausgeben sollten, um ihn zu fangen in einem Worte. Jesus wusste um seine Gefährdung. Aber es war ihm auch klar: Solange es der Vater nicht will, kann ihm nichts passieren. Einmal hoben seine Feinde im Tempel Steine auf, um sie auf ihn zu werfen. Aber er ging hinweg, „denn“, so sagt der Evangelist, „seine Stunde war noch nicht gekommen“. Wiederholt setzten die Feinde an, ihn festzunehmen. Nicht erst auf dem Ölberg, schon vorher wollten sie ihn verhaften, in den letzten Wochen seines irdischen Lebens, aber niemand legte Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. In Nazareth predigte er in der Synagoge, und er legte den Zuhörern den Propheten Isaias aus und zeigte ihnen, dass die Schrift in ihm erfüllt ist. Gleichzeitig hielt er ihnen ihre Unbußfertigkeit vor. Da ergrimmteten sie gegen ihn und stießen ihn zu der Stadt hinaus und wollten ihn in einen Abgrund hinabstürzen. Aber er schritt durch sie hindurch, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. Eines Tages traten zum Herrn einige Pharisäer, die ihm wohlgesinnt waren, und warnten ihn: „Geh weg, entferne dich von hier, denn Herodes, der König Herodes Antipas, will dich töten.“ Jesus sagte seelenruhig: „Geht hin und sagt diesem Fuchs: Siehe, ich treibe Dämonen aus und vollbringe Heilungen heute und morgen, und erst am dritten Tage werde ich vollendet.“ Aber dann kam die Stunde. Dann kam die Stunde, die der Vater in seiner Weisheit und in seiner Macht vorgesehen hatte. Im Abendmahlsaal sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Was mir bestimmt ist, geht in Erfüllung. Die Stunde ist gekommen.“ Das Wirken des ersten Wunders war der Anfang der Stunde. Sein sechstes Wort am Kreuze war das Ende der Stunde. Die Passion war vollbracht. Das Wasser in Wein, der Wein in Blut verwandelt. Es ist vollendet, das Werk ist getan. Das bedeutet nicht: Gott sei Dank, es ist vorbei, nein, es ist vollendet. Die Schuld ist bezahlt, das Werk ist beendet. Einmal erklärte er den Jüngern: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie drängt es mich, dass es schon entflammt wäre. Mit einer Taufe muss ich getauft werden, und wie bedrängt es mich, bis sie vollbracht ist.“ Jetzt ist sie vollbracht. Jetzt ist die Bluttaufe, der er zeitlebens entgegenging, vollzogen. Jetzt ist die Verheißung erfüllt: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen.“ Jetzt ist der Lösepreis bezahlt. Jetzt ist das Erlösungs- und Sühnewerk vollendet. Jetzt ist der Schuldschein gelöscht. Jetzt ist der himmlische Vater verherrlicht. Bald wird der bekehrte Paulus an die Gemeinde in Rom schreiben: „Gott erweist seine Liebe zu uns dadurch, dass Christus für uns starb, als wir noch Sünder waren. Als Feinde wurden wir mit Gott versöhnt durch den Tod seines Sohnes.“ Und an die Gemeinde in Philippi wird er schreiben: „Er war gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuze.“ Das Opfer ist vollbracht. Einer der Soldaten stieß mit einer Lanze in die Seite des Herrn, und sogleich kam Blut und Wasser heraus. Es war nichts mehr drin. Alles war ausgegeben bis zum letzten Tropfen.

„Es ist vollbracht!“, so lautet, meine lieben Freunde, das sechste Wort Jesu am Kreuze. Ob wir ihm dieses Wort nachsprechen können? Werden wir das Werk vollbracht haben, das der himmlische Vater uns aufgetragen hat? Jesus sagte seinen Jüngern in der Abschiedsstunde: „Dadurch wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viele Frucht bringt.“ Werden wir die Frucht gebracht haben? Jesus forderte seine Anhänger auf, Licht der Welt zu sein, ihr Licht vor den Menschen leuchten zu lassen, damit sie die guten Werke sehen und den himmlischen Vater preisen. Werden wir, wenn es mit uns zu Ende geht, Licht gewesen sein? Jesus erklärte klipp und klar: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ Werden wir in die Kreuzesnachfolge eingetreten sein? Oder sind wir vor Werken, die Gott von uns forderte, geflohen? Haben wir Ausreden gebraucht, um nicht Hand anlegen zu müssen? Haben wir uns in Nischen zurückgezogen, wo wir Ruhe hatten und nicht zu kämpfen brauchten? Albert Einstein, der große Physiker, sagte zum Abschied seiner Stieftochter: „Ich habe meine Sache hier getan.“ Franz von Assisi betete in seiner letzten Stunde den Psalm: „Führe meine Seele aus dem Kerker, damit ich deinen Namen preise.“ Der große Arzt Hahnemann sprach in einer letzten Stunde: „Gott schuldet mir nichts. Ich schulde ihm alles.“ Kaiser Karl V. sprach, als er starb: „Das ist die Stunde. Ich komme, Herr, hier bin ich.“ Und Mutter Teresa starb mit den Worten: „Jesus, ich liebe dich.“ „Es ist vollbracht!“ Wenn wir fragen: Werden wir in unserer Todesstunde Jesus das Wort nachsprechen können? So lautet die Antwort: Wir werden es können, wenn wir seinem Leben in unserem Leben nachgelebt haben. In Gott hinein sterben ist ebenso leicht oder schwer, wie in Gott hinein leben. Wenn wir den Mut haben, in Gott hinein zu leben, werden wir auch die Kraft finden, in Gott hinein zu sterben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz (7)

(Das siebente Kreuzeswort)

06.04.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der letzten Stunde seines Lebens wandte sich unser Heiland noch einmal an den himmlischen Vater: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Es ist das letzte, das siebente Kreuzeswort. Es stammt aus dem Psalm 30 und war das Gebet des jüdischen Volkes. Der Unglaube verwirft auch dieses Wort. Der evangelische Theologe Bertram schreibt, das Wort sei eine „legendarische Ausschmückung nach dem bekannten Motiv der letzten Worte“. Und der evangelische Theologe Bultmann sagt, das Wort sei ein „Ersatz für den anstößigen Eli-Ruf“. Der Beweis für diese Behauptungen fehlt. Die Anrede „Vater“ ist eine Parallele zum ersten Kreuzeswort und ein Ausdruck der kindlichen Liebe zum himmlischen Vater. Beim ersten Kreuzeswort stand diese Anrede als Einleitung zur liebevollen Verzeihungsbitte, hier steht sie als Einleitung zur liebevollen Übergabe der Seele Christi in die Obhut des Vaters. Mit der Liebesanrede spricht Jesus nochmals die Wahrheit seiner Gottessohnschaft, seines Gehorsams und seiner liebevollen Verbundenheit mit dem Vater aus. Sie zeigt, dass Jesus sich auch im Sterben als den vielgeliebten Sohn des Vaters weiß. Sein Vertrauen zum Vater ist auch im bitteren Tode nicht zusammengebrochen; es ist ungetrübt und unerschüttert. Die Anrede ist ein unumstößlicher Beweis, dass das Sterben Jesu in der Liebe des Vaters erfolgt, ohne Verbitterung und ohne Enttäuschung. In seinem ganzen Leben war ja Christus mit dem himmlischen Vater verbunden. Immer hat er getan, was der Vater ihm aufgetragen hat. „Es ist meine Speise, das zu tun, was der Vater mir anschafft.“ Alle Zeit hat er nur geredet, was er den Vater hat reden hören. Der Vater hat ihm ein überaus schweres Leben zugemutet, aber das Zutrauen zum Vater ist deswegen nicht zusammengebrochen. Jesus nimmt am Kreuze nichts zurück von dem, was er einst im Gespräch dem Nikodemus gesagt hatte: „Der Vater liebt den Sohn und hat alles in seine Hand gelegt.“

Die Liebesanrede lässt einen Liebesakt erwarten. Dieser Liebesakt besteht in der Übergabe des Geistes oder der Seele an den Vater. Der Ausspruch erinnert an das Wort Jesu, dass ihm alles vom Vater übergeben sei; jetzt erfolgt die Rückgabe. Jesus übergibt die Geistseele in die Hände des Vaters. Sie sind geöffnet, um die Seele des Sohnes entgegenzunehmen. Jesus weiß: In den Händen des Vaters ist seine Seele geborgen, dort kann ihr niemand schaden. Die Rede von den „Händen Gottes“ ist selbstverständlich eine anthropomorphe Redeweise, also man spricht von etwas, was bei den Menschen gilt, nur in übertragenem Sinne von Gott. Wir haben ja keine anderen Begriffe als die aus unserer Umgebung, aus unserem Leben. Wir können nicht mit anderen Begriffen das radikale Anderssein Gottes ausdrücken, als indem wir menschliche Begriffe auf ihn anwenden. Die „Hände Gottes“ sind der Ausdruck der Macht Gottes. Der Gegenstand der vertrauensvollen Übergabe ist der Lebensgeist oder die Seele, die von Gott dem Menschen eingehaucht worden ist als Lebenskraft, der Lebensträger, die „forma corporis“, die substantielle Form des Leibes, der innere substantielle Lebensgrund des Menschen. Der Beweis, dass unter „Geist“ die menschliche Seele Christi gemeint ist, liegt in dem Ausspruch Christi: „Der Vater liebt mich, weil ich meine Seele (psychē – griechisch), weil ich meine Seele hingebe, um sie wieder zu gewinnen.“ Das siebente Kreuzeswort ist die Einlösung dieser Ankündi-

gung. Die Gründe für die Übergabe der Seele in die Macht, in die Allmacht Gottes, sind zwei. Erstens: Die Seele ist ja ein Werk Gottes. Und deswegen gehört sie Gott. Sie ist dem Schöpfer zugewiesen. Der Mensch ist Treuhänder. Die Seele ist dem Menschen als kostbares Pfand anvertraut, er soll damit sorgfältig und verantwortungsbewusst umgehen. Zweitens: In der Allmacht Gottes ist die Seele in sicherer Hut. Niemand kann ihr schaden, niemand kann sie Gott entreißen. Wer seine Seele in Gottes Hände übergibt, der weiß sie gerettet und geborgen. Das heißt, anders ausgedrückt: Mit der Übergabe der Seele an den Vater ist deren Unsterblichkeit ausgedrückt. Der sterbende Herr weiß: Im Tode werden Leib und Seele getrennt. Der Leib wird in das Grab gelegt, die Seele aber geht zu Gott. Der Mensch stürzt nicht in einen Abgrund, er wird auch nicht ausgelöscht. Das Lebendigste, Geistige, Herrscherliche im Menschen, die Seele, lebt fort.

Das Wort „Ich empfehle“ ist ein typischer Rechtsausdruck. Er ist nämlich genommen von den Pfandgeschäften. „Empfehlen“ heißt in der Rechtssprache: in Verwahrung geben – Geld oder eine Sache in Verwahrung geben. Und der Verwahrer hat die Pflicht, das anvertraute Gut aufzubewahren und zurückzugeben. Im jüdischen Abendgebet – und das war ja diese Formel, in die Hände Gottes sich zu empfehlen –, im jüdischen Abendgebet wird der Geist für die Zeit des Schlafens in Gottes Hand gelegt. Bei Jesus ist der Psalmenvers das Sterbegebet nach einem grausamen Leiden und nach furchtbaren Qualen. Jesus spricht dieses Wort vor der wirklichen Trennung der Seele vom Leibe, er übergibt sie in die Hände des Vaters. Dieses Wort ist einzigartig und einsam. Der sterbende Christus, mit seinem letzten Kreuzeswort, hat keine Parallele in der Religionsgeschichte. Jesus vertraut dem Vater sein kostbarstes Gut an, damit es im Paradiese wohl verwahrt sei und er es wiedererhalte, wenn Gott ihn wieder in die Welt einführt.

Anfang und Ende des öffentlichen Wirkens des Herrn zeigen dieselbe grundlegende Haltung der Liebe. Auf dem Berge der Versuchung und auf dem Kalvarienberg versuchten die Teufel und böse Menschen, ihn zu verleiten. Alle Herrlichkeit der Erde überblickend, sprach der Teufel prahlend: „Alle diese Königreiche gehören dir.“ Und er bot sie dem Herrn an, wenn er vor ihm niederfallen würde. Jesus hätte die Welt haben können, wenn er den Himmel aufgegeben hätte. Auf dem anderen Berge sind es Menschen, die rufen: „Steige herab, und wir wollen an dich glauben.“ Steige herab von deinem Glauben an den himmlischen Vater, steige herab von dem Bewusstsein deines göttlichen Wesens, und dann wollen wir glauben. Jesus hätte Anhänger finden können, wenn er das Kreuz aufgegeben hätte. Aber ohne das Kreuz wäre er nicht der Erlöser geworden. Wie er vor dem Teufel nicht niedergefallen ist, so stieg er auch nicht vom Kreuze herab. Denn göttliche Liebe muss vollkommen sein. Er zog die Ergebung in den Willen des Vaters dem Reichtum und dem körperlichen Wohlergehen vor, „denn größere Liebe hat kein Mensch, als dass er sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Und er hat seine Liebe nicht nur mit Worten dargetan, er hat sie durch die Tat bewiesen. Er konnte deswegen auch die Frucht seiner vollkommenen Liebe empfangen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Andere Menschen flüstern ihre letzten Worte; Jesus sprach sie mit lauter Stimme. Das ist ein Zeichen der freiwilligen Hingabe des Lebens bei vollem Bewusstsein. Niemand nimmt mein Leben, sondern ich gebe es freiwillig hin. Der Tod kam nicht über ihn, er ging in den Tod. Niemand nahm ihm das Leben, er legte es selbst ab. Er war stark genug zu leben, aber er starb durch einen Akt seines Willens. Diese Übergabe der Seele in die Hände des Vaters ist der Vollzug der Erlösung der Menschen. Denn freiwillige Übergabe ist Lebensopfer, da die Seele Lebensträger ist. Das Lebensopfer Christi ist sein Todesopfer. So ist das letzte Kreuzeswort, mit der Übergabe der Seele an den Vater, die Vollendung des Lebens- und Todesopfer Jesu, das letzte heilsmittlerische Handeln, das Opfer des göttlichen Hohenpriesters, Jesu Sühn- und Erlösungsopfer zur Heiligung des Menschen. Das Friedopfer ist vollbracht. Nun kann der Opferer und Geopferte in den Frieden der Ewigkeit zum Vater eingehen. Auf dieses siebente Kreuzeswort folgt der Tod. „Nach diesen Worten“, schreibt der Evangelist Lukas, „gab Jesus seinen Geist auf.“ Es ist das Sterbewort. Der Tod erfolgte um die neunte Stunde – das ist etwa um 15 Uhr nach unserer Zeitrechnung. Um diese Stunde stauen sich vier Kreuzesworte: Das vierte Wort als Eli-Ruf, das fünfte als Durstruf, das sechste als Vollendungsruf und das siebente als Empfehlungsruf. Diese Worte sind vermutlich nur in geringen Zeitabständen gesprochen worden.

Unter jenen, die sich um das Kreuz sammelten, war ein Centurio. Ein Centurio war er ein Offizier der römischen Armee, etwa im Range eines Hauptmanns. Centurio hieß er, weil er hundert Mann un-

ter sich hatte. Er war vermutlich mit dem Tod oft in Berührung gekommen. Bei dieser Gelegenheit hatte er den Herrn ans Kreuz genagelt, sich hingesetzt und gewürfelt und zugeschaut, wie er starb. Aber es schien ihm, dass etwas Besonderes an dem in der Mitte der drei Gekreuzigten war. Oft musste man Gekreuzigten die Zunge ausschneiden, damit sie nicht Gott lästerten. Dieser Gekreuzigte war einer, der denen vergab, die ihn in den Tod schickten. Dann bemerkte der Soldat auch, wie dieser Gekreuzigte immer stärker wurde, je näher das Ende kam. Es war, als näherte sich nicht der Tod ihm, sondern als ginge er auf den Tod zu. Er starb nicht am Kreuze wie andere Menschen im Bett sterben. In der Todesstunde sprach er mit lauter, starker Stimme. Nicht, als nähmen ihm die Menschen das Leben, sondern als gäbe er es selber: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Das waren nicht Worte des Todes, sondern des Lebens. Das gab dem Centurio zu denken: Sind wir nur Tiere, die essen und schlafen und sich dann hinlegen und sterben und verfaulen? Oder gibt es etwas nach dem Tode, einen Gott, in dessen Hände wir Rechenschaft legen müssen? Er schüttelte womöglich den Gedanken für einen Augenblick ab, aber er erwachte von neuem, als die Erde bebte und der Himmel sich verfinsterte und Tote aus den Gräbern aufstanden. Er dachte weiter nach über Tod und Leben, dieser Centurio, als er den beiden Schächern die Gebeine zerbrach, aber zu Jesus kam und ihn schon tot fand. Er stieß die Lanze in die Seite und Blut und Wasser strömten heraus. Die Legende will wissen, dass er durch diese Tropfen von einer Krankheit geheilt wurde. In jedem Falle wurde er geheilt von seinem Unglauben, denn er sprach: „Wahrhaftig, dieser Mann war Gottes Sohn.“

Das Sterbewort Jesu, meine lieben Freunde, ist das Vorbild für unser Sterben. Sterben ist immer opfern. Unser Sterben soll unser letztes Opfer, unser letzter Opfergottesdienst sein. Wer dem Gekreuzigten dessen Sterbegebet nachspricht, der gibt Gott auch noch im Sterben die Ehre. „Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Seitdem Christus so gestorben ist, sind viele mit dem gleichen Wort in den Tod gegangen. Der Diakon Stephanus, der erste Blutzeuge der jungen Kirche, wurde mit Steinen zu Tode gebracht. Als er blutüberströmt zusammensank, betete er: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Er wandte sich also nicht wie Jesus an den himmlischen Vater, sondern an dessen eingeborenen Sohn. Er rief ihn an als den Kyrios, als den Herrn: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Als die schottische Königin Maria Stuart zur Hinrichtung geführt wurde, sprach sie die sicher überlieferten Worte: „Mein Glaube ist der alte katholische Glaube. Für ihn gebe ich mein Leben hin. Auf dich, Herr, vertraue ich. In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Als der frühere Erzbischof von Köln, Kardinal Joseph Höffner, erfuhr, dass er einen inoperablen Tumor im Kopf habe, erklärte er: „Ich empfehle mich in Gottes Hände, und das sind gütige Hände.“ In heiliger Ehrfurcht legt die Kirche im Rituale das siebente Kreuzeswort als Sterbegebet in den Mund aller Sterbenden. Und wir Priester beten in unserem Abendgebet jeden Abend: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Die Kirche empfiehlt dieses Gebet als Schlussgebet des Tages auch anderen Gläubigen. Sie erinnert daran, die Aufgaben des Tages im Gehorsam gegen Gott zu verrichten, und den Tag in Gott enden zu lassen, sowie sich auf den Tod vorzubereiten. Damit ist dem gut vorbereiteten Gläubigen der Schrecken genommen. Der Tod erscheint als Tor der Heimkehr zum himmlischen Vater. Mein akademischer Lehrer, Klaus Mörsdorf in München, sagte einmal zu mir: „Sterben ist nicht schwer; man muss nur vorbereitet sein.“ Wer gottergeben gelebt hat, der vermag auch gottergeben zu sterben. Wer im Leben mit dem seligen Berliner Martyrer Bernhard Lichtenberg gesprochen hat: „Wie Gott will, ich halte still!“, der ist auch imstande, in der Todesstunde zu sprechen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Auferstehung Jesu als Tatsache und Geheimnis

20.04.2014 (Ostersonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Herrn Versammelt!

Der evangelische Theologe Paul Schütz ist ein gläubiger Christ. Für ihn ist die Auferstehung des Herrn überhaupt keine Frage. Er glaubt an sie fest. Aber er spricht von der „Ungesicherheit und Unzulänglichkeit der historischen Bezeugung“ der Auferstehung. Er meint, es gäbe keine genügenden Beweise, keine historisch durchschlagenden Beweise für die Auferstehung. Man müsse sich allein auf den Glauben verlassen. Ungesichert, ohne historische oder vernünftige Beweisführung, müsse man sich auf die Auferstehung des Herrn einlassen. „Die Wirklichkeit“, so sagt er, „die der Glaube erfassen will, ist mit Hilfe der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht fassbar.“ Die angebliche Ungesicherheit des Glaubens soll also durch die Gewissheit des Glaubens selbst ersetzt werden. Meine lieben Freunde, diese Sichtweise auf die Auferstehung des Herrn ist nicht die katholische. Wir sind vielmehr davon überzeugt, dass sich mit hinreichender Sicherheit die Tatsächlichkeit, die Geschichtlichkeit dieses Ereignisses beweisen lässt. Es muss so sein. Ein Glaube, der die Bodenhaftung der Geschichte aufgibt, ist in Gefahr, zu einer luftigen Spekulation zu werden. Es kann der Glaube nicht durch die Geschichte gewissermaßen aufgerollt werden. Ein Glaube, der die Vernunft und die Wissenschaft gegen sich hat, ist kein christlicher Glaube. Ein Glaube, der ohne die Vernunft und ohne die Wissenschaft auskommen will, ist kein katholischer Glaube. Gewiss, Vernunft und Wissenschaft erzeugen nicht den Glauben – der Glaube ist ein Geschenk Gottes, gnadenhaft hervorgebracht –, aber Vernunft und Wissenschaft rechtfertigen den Glauben vor dem Denken, vor dem fragenden Denken des Menschen. Wir wollen deswegen am heutigen Festtag der Auferstehung des Herrn, uns drei Gegenständen zuwenden. Nämlich

1. der Unterscheidung zwischen der geschichtlichen Auferstehungstatsache und dem Glaubensgeheimnis der Auferstehung,
2. der Eigenart der Auferstehungsberichte der Evangelien und
3. der Erklärung der Lücken und Differenzen in den Auferstehungsberichten.

Unser erster Gegenstand ist die Unterscheidung zwischen geschichtlicher Auferstehungstatsache und dem Glaubensgeheimnis der Auferstehung. Die Auferstehung liegt nach Ort und Zeit fest. Sie ist geschichtlich, denn sie erfolgt in einem bestimmten Zeitpunkt der Weltgeschichte unter dem Landpfleger Pontius Pilatus, und sie steht als geschichtliche Tatsache dem natürlichen Erkennen offen. Gleichzeitig aber ist das Wesen der Auferstehung ein übernatürliches Geheimnis, das nur im Glauben erfasst werden kann und der natürlichen Einsicht entzogen ist. Übernatürlich ist einmal die Art und Weise, wie ein toter Leib wiedererweckt wurde, und erst recht übernatürlich ist das Wesen dieses Leibes, der in einer verklärten Gestalt, in der das Göttliche durchschien, zum Leben erweckt wurde. Der Auferstandene hat sich gezeigt. Die Zeugen haben ihn gesehen, haben ihn betastet, sie haben mit ihm gesprochen, sie haben mit ihm gegessen. „Jesus hat sich als lebend erwiesen durch viele Beweise“, schreibt Lukas in der Apostelgeschichte. Nicht umsonst steht im griechischen Text das Wort „tekmerion“, d.h. eine sichere, einleuchtende, beweiskräftige Tatsache. Damit aber die Auferstehung gleich-

zeitig auch das göttliche Geheimnis den Menschen offenbart, erscheint der Auferstandene plötzlich, verschwindet wieder, geht durch verschlossene Türen, wird nicht erkannt. Die Tatsache der Auferstehung ist vom Herrn durch viele Beweise seinen Jüngern vorgeführt worden. Wozu? Nun, erstens, weil ihre Herzen nicht bereit waren, sodass sie mit Leichtigkeit den Glauben angenommen hätten. Deshalb sagt der Herr zu ihnen: „O ihr Unverständigen. Wie ist euer Herz so stumpf, all das zu glauben, was die Propheten gesagt haben.“ Er schalt ihren Unglauben und ihre Herzenshärte. Zweitens sollte ihr Zeugnis größere Durchschlagskraft erhalten durch die von ihnen wahrgenommenen Zeichen. In diesem Sinne schreibt Johannes: „Was wir gesehen und gehört, was wir mit unseren Händen betastet haben, das verkündigen wir euch.“ Die Tatsache der Auferstehung Christi lässt sich von einem reinen, die Wahrheit liebenden Herzen mit den Mitteln historischer Forschung beweisen. Wodurch werden in der Vergangenheit liegende Ereignisse bewiesen? Durch Zeugen. Andere Beweismittel gibt es in zahllosen Fällen nicht. Zeugen bezeugen das, was sie erlebt haben, und so auch die Auferstehung oder besser den Auferstandenen Jesus Christus. Dessen übernatürliches Wesen dagegen ist uns unbegreiflich. Jawohl, es ist unbegreiflich. Wir können nicht verstehen, wie ein toter Leib erweckt und verwandelt werden kann.

Dadurch, dass der Auferstehungsglaube auf eine geschichtliche Tatsache bezogen ist, unterscheidet er sich grundsätzlich von den Mythologien, in die so manche – Gott sei es geklagt –, in die so manche evangelische Theologen die Auferstehung versetzen wollen. In den Religionen des Orients ist tatsächlich von sterbenden und auferstehenden Heilsgöttern die Rede: Marduk, Adonis, Attis, Osiris, Persephone, der kretische Zeus, das alles sind sterbende und auferstehende Götter. Aber diese Vorstellungen sind durch zwei massive Gründe von der Auferstehung Christi zu unterscheiden. Erstens: Die Erzählungen von den Göttern sind naturhaft. Es handelt sich bei ihnen nicht um einmalige, auf den eschatologischen Höhepunkt der Heilsgeschichte bezogene Tatsachen, sondern um immer wiederkehrende Vorgänge aus der Natur. In ihnen wird das Sterben und Auferstehen der Natur abgebildet. Was wir in den Mythologien vor uns haben, das sind personifizierte Symbole der vergehenden und werdenden Natur. Die leibliche Auferstehung Jesu dagegen ist ein einmaliges, geschichtliches Ereignis, das sich nicht wiederholt! Zweitens: Die Mythologien sind ungeschichtlich. Es ist zwecklos zu fragen, in welcher Olympiade Orpheus in die Unterwelt gegangen sei, um seine Gemahlin wieder heraufzuholen. Es ist zwecklos zu fragen, unter welchem Konsulat Isis den Leichnam ihres Mannes Osiris gefunden hat. Es ist zwecklos zu fragen, in welchem Jahre, seit der Gründung der Stadt Rom, Dionysos zerstückelt worden ist. Der griechische Schriftsteller Plutarch warnt in seinem Buche über Isis und Osiris die Leser davor, bei der Erzählung von den Göttermythen anzunehmen, es handele sich um wirkliche Begebenheiten. „Mit dergleichen Fabeln“, so schreibt Plutarch, „mit dergleichen Fabeln“ dürfe man sich nicht wie mit geschichtlichen Tatsachen abgeben.

Der zweite Gegenstand, dem wir uns zuwenden wollen, ist die Eigenart der Auferstehungsberichte der Evangelien. Die Evangelisten waren keine geschulten Historiker. Sie waren einfache Männer aus dem Volke, wenn auch gebildet wie Lukas, der Arzt. Aber sie waren keine geschulten Geschichtsschreiber wie Thukydides oder Tacitus und Herodot. Ihre Methode ist deswegen einfach referierend. Sie geben das wieder, was sie erlebt oder was andere ihnen berichtet haben. Freilich auch unter lehrhaften Gesichtspunkten, sie haben ihre bestimmten Absichten, warum sie etwas erzählen, wie wir gleich sehen werden. Aber noch einmal: Es ist diese einfache Geschichtsschreibung, wie sie von Männern, die keine geschulten Historiker waren, uns vorgetragen wird. Dazu kommt: Die Auferstehungsberichte sind relativ – nämlich verglichen mit der Passionsgeschichte – dürftig. Die Passionsgeschichte ist sehr umfangreich – wir haben sie ja viermal gehört in der vergangenen Woche – aber die Auferstehungsberichte sind knapp und kurz gehalten. Wie kommt es dazu? Nun, die Kreuzigung Jesu ist in voller Öffentlichkeit geschehen, vor dem Stadttore von Jerusalem, an einer belebten Straße, Hunderte haben sie miterlebt. Die Auferstehung dagegen erfolgte in der Stille des Grabes ohne einen einzigen Zeugen. Die Wächter sahen nur den Engel. Weder sie noch die Hohenpriester noch das Volk haben den Herrn jemals gesehen. Sie werden ihn erst wiedersehen bei der Parusie. Man kann auch nicht auf Visionen ausweichen. Mag sein, dass manche Menschen Erscheinungen von ihren Verstorbenen haben, aber das ist ein wesentlicher Unterschied zu den Erscheinungen Jesu vor seinen Jüngern. Denn die Visionen von Verstorbenen stellen den Menschen dar, wie er vor dem Tode war. Die Erscheinun-

gen, die Jesus den Seinen gewährt hatte, zeigen ihn, wie er durch die Verklärung geworden ist. Die Visionen von Verstorbenen, die manche Menschen zu haben behaupten, ändern auch nichts daran, dass die Leichen der Verstorbenen in den Gräbern liegen. Anders bei den Erscheinungen des Auferstandenen. Das leere Grab und die Erscheinung gehören zusammen. Schon am Pfingsttage weist Petrus darauf hin, dass das leere Grab für den Nachweis der Auferstehung Jesu sehr wichtig ist. Er sagt: „Da habt ihr das Grab des David, und da ist er verwest; im Unterschied zum Grabe Jesu, das leer ist.“ Es hat niemals, meine lieben Freunde, es hat niemals eine Verkündigung von der Auferstehung Jesu gegeben, die nicht auf das leere Grab hingewiesen hätte. Aber das leere Grab war noch keine eindeutige Aufzeigung der Auferstehung Jesu. Magdalena nahm zunächst an, dass man den Leichnam Jesu fortgeschafft hätte; der Gärtner könnte ihn ja beseitigt haben. Die Jünger standen vor einem Rätsel. Im Jahre 1768 hat der evangelische Theologe Hermann Samuel Reimarus die These aufgestellt, der Leichnam Jesu sei von den Jüngern gestohlen worden. Er hat damit das Gerücht aufgenommen, das die Hohenpriester und der Hohe Rat verbreiten ließen. Meine lieben Freunde, die niedergeschlagenen und furchtsamen Jünger sollen den Leichnam Jesu entwendet haben. Woher nahmen sie den Mut, ein mit hohen Strafen bedrohtes Verbrechen zu begehen? Warum wurden keine Ermittlungen angestellt, um nach den Grabräubern zu forschen? Warum wurde keine Anklage erhoben gegen die Jünger? Weil diese Lüge in sich selbst zusammengebrochen ist. Die Jünger sollen dann durch das von ihnen begangene Verbrechen zum Glauben an die Auferstehung gekommen sein. Seit wann, meine lieben Freunde, lässt man sich für eine verbrecherische Handlung ans Kreuz schlagen? Seit wann lässt man sich geißeln, wenn man für eine Lüge eintritt? Erst die Erscheinungen haben eindeutig nachgewiesen, warum das Grab leer gewesen ist: Weil der, der sich darin befunden hat, in verwandelter Gestalt auferstanden ist. Erst die Erscheinungen geben dem leeren Grab die letzte Sicherheit. Freilich geschahen auch die Erscheinungen in einer gewissen Verhüllung. Der Auferstandene steht in der Mitte der Apostel, und sie erschrecken. Warum erschrecken sie? Weil sie ihn zunächst nicht wiedererkennen. Magdalena meint, den Gärtner vor sich zu haben, als sie Jesus sieht. Die Emmausjünger sprechen von einem „Fremdling“, der sich ihnen angeschlossen hat. Warum diese Verhüllung? Warum diese Verborgenheit? Sie wird ergänzt durch die Berichte über die Zeichen der Herrlichkeit, die sich an Jesus offenbar machen: Er kommt bei verschlossenen Türen; er verschwindet wieder; er ist wie ein Geist und hat doch körperliche Merkmale. Die ungläubige Exegese schließt aus dieser Gegensätzlichkeit des irdischen und des verklärten Christus, dass diese Erlebnisse erfunden seien. In Wirklichkeit ergänzen sie sich, fordern sie sich. Er musste als Mensch, als der Christus, der mit den Jüngern gewandelt ist, erkennbar sein; und er musste als Gott sich offenbaren, indem er wunderbare Vorgänge den Jüngern zeigte, die sie bisher an ihm noch nicht erlebt hatten.

Man kann fragen: Warum hat sich Jesus nur der kleinen Jüngerschar gezeigt? Die Antwort lautet: Weil nur sie Jesus aus dem langen Umgang mit ihm kannten und deswegen imstande waren, ihn wiederzuerkennen. Denn der Auferstandene erschien in anderer Gestalt als der galiläische Wanderprediger. Der zweite Grund, warum Jesus nur der Jüngerschar erschienen ist, liegt darin, dass nur sie berufen waren, ihn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, in die Welt zu tragen. Sie mussten überzeugt werden, damit sie das Zeugnis weitergeben konnten. Man kann weiter fragen: Warum waren die Erscheinungen so flüchtig, manchmal nur kurze Augenblicke? Meine lieben Freunde, wenn Jesus bleibend bei den Jüngern gewesen wäre, dann wären sie auf die Meinung gekommen, er habe sein früheres Leben wieder aufgenommen. Aber das ist eben gerade nicht der Fall. Jesus hat nicht das frühere Leben – wie Lazarus – wieder aufgenommen, sondern er ist in die Seinsweise der Verklärung eingegangen. Er gehört einer anderen Welt an, der Welt des himmlischen Vaters. Man kann noch eine andere Frage stellen, nämlich: Warum ist er nicht seinen Feinden erschienen? Dem Hohen Rat? Meine lieben Freunde, die Feinde Jesu haben nicht zum Glauben gefunden, als er unerhörte Wunder und Zeichen gewirkt hat, sie wären auch nicht zum Glauben gekommen, wenn der Auferstandene sich ihnen gezeigt hätte. Damals sagten sie: „Durch den Bund mit dem Teufel wirkt er die Wunder.“ Sie haben also die Tatsächlichkeit der Wunder nicht bestritten, aber sie haben sie verdächtigt. Jetzt hätten sie gesagt: „Der Auferstandene ist ein Gespenst.“ Gegen Verstocktheit ist auch Gott ohnmächtig! Warum erschien der Auferstandene in Verhüllung? Meine Freunde, die Mysterien Gottes können nicht anders offenbart werden als in einer Verhüllung, die auch der Glaube nicht beseitigen kann. Das

ist gerade die wahre Situation des Glaubenden: diese Verborgtheit, diese Unanschaulichkeit des Geheimnisses. Dem Glauben würde das Verdienst fehlen, wenn sein Gegenstand leicht und ohne Anstrengung ergriffen werden könnte. Gott will aber mit seiner Offenbarung nicht überwältigen, sondern überzeugen. Der Unterschied zwischen Glaube und Schau, zwischen Pilgerstand und Vollendung muss bestehen bleiben. Das irdische Leben ist Vorbereitung; das himmlische Leben ist Erfüllung. Der Wanderer ist unterwegs und streckt sich nach dem Ziel aus; der Heimgekehrte nimmt die beseligende Schau in Besitz.

Drittens möchte ich etwas sagen zu den Spannungen und Differenzen, die zweifellos in den Auferstehungsberichten vorhanden sind. Wer bösen Willens ist, kann gewisse Unstimmigkeiten gegeneinander ausspielen. Wer guten Willens ist, vermag sie zu erklären und zu vereinbaren. Ein evangelischer Pfarrer in Bremen hat ein Buch geschrieben, in dem er die scheinbaren Gegensätze und Widersprüche aufzulösen bemüht ist. Ein Beispiel: Dass die Frauen am Grabe, nach Lukas, zwei Engel sehen, nach Markus aber nur einen, scheint ein Widerspruch zu sein. Es kommt aber, wenn man näher hinschaut, bei diesem Bericht allein auf die Botschaft an, welche die Frauen empfangen, nämlich dass der Herr auferstanden ist. Und diese Botschaft wurde von einem der Engel ihnen ausgerichtet, nicht im Sprechchor. Und deswegen genügte es, dass Markus und auch Matthäus nur von einem Engel sprechen. Außerdem haben die Evangelisten, die man neuerdings als Redaktoren bezeichnet, mit Absicht bestimmte Schwerpunkte in ihren Berichten gesetzt. Markus gibt den kürzesten Bericht von der Auferstehung. Er erzählt eigentlich nur die Ankunft der Frauen am Grabe, die einen weißgekleideten Jüngling sehen, der ihnen die Auferstehung verkündet, wie wir ja vorhin im Evangelium gehört haben. Markus schließt seinen Bericht damit, dass die Frauen aus Furcht zunächst nichts erzählen. Dieser karge Bericht wird dann durch einen zweiten Markusschluss ergänzt. Indem Markus nur das Allernotwendigste erwähnt, setzt er die Tatsache der Auferstehung bei seinem Leserkreis als vollkommen bekannt voraus. Es hat kein Christentum gegeben ohne die Überzeugung von der leibhaftigen Auferstehung Jesu. Aber: Markus will die Tür für eine Sinnesänderung der Hohenpriester und des irregeleiteten Volkes offenhalten. Und deswegen stellt er ihre Schuld und ihre Verstocktheit nicht in grellem Lichte dar, fügt vielmehr hinzu, dass auch die Jünger nur schwer zum Glauben kamen. All das soll den Unglauben der Hierarchen und des Volkes nicht entschuldigen, aber es soll ihn verständlich machen. Markus ist bemüht, die letzten Brücken zu einer Bekehrung nicht abzubrechen. Er hofft noch auf eine Sinnesänderung. Anders ist die Situation bei Matthäus. Er muss seinen Lesern begreiflich machen, warum die Juden verworfen und das Heil an die Heiden übergegangen ist. Und deswegen berichtet er von den Erscheinungen nur die auf dem Berge in Galiläa, bei der Jesus die Jünger zu den Heidenvölkern entsandte. Matthäus will seinen Lesern zeigen, wie die Apostel von der Hauptstadt Jerusalem losgerissen wurden und in die Fremde nach Galiläa gingen, um so sinnbildlich darzustellen, dass das Evangelium jetzt seinen Weg aus dem Judenlande zu den Heiden nehmen wird. Wieder anders: Lukas. Er gibt die Worte des Auferstandenen wieder, es müsse auf seinen Namen die Herzensumkehr und die Sündenvergebung bei allen Völkern gepredigt werden, zuerst aber in Jerusalem. Lukas will mit seinen Lesern – das sind die Heidenchristen – die Sendung an alle Völker aus Jerusalem ausgehen lassen. Warum? Weil hier das heilbringende Leiden und Sterben des Herrn sich zugetragen hat. Weil er hier siegreich aus dem Grabe erstanden ist. Das ist seine Absicht, weswegen er die Jerusalemer Erscheinungen berichtet. Das ist kein Gegensatz, wie der Unglaube sagt, sondern das ist eine überlegte Absicht, die den Evangelisten bestimmen. Johannes vollends, als der letzte der Evangelisten, setzt die Fragen um die Auferstehung Jesu als bekannt voraus. In dieser Zeit war es für das Christentum überhaupt keine Frage mehr, dass der Auferstandene bei ihnen war. Er berichtet deswegen nur drei Erscheinungen, nämlich vor Magdalena, vor den Jüngern ohne Thomas und vor den Jüngern mit Thomas. Die Erscheinung vor Thomas ist besonders instruktiv. Warum legt Johannes so großen Wert auf diese Erscheinung? Man kann sagen: Ja, er wollte halt den Thomas gewinnen, er wollte ihn überzeugen. Gewiss mag das eine Rolle gespielt haben, aber ich könnte mir denken, dass noch eine andere Absicht dahinterstand. Nämlich: Nur Johannes weist hin auf die Seitenwunde Jesu. Er war ja unter dem Kreuz gestanden und hatte beobachtet, wie der Soldat mit seiner Lanze die Seite Jesu öffnete, und sogleich floss Blut und Wasser heraus. Aus dieser Seitenwunde quillen die Sakramente der Kirche: Taufe und Eucharistie. Und das will Johannes seinen Lesern unterbreiten, und deswegen betont er so,

dass Thomas seine Hand in die Seitenwunde des Herrn legte. Jesus forderte ihn auf, und er tat es. Die Berichte von der Auferstehung Jesu lassen sich, meine lieben Freunde, wer guten Willen hat, widerspruchsfrei verstehen. Unser Glaube steht nicht im Gegensatz zur Geschichte. Von dem Auferstandenen gilt dasselbe wie von dem Prediger und Wunderheiler Jesus: „Was wir gesehen, was wir gehört, was wir mit den Händen betastet haben, das verkündigen wir euch.“ Der Auferstandene ist das Herzstück des Evangeliums. Christus, der Auferstandene, ist das Evangelium. Die Auferstehung Jesu ist eine Wende, aber nicht eine beliebige Wende, sondern die Weltwende, in der die Welt ganz anders wurde als durch alle früheren Wenden und Krisen. Der Gekreuzigte ist der Auferstandene. Von ihm gilt das Wort: „Christus siegt, Christus herrscht, Christus gebietet in alle Ewigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Emmausjünger

21.04.2014 (Ostermontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Markus berichtet, kurz, dass Jesus nach seiner Auferstehung zwei Wanderern erschienen sei. Der Evangelist Lukas gibt eine genaue und umfangreiche Schilderung über dieses Ergebnis. Noch am Ostermorgen hatten sich zwei von den Jüngern Jesu auf den Weg gemacht aus Jerusalem in einen Ort namens Emmaus. Lukas berichtet, dass dieser Ort 60 Stadien von Jerusalem entfernt gewesen sei – das sind etwa 11,5 Kilometer. Aber der Ort, der diese Entfernung von Jerusalem entfernt ist, heißt nicht Emmaus. Das Emmaus, das heute noch den Namen Amwas trägt, liegt 30 Kilometer von Jerusalem entfernt. Und tatsächlich ist in manchen Handschriften der griechischen Bibel von 160 Stadien die Rede, nicht von 60. Es gibt drei Orte, die behaupten, das Emmaus der Bibel zu sein. Aber die Wahrscheinlichkeit ist am größten, dass das heute Nikopolis genannte Emmaus jenes ist, in das die Jünger am Ostersonntag gewandert sind. Der Gegenstand ihrer Gespräche waren die Heilsereignisse, die sie erlebt hatten. Sie unterhielten sich über ihre Meinungen, Hoffnungen und Befürchtungen. Sie waren Jünger Jesu, wahrscheinlich aus den 72 anderen, die Jesus ja neben den Aposteln ausgewählt hatte. Einer von ihnen trug den Namen Kleophas; der Name des anderen ist unbekannt. Plötzlich, unerwartet, schloss sich ihnen ein Wanderer an. Es war Jesus. Er wurde von ihnen nicht erkannt. Er war in einer anderen Gestalt, als er sie besessen hatte, als er noch mit ihnen in Galiläa und Judäa wanderte. In einer anderen Gestalt, und ihre Augen waren gehalten, dass sie ihn nicht erkannten. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, dass auch bei anderen Gelegenheiten der Auferstandene von den Jüngern zunächst nicht erkannt wurde. Magdalena hielt ihn für den Gärtner. Die Jünger waren unsicher, wer der sei, der da mit ihnen an einem Feuer saß und Fische brät. Der Herr aber nahm an ihrem Gespräch teil. Er fragte sie: „Was sind das für Reden, die ihr da miteinander führt? Warum seid ihr traurig?“ Da zeigten sie sich erstaunt, dass er als der einzige Fremdling nicht wüsste, was sich in Jerusalem zugetragen hatte. „Ja, was denn?“ „Nun, das mit Jesus.“ Und jetzt quoll es aus ihnen heraus. Sie erklärten, Jesus sei ein außergewöhnlicher Prophet gewesen, er habe seine göttliche Sendung durch Wunder und Lehren bezeugt, Gott habe ihn bestätigt durch diese Wunder vor allem Volke. „Er war mächtig in Wort und Tat vor Gott und dem Volke.“ Und obwohl sich Jesus als Gottgesandter ausgewiesen hatte, glaubten die Juden, glaubte die Masse der Juden nicht an ihn. Im Gegenteil: Gerade sein wunderbares Wirken war nach dem maßgebenden Ausspruch des Kaiphas der Grund, warum sie ihn verfolgten und ans Kreuz schlugen. Über diese Leidesgeschichte des Herrn berichten die Emmausjünger mit der Bemerkung, das Synhedrium (also der Hohe Rat) habe ihn Pilatus ausgeliefert, dieser habe ihn zum Tode verurteilt und ans Kreuz schlagen lassen. Mit Recht werden die Synhedristen, die Angehörigen des Hohen Rates, als die maßgebenden Verursacher des Todes Jesu angegeben. Und die beiden Jünger erzählten, welche herrliche Hoffnung sie gehabt haben: „Wir hatten gehofft, dass er das Reich Israel wiederherstellen werde.“ Diese Hoffnung kommt uns verdächtig vor. Es ist nämlich die Hoffnung der meisten Juden der damaligen Zeit gewesen. Sie meinten, die Herrlichkeit des irdischen Judenvolkes, wie sie in der Zeit Davids und Salomons bestanden hatte, werde wiederhergestellt werden. Sie hatten also eine irdisch-politische Messias Hoffnung. Auch die treuesten Jünger Jesu haben sich davon nicht befreien können. Wir wissen ja, dass, noch vor der

Himmelfahrt des Herrn, die Apostel fragten, ob er jetzt das Reich Israel wiederherstellen werde. Diese ihre Hoffnung ist stark erschüttert worden, weil dieser Jesus, von dem sie die Wiederherstellung des Reiches erwartet hatten, gestorben ist, und seit diesem Tode bereits drei Tage verflossen sind, ohne dass sie etwas Sicheres über sein Schicksal erfahren haben. Und dennoch haben sie einen Hoffnungs-schimmer. Sie erwähnen die Frauen, die am Grabe waren und ihn nicht fanden. Und sie erwähnen die Botschaft des Engels, der ihnen sagte: „Ihr sucht den Gekreuzigten, er ist auferstanden.“ Aber das konnte die Jünger, die Emmausjünger noch nicht zum Glauben führen.

Jetzt aber nahm Jesus das Wort und legte ihnen den wahren Sinn der messianischen Weissagungen aus. „O ihr Unverständigen, wie schwer kommt es euch an, alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben!“ Er deckt also den tiefsten Grund auf, warum sie zwischen Hoffnung und Furcht schwanken. Die Jünger haben nicht das richtige Verständnis der prophetischen Verheißungen und darum auch nicht die richtige Vorstellung vom Messias. Sie haften am Irdisch-Politischen und vergessen das Ethisch-Religiöse. Der Heiland, der als Herzenskundiger die Glaubensgeneigtheit der beiden Wanderer kannte, tritt jetzt als ihr Lehrmeister auf. Er erteilt ihnen Unterricht, Nachhilfeunterricht, exegetischen Unterricht, Erklärung der Heiligen Schrift. Jetzt fällt das entscheidende Wort, das Schlüsselwort für das Leiden des Messias: „edei“ heißt es im Griechischen, er musste, er musste leiden. Warum? Weil der Vater es so wollte. Weil die Sünden der Menschen getilgt werden mussten. Weil auch für ihn der Weg zur Seligkeit über das Leiden führte. Er musste leiden. Das war Exegese aus erster Hand. Das war Erklärung der Schrift durch ihren Inspirator. Das war Lehre aus göttlicher Autorität. Und er fing dann an von Moses und den Propheten ihnen die Schriftstellen auszulegen, die für das Leiden des Herrn in Frage kamen. Man kann an das Protevangelium denken im Buche Genesis, wo es heißt: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und der Frau“, und wo das Buch dann auf den Schlangentreter zu sprechen kommt, der der Schlange, dem Satan, dem Verführer den Kopf zertritt. Und dann natürlich die vielen prophetischen Weissagungen von Jeremias, von Isaias, die Psalmen, die von ihm sprechen: der Psalm 21: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?, der Psalm 31, der Psalm 68. Er berichtete also von den Weissagungen des Alten Bundes und von ihrer Erfüllung im Leben und Sterben Jesu. An dieser Stelle, meine lieben Freunde, muss ich Ihnen etwas ganz Trauriges erklären. Es gibt nämlich Theologen – christliche Theologen! –, die von einem vaticinium oder mehreren „vaticinia ex eventu“ sprechen – vaticinia ex eventu, d.h. sie verdächtigen die Evangelisten, das Leben Jesu so geschildert, so verfälscht zu haben, dass die Weissagungen des Alten Bundes auf es zutrafen. Also nicht die Weissagungen sind erfüllt worden – nach diesen Falschlehrern –, sondern das Leben Jesu ist umgebildet, ist „frisirt“, ist gefälscht worden, um es als Erfüllung der Weissagung ausgeben zu können. Das lehren christliche Theologen! Der Herr hat eine Exegese anderer Art. Er zeigt, was im Alten Bunde von Jesus vorausgesagt wurde und was im Neuen in Erfüllung gegangen ist.

Diese Belehrung bringt eine Veränderung in der Haltung der Emmausjünger mit sich. Sie sind ergriffen, später werden sie sagen: „Brannte nicht unser Herz?“, d.h.: Haben wir nicht mit voller innerer Bewegung erkannt, dass hier die wahre Lehre über Jesus und über seine Geschicke uns vorgetragen wird? „Brannte nicht unser Herz?“ Und diese Veränderung in ihrem Inneren schlägt sich nieder in ihrem äußeren Verhalten. Jesus stellte sich zunächst, als wolle er, nachdem sie angekommen waren in Emmaus, weitergehen. Er wollte sie auf die Probe stellen. Und diese Probe bestanden sie, denn sie luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben: „Bleibe bei uns, denn der Tag hat sich geneigt.“ Und der Herr ließ sich einladen. Er ließ sich einladen zu einem Abendessen – es muss ja so Mittag gegen drei oder vier Uhr gewesen sein, wo sie angekommen sind. Und da erkannten sie ihn. Da erkannten sie ihn beim Brotbrechen. So hat er es immer gemacht, wie er es jetzt wieder tat! Man hat sich die Frage gestellt: Was war das für ein Mahl? War es ein Sättigungsmahl oder war es eine Eucharistiefeier? Ich bin überzeugt, dass es ein Sättigungsmahl war. Warum? Der Hauptgrund liegt darin, dass die Jünger vom Emmaus gar nichts von der Einsetzung der Eucharistie wussten. Sie war ja erst vor wenigen Stunden erfolgt und konnte in der Aufregung, unter dem Schrecken dieser Tage überhaupt nicht anderen vermittelt werden. Aber ohne dass man weiß, was Eucharistie ist, kann man sie auch nicht feiern. Deswegen nehme ich an, es handelt sich hier nicht um eine Eucharistiefeier, sondern um ein einfaches Abendmahl, wie es eben für müde Wanderer bereitet wird. Auch die Ausdrücke, die im Griechischen stehen, lassen diese Deutung zu, denn es sind dieselben, wie sie gebraucht werden bei der Brotver-

mehrung in Galiläa. Die Jünger erkannten Jesus am Brotbrechen, weil er eine offenbar unnachahmliche Art hatte, wie er den Segen über das Brot sprach und wie er es ihnen austeilte. Und das war der Gipfelpunkt ihres Erlebnisses. Kaum hatten sie den Herrn erkannt, da entschwand er ihrem Blicke. Das Wandern und das Essen mit ihnen, das war Zeichen seiner Menschheit; sein plötzliches Verschwinden war Zeichen seiner Gottheit. Kraft der Veränderung seiner Natur konnte er sich mit Leichtigkeit und Behendigkeit von einem Ort zum anderen bewegen. Trotzdem, die Jünger waren mit großem Trost und überreicher Freude erfüllt. Sie vergaßen Hunger, Müdigkeit und Trauer, sofort machten sie sich wieder auf, zurück nach Jerusalem, wo sie ungefähr um zehn Uhr abends angekommen sein werden, und berichteten den Aposteln, dass Jesus erstanden und ihnen erschienen sei. Aber auch in Jerusalem hatte sich Neues ereignet. Der Auferstandene ist dem Simon erschienen, dem Petrus! Dieser war – wahrscheinlich noch vor dem Erlebnis von Emmaus – einer besonderen Erscheinung des Herrn gewürdigt worden.

Meine lieben Freunde, wir gehen heute nicht mehr nach Emmaus. Uns gesellt sich der Herr nicht mehr in sichtbarer Gestalt zu, aber wir glauben und wissen, dass er auch in fremder Gestalt in uns und bei uns ist. Das Konzil von Trient weist eigens darauf hin, dass in der Eucharistie der Auferstandene „in fremder Gestalt“ bei uns ist. Wahrhaft, wirklich und wesentlich, aber in einer anderen Gestalt, um unsere Empfindlichkeit und Schwäche zu schonen. Wir sprechen zu ihm wie die Emmausjünger: „Herr, bleibe bei uns jetzt und heute und wenn es Abend wird in unserem Leben. Bleibe bei uns in unserer Niedergeschlagenheit und Not. Bleibe bei uns in unseren Zweifeln und in unserer Unsicherheit. Bleibe bei uns, o Herr, und verlass uns nicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das leere Grab

27.04.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Osterverkündigung der Kirche geht auf zwei Tatsachen:

1. das leere Grab,
2. die Erscheinungen des Auferstandenen.

Am Morgen nach dem stillen Sabbat fanden die Frauen und die Jünger das Grab Jesu leer. So berichten einstimmig die vier Evangelien. Und die judenchristlichen Evangelienfragmente bezeugen das gleiche. Aber nicht nur und nicht erst die Evangelien wissen vom leeren Grab. Es hat nie eine christliche Jesustradition oder Auferstehungsbotschaft gegeben ohne das Zeugnis des leeren Grabes. Das beweist schon die Osterterminologie, sie spricht ja von Auferwecken und Aufstehen. Das sind die entscheidenden Grundbegriffe. So waren sie schon im Buche Daniel gebraucht worden. Dort heißt es: „Die Heiligen Gottes sollen schlafen, bis Gott sie am Jüngsten Tag auferweckt. Dann werden sie auferstehen und die Gräber verlassen, so wie ein Mensch am Morgen sein Nachtlager verlässt.“ Genau in diesem Sinne verkünden die Apostel seit Ostern: Die Auferstehung der Toten hat begonnen. Der Erstling der Auferstandenen ist Jesus von Nazareth. Gott hat seinen Christus nicht im Grabe gelassen, sondern ihn auferweckt. Der Herr ist auferstanden. Überall aber, wo die Auferstehungsbotschaft verkündet wird, ist das Faktum des leeren Grabes vorausgesetzt. Es gibt keine Auferstehung ohne das leere Grab! So wird in den ältesten Zeugnissen von der Auferstehung – nämlich in den Petrusformeln der Apostelgeschichte – von der Auferstehung gesprochen, dass immer das leere Grab vorausgesetzt ist. „Ihn hat Gott auferweckt, indem er die Wehen des Todes löste. Denn es war unmöglich, dass er festgehalten wurde von ihm.“ „Den Urheber des Lebens habt ihr getötet“, hält Petrus den Juden vor, „ihn, den Gott auferweckt hat von den Toten. So sei euch und allem Volk Israel kund: Durch den Namen Jesu, des Nazaräers, den ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Toten auferweckt hat, durch ihn steht jener Mann gesund vor euch. Der Gott unserer Väter hat Jesus auferweckt, den ihr ans Kreuz gehängt und getötet habt. Ihn hat er auferweckt am dritten Tage und sichtbar werden lassen.“ Dieselbe Verkündigung, nämlich der Zusammenhang von Auferstehung und leerem Grab, findet sich in der vorpaulinischen Verkündigung, die im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes wiedergegeben ist: „Ich habe euch vor allem mitgeteilt, dass Christus starb für unsere Sünden, dass er begraben und auferweckt wurde.“ Das Begrabenwerden wird natürlich nur erwähnt, weil das Grab jetzt leer ist. Und in den Paulusbriefen ist die Situation dieselbe: Auferstehung und leeres Grab sind untrennbar miteinander verbunden. „Wir sind mitbegraben mit ihm durch die Taufe“, schreibt Paulus an die Römer, „durch die Taufe auf seinen Tod. Damit so, wie Christus auferweckt wurde durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Es ist völlig irrig zu meinen, Paulus habe vom leeren Grab nichts gewusst. Die Verkündigung des Begrabenwerdens ist nichts anderes als der Hinweis auf das Leersein des Grabes am Ostermorgen. Die gesamte Urkirche bezeugt es einmütig: Das Grab Jesu war am Ostermorgen leer.

Aber auch die Gegner Jesu geben unwillig zu, dass das leere Grab ein Faktum ist, die Juden und, so scheint es, auch die Römer. Die Verkündigung der Apostel von der Auferstehung Jesu hat in Jerusalem heftigsten Widerstand gefunden. Aber keiner der Feinde Jesu hat jemals daran gezweifelt, dass das Grab leer ist. Niemand ist dem Zeugnis vom leeren Grabe entgegengetreten. Das Synhedrium (der Hohe Rat) hat die Tatsache des leeren Grabes nicht zu bestreiten gewagt, sondern rationalistisch zu erklären versucht, nämlich durch den Leichendiebstahl, den sie den Jüngern in die Schuhe schoben. „Dieses Märchen“, schreibt Matthäus – vielleicht so im Jahre 60/65 –, „dieses Märchen (vom Leichenraub) wird bis zum heutigen Tage unter den Juden verbreitet.“ Und Justin, der in der Mitte des 2. Jahrhunderts schreibt, Justin erklärt, es habe ein amtliches Rundschreiben des Hohen Rates gegeben. Ein Rundschreiben, in dem es hieß „ein gewisser Jesus, ein galiläischer Abfallprediger, den wir gekreuzigt, den die Jünger aber gestohlen haben nächtlings aus dem Grabe, wohin er gelegt war nach der Kreuzabnahme, um die Menschen zum Abfall zu bringen durch die Botschaft, er sei auferweckt und gen Himmel aufgefahren“. Ein anderes Tendenzgericht wird schon im Johannesevangelium vorausgesetzt und zurückgewiesen, nämlich das Gerücht, der Gärtner habe den Leichnam Jesu aus irgendwelchen Gründen heimlich beiseite geschafft. Tertullian, der Jurist, der im Anfang des 3. Jahrhunderts schreibt, Tertullian kennt beide Kampfpapieren: Jüngerdiebstahl und Gärtnertransport. Er erwähnt mit augenscheinlichem Hohn das Motiv des Gärtners, er habe den Leichnam in aller Stille weggeschafft, damit seine Salatpflanzen nicht zertrampelt werden von den wahrscheinlich zahlreichen Besuchern des Grabes. Beiden Kampfpapieren begegnen wir auch in den jüdischen „Toledot Jesu“. Das ist ein interessantes Buch, meine lieben Freunde, die „Toledot Jesu“. Es ist entstanden im Mittelalter zwischen dem 7. und 12. Jahrhundert und ist eine einzige Schmähung Jesu durch die Juden. Aber in diesen Toledot Jesu wird ausdrücklich erklärt, dass die Juden das Grab untersucht und leer gefunden haben. Die Judengemeinden von Worms, von Toledo, von Regensburg, diese Judengemeinden haben noch im Spätmittelalter die Sendschreiben des Hohen Rates über den Prozess Jesu vorgewiesen. Diese Urkunden waren gefälscht, aber sie beweisen, dass die jüdische Rechtsüberlieferung an der Absendung des Jerusalemer Sendschreibens nicht gezweifelt hat.

Schon Matthäus deutet an, dass das Tendenzgericht vom Leichendiebstahl nicht zuletzt auch für römische Ohren bestimmt war. Und Eusebius, der Kirchenschriftsteller, berichtet, „dass bald ganz Palästina von diesem Gerücht erfüllt war“. Die Verwaltungschefs der Provinzen hatten die Pflicht, über alle wichtigen Vorkommnisse an den Kaiser in Rom zu berichten. Pilatus musste selbstverständlich die Hinrichtung Jesu dem Tiberius unterbreiten. Und er hat es mit den Meldepflichten in diesen Monaten zweifellos genau genommen. Er konnte aber auch über das Gerücht vom leeren Grab nicht hinweghören oder dazu schweigen. Nach Tertullian hat der Prokurator auf schnellstem Wege einen Lagebericht nach Rom geschickt und um Weisungen gebeten. „Das alles“, schreibt Tertullian, „berichtete Pilatus dem damaligen Caesar Tiberius über Christus, es habe sich nichts im Grabe gefunden als die Tücher und die Behauptung der Oberen, der Begrabene sei von den Jüngern geraubt worden.“ Es hat zweifellos auch heidnische Pilatusakten gegeben. Aber sie sind uns nicht überliefert. In diesen heidnischen Pilatusakten muss auf die beiden Gerüchte vom Leichendiebstahl und vom Gärtnertransport eingegangen worden sein. Aber ich kann nur noch einmal sagen: Sie sind uns nicht erhalten.

Das leere Grab, meine lieben Freunde, ist vor allem ein Gegenstand des Glaubens. Aber die Beschädigung von Gräbern und die Entnahme von Leichnamen ist ein Delikt. In allen Rechtsordnungen wird dieses Delikt bestraft, in unserem deutschen Strafgesetzbuch im §168. Dort heißt es: „Wer unbefugt aus dem Gewahrsam des Berechtigten den Körper oder Teile des Körpers eines verstorbenen Menschen wegnimmt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 3 Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ Wer hat also sich dieses Deliktes damals schuldig gemacht? Wer sind die Täter gewesen? Wer kommt als Täter für den Leichenraub – für den angeblichen Leichenraub – in Frage? Nicht in Frage kommt die römische Verwaltung. Denn Pontius Pilatus, der auf Verlangen der Juden das Grab militärisch bewachen ließ, hatte nur ein hoheitliches Interesse an der Befolgung seiner Anordnung. Vermutlich war er sehr erleichtert, dass die Sache Jesu jetzt zu einem Ende gekommen war. Der viele Ärger, den er damit hatte, schien mit der Beisetzung des Leichnams beendet. Nicht einmal im Traum konnte er daran denken, sich mit der Entfernung der Leiche neuen Verdruss einzuhandeln. Er war es gewiss nicht, der den Leichnam Jesu aus der Beisetzungsstelle hat entfernen lassen. Die Soldaten hatten auch kein In-

teresse, dass der ihnen gegebene Befehl vorsätzlich verletzt wurde. Sie waren vermutlich in größter Verlegenheit, weil der Leichnam, den sie bewachen sollten, verschwunden war. Hier schien ein Wachvergehen vorzuliegen, wegen dessen sie zur Verantwortung gezogen werden konnten. Nur durch die Intervention mit Geld, nur durch die Intervention mit Geld konnten die Juden verhindern, dass die Soldaten bestraft wurden. Den Soldaten lag also nichts am Verschwinden, sondern ihnen lag alles am Vorhandensein des Leichnams. Nicht in Frage kommen die den Christen feindlich gesinnten Juden, denn sie waren ja erklärtermaßen an einem toten Christus, auf dessen Grab man zeigen konnte, interessiert. Wenn sie den beerdigten Jesus beiseite geschafft hätten, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, die Verkündigung der Apostel ad absurdum zu führen. Sie hätten ja den Leichnam bloß auszustellen und in Jerusalem herumzutragen brauchen, um das Gerücht von der Auferstehung zu töten. Ihnen lag alles daran, dass Jesus im Grabe verblieb! Das Verschwinden Jesu brachte sie in arge Verlegenheit. Sie bot ja den Jüngern Jesu die Möglichkeit, ihre Behauptung, Jesus sei auferweckt worden, durch eine massive Tatsache zu stützen.

Nicht in Frage für das Verschwinden des Leichnams kommen auch die Anhänger Jesu, denn wie hätten sie das von römischen Soldaten bewachte Grab, das sicher auch von vielen Juden mit Argusaugen beobachtet wurde, unbemerkt öffnen und den Leichnam daraus entfernen können? Es handelte sich ja bei Jesus nicht um irgendeinen Juden, der da bestattet wurde, sondern um den eben noch triumphal gefeierten Messias, um den in zwei Prozessen schmachvoll zum Tode verurteilten angeblichen König von Israel. Jetzt war er zur Strecke gebracht. Jetzt konnte man konstatieren, wo sein geschundener, entseelter Leib die letzte Ruhe gefunden hatte. Sein Grab war für die Feinde Jesu auch eine Stätte des Triumphes. Josef von Arimathäa hatte die Beisetzung Jesu in der Absicht vorgenommen, ihm ein ehrenhaftes Begräbnis zu verschaffen. Die Stätte der Beerdigung war von ihm selbstverständlich für Dauer berechnet, für immer. Der Gedanke, den Leichnam daraus zu entfernen, musste ihm als Frevel vorkommen. Selbstverständlich werden die Anhänger Jesu den Toten nicht vergessen haben. Sie werden entschlossen gewesen sein, das Grab in Ehren zu halten. Jesu Leichnam war ja nicht in einer Mördergrube verscharrt worden, sondern in eine Art Mausoleum, in das Grab eines vornehmen Mannes verbracht worden. Dort konnten sie jederzeit ein Totengedenken halten. Aber an eines haben sie mit Gewissheit nicht gedacht, nämlich den Beigesetzten zu entwenden und fortzuschaffen – und das noch am Sabbat, wo alle Arbeit ruht. Den über den grausamen Tod ihres Meisters verstörten und verzweifelten Christen fehlten alle seelischen Voraussetzungen für ein so gewagtes Vorhaben, das nur mit großer verbrecherischer Energie hätte durchgeführt werden können. Sie waren durch die Katastrophe des Karfreitags wie gelähmt. Ihre Erwartungen und Hoffnungen waren zerstört. Es war nichts mit der Aufrichtung des messianischen Königreiches, denn der dafür Vorgesehene lag entseelt im Grabe. Die Jünger Jesu waren sicher auch in Angst und Sorge. Sie mussten befürchten, dass die jüdischen Behörden, nachdem sie den angeblichen Messias beseitigt hatten, sich auch an seine Jünger heranwagten und sie festnahmen und bestrafte. Johannes berichtet in seinem Evangelium, dass die Juden damals, als Jesus den Blindgeborenen heilte, beschlossen hatten: Jeder, der Jesus als den Messias bekennt, wird exkommuniziert, wird mit dem Bann belegt, wird aus der Gemeinde der Juden ausgeschlossen. Diese Drohung schwebte auch über dem Haupt der Jünger, die Jesus hatten im Grabe beisetzen hören. Völlig abwegig ist die von den Feinden des Christentums aufgebrachte Behauptung, die Jünger Jesu hätten den Leichnam Jesu entfernt, um erklären zu können, er sei auferstanden. Das ist die jüdische Parole, die aber – Gott sei es geklagt – auch immer wieder von abgefallenen Christen vorgebracht wird. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen den Hermann Samuel Reimarus erwähnt. Er war Professor in Hamburg. Und er hat in einer umfangreichen Darlegung, die erst vor wenigen Jahren vollständig veröffentlicht worden ist, die Behauptung aufgestellt, die Jünger hätten Jesus gestohlen, um behaupten zu können, er sei auferstanden. Dieser Hermann Samuel Reimarus gab sich nach außen hin als frommer evangelischer Christ. Er besuchte jeden Sonntag den Gottesdienst, war im Herzen aber völlig vom Christentum abgefallen. Diese Ungläubigen behaupten, die Jünger hätten den Leichnam Jesu gestohlen und diesen Diebstahl mit einer unerhörten Lüge verbunden, nämlich er sei auferstanden. Und diese Lüge sollen sie selbst geglaubt und anderen vermittelt haben. Sie hätten sich selbst und anderen etwas vorgemacht. Man darf fragen: Seit wann, meine lieben Freunde, seit wann begründen ein Verbrechen und eine Lüge eine Überzeugung? Und gar die unerhörte Überzeugung vom Le-

bendigwerden einer Leiche? Durch ein Verbrechen und eine Lüge sollen sie mutig geworden und vor die Öffentlichkeit und vor die Behörden hingetreten sein. Seit wann wird man durch Selbsttäuschung und Täuschung anderer mutig? Durch ein Verbrechen und eine Lüge sollen sie Anfeindung und Verfolgung, Geißelhiebe und Tötung tapfer ertragen haben. Meine lieben Freunde, wer ist nicht gewillt, von einer Lüge zu lassen, wenn ihm dadurch Nachteile und Strafen erspart bleiben? Nein, die Jünger Jesu kommen als Täter eines angeblichen Leichenraubes nicht in Frage.

Die Evangelienberichte über das leere Grab stimmen. Ja, wer ist es dann gewesen, der den toten Christus aus dem Grab entfernt hat? Er kann es nur selber gewesen sein. Der Tote ist wieder lebendig geworden. Der himmlische Vater hat ihn auferweckt. Er ist auferstanden vom Tode. Da sagen manche: „Das ist noch nie passiert.“ Richtig, das ist noch nie passiert. Das konnte gar nicht passieren. Denn nie zuvor ist Gott vom Himmel herabgestiegen, hat die Natur eines Menschen angenommen, hat sich kreuzigen und hinrichten lassen. Jetzt aber wird ihm Gerechtigkeit, jetzt erhält er den Lohn für seinen Gehorsam und für sein schuldloses Leiden. Jetzt darf er heimkehren, von wo er ausgegangen ist. Wir tun recht, meine lieben Freunde, wir tun recht, wenn wir singen: „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugenden (1)

Die Tugend der Treue

04.05.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Treue, im Allgemeinen, ist die sittliche Haltung der Beständigkeit in einer eingegangenen Bindung, die nicht um eigener Vorteile willen aufgegeben wird und auf die der andere sich verlassen kann. Im Besonderen ist Treue eine Willenstugend, die zur Erfüllung eines gegebenen Versprechens anhält. Die Treue steht in naher Beziehung zur Wahrhaftigkeit und zur Gerechtigkeit. Treue und trauen sind schon sprachlich verwandt. Die Wahrhaftigkeit verpflichtet den Menschen, dass seine Worte mit seiner Gesinnung im Einklang stehen. Die Treue gebietet ihm, seine Taten in Einklang zu bringen mit seinen Worten. Der Versprechende bürgt für die Wahrhaftigkeit seiner Rede und für die Erfüllung in der Zukunft. Darin liegt die eigentliche Treue begründet. Durch die Beziehung zur Gerechtigkeit empfängt die Treue einen Sozialcharakter. Der bloße Vorsatz ist kein Versprechen, denn der bloße Vorsatz wird mir gemacht und nicht einem anderen. Aber das Versprechen geht über den Vorsatz hinaus, es richtet sich auf den Nächsten, es wird dem anderen etwas versprochen. Es wird ihm eine Zusage gemacht für eine künftige, vorteilhafte Leistung. Deswegen nähert sich die Treue der Tugend der Gerechtigkeit.

Treueverhältnisse bestehen in großer Zahl in der großen und in der kleinen Welt. Denken wir an die Treue zur Heimat, Treue zum Vaterland. Denken wir an die Treue gegenüber der Familie, der Sippe, gegenüber einer Gemeinschaft, einem Verband, einem Verein. Denken wir an die Treue zum Beruf. Die Treue des Menschen gegen Gott gilt als eine Grundpflicht der Sittlichkeit. Und die Treue im menschlichen Verkehr ist ebenfalls unentbehrlich. „Wer getreu ist im Geringsten, ist auch in vielem treu. Und wer treulos ist im Geringsten, ist auch in vielem nicht treu“, so heißt es im Lukasevangelium. Treue ist vor allem eine notwendige Eigenschaft eines Dieners und eines Amtsinhabers. „Von Verwaltern wird erwartet, dass sie treu befunden werden“, heißt es im 1. Brief an die Korinther. Der Diözesanbischof legt einen Treueid gegenüber dem Heiligen Vater ab, und hoffentlich hält er ihn auch. Wir kennen die Gestalt des Treuhänders. Das ist eine Person, die fremdes Vermögen verwaltet, und zwar im Interesse des Treugebers. Der Priester, der ein Messstipendium annimmt für eine Heilige Messe, ist ein Treuhänder. Er hat dieses Messstipendium der Messe zuzuordnen, die er dafür feiert, und zwar ein Stipendium für eine Intention, nicht ein Stipendium für zahllose Anliegen. Treue wird zumal im Glauben verlangt. An die Gemeinde von Smyrna schreibt der Apokalyptiker Johannes: „Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr erprobt werdet. Sei getreu bis in den Tod, und ich werde dir die Krone des Lebens geben.“ Im Briefe an die Hebräer heißt es: „Da wir nun einen erhabenen Hohenpriester haben, der die Himmel durchschritten hat, Jesus, der Sohn Gottes, so lasst uns festhalten am Bekenntnis.“

Die grundsätzliche Pflicht der Treue ergibt sich aus der Offenbarung. Das Alte Testament feiert überall die Treue Gottes – die Bundestreue Gottes. Der Israelit sieht seinen Gott nicht als eine launische Übermacht – wie die Griechen –, sondern der Israelit weiß sich einem Gott verbunden, der in unwandelbarer Treue zu seinem Bunde steht, durch den er sich das Volk berufen hat. Treue als Eigen-

schaft Gottes besagt die feste, unumstößliche Beständigkeit, in der Gott bleibt, wer er ist: der treue Gott. Selbst gegenüber der Untreue der Menschen bleibt er der treue Gott. Wenn der Mensch den Bund bricht, so bricht ihn Gott doch nicht. Und deswegen ist Paulus davon überzeugt, dass Gott eines Tages das Volk Israel noch zu sich bekehren wird: „Denn unwiderruflich sind die Gaben und die Berufung Gottes.“ Das Neue Testament nimmt den Gedanken von Gottes Bundestreue auf. „Treu ist Gott“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth, „durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohne Jesus Christus, unserem Herrn. Gott ist getreu. Er wird euch nicht anfechten lassen über eure Kräfte, sondern mit der Anfechtung den guten Ausgang geben, damit ihr bestehen könnt.“ „Treu ist der, der euch ruft; er wird es auch vollenden“, schreibt Paulus der Gemeinde in Saloniki. Treue ist auch ein Prädikat Christi. „Der Herr ist getreu, er wird euch stärken und vor dem Bösen bewahren“, schreibt Paulus noch einmal an die Gemeinde in Saloniki. „Sind wir nicht treu, so ist jener doch treu. Er kann sich ja nicht selbst verleugnen.“ Er ist ein treuer und zuverlässiger und mitfühlender Hoherpriester, ein „getreuer Zeuge“, wie der Apokalyptiker Johannes mehrfach schreibt.

Auch die Vernunft erkennt die Notwendigkeit der Treue und die Verwerflichkeit der Treulosigkeit. Die Wahrheitsliebe hält die Einheit des denkenden Wesens aufrecht. Die Treue wahrt die Einheit und Festigkeit des Willens. Die Lüge ist ein Selbstwiderspruch; der Wortbruch ist eine Selbstwegwerfung. Überdies zerreißt die Untreue das mit dem Nebenmenschen geknüpfte Band in sündhafter und kränkender Weise. Untreue untergräbt das für das menschliche Zusammenleben unentbehrliche Vertrauen. Treue und Vertrauen sind Wechselbegriffe. Und doch ist der Bruch der Treue, die Treulosigkeit, die Untreue oft und häufig zu beobachten. Es ist eine schwere Verfehlung gegen Gottes Gebot. An einem, meine lieben Freunde, hat es auf dieser Erde noch nie gefehlt: an Abtrünnigen, Verrätern und Überläufern. „Dem traue nie, der einmal Treue brach“, schreibt Shakespeare in einem seiner Dramen. Dem traue nie, der einmal Treue brach. Ein Wort, dessen Berechtigung wir immer wieder beobachten können. Der ehemalige Bundespräsident Wulff hat seine Frau verlassen und sich einer anderen zugewandt. Aber als er sein Amt aufgab, verließ ihn auch diese Frau. „Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Gang der Dinge, dass derjenige, der einem Dritten zugunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält?“, schreibt einmal der große Historiker Leopold von Ranke. Schrecklich ist der Bruch der Treue durch Abfall vom Glauben. Der Abfall vom Glauben ist Abfall von Gott und Abfall von der Kirche. Abfall von Gott: Denn der Glaube ist Gottes Geschenk. Im Glauben hat sich ja Gott den Menschen gewissermaßen übergeben, ja ausgeliefert. Und nun, wenn der Glaube aufgegeben wird, verrät der Treulose den Herrn, missachtet er den Geber, der sich ihm anvertraut hat. Ähnlich ist es beim Abfall von der Kirche. Die Kirche hat ihm alles geschenkt an Gnade und Wahrheit; sie ist Gottes Gemeinde, von ihm berufen. Wer wegen Fehlern und Missetaten von Amtsträgern der Kirche die Kirche verlässt, der war nicht wegen des Glaubens in der Kirche. Freundschaft ist durch Anziehung, Vertrautheit und Achtung bestimmt, fordert aber auch Beständigkeit und Verantwortung. Freunde sollen einander die Treue halten, sollen einander vertrauen und beistehen. Es ist schmerzlich zu erfahren, dass Freunde einander die Treue brechen. „Freund, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn.“ Die Ehe ist die vom Schöpfer gewollte, in der Menschennatur begründete, rechtmäßige Verbindung eines Mannes und einer Frau, zu dauernder Lebens- und Leibesgemeinschaft und zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Die eheliche Treue ist ein hohes Gut. In der Ehe liefert sich ja ein Teil dem anderen gleichsam aus. Diese Auslieferung ist nur zu verantworten, wenn sie auf Dauer geschieht, wenn der eine sich auf den anderen verlassen kann, in guten wie in bösen Tagen. Es ist schmerzlich zu beobachten, wie der frühere Ministerpräsident von Baden-Württemberg nach vierzigjähriger Ehe seine Frau verlässt. Wie kränkend, wie verletzend ist der Bruch der ehelichen Treue. Treue wird auch im Priester- und im Ordensstand verlangt. Die Weihe prägt dem Priester ein unauslöschliches Siegel ein – unauslöschlich!, d.h. es verpflichtet ihn zur Treue. Die Ordensgelübde sind eine feierliche Übergabe an Gott. Und doch: Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben Zehntausende von Priestern und Ordensleuten ihren heiligen Stand verlassen! Und das gibt man uns als Aufbruch aus! Das staatliche Strafrecht hat sich vom Schutz der Treue im Privatrecht weitgehend zurückgezogen. Der Ehebruch ist heute straflos. Andere Vergehen werden noch bestraft: Treulosigkeit gegenüber dem Land, Hochverrat, Landesverrat. Auch im Finanzwesen gibt es den Straftatbestand der

Untreue. Wer nämlich über fremdes Vermögen verfügt und dabei die Pflichten eines treuen Verwalters verletzt, der wird mit Freiheits- oder Geldstrafe belegt.

Was die Schwere des Vergehens der Treulosigkeit angeht, so ist es keine Frage, dass das rechtliche Versprechen eine schwere Verpflichtung mit sich bringt. In wichtiger Sache ist eine Untreue immer schwer sündhaft. Bei freien Versprechen, die nicht angenommen werden, bei freien Versprechen fehlt vielfach die Absicht der strengen Bindung, und da kann es auch bei Verletzung der Treue eine leichte Sünde geben. Man muss eben immer fragen: Wie ist ein Versprechen gemeint? Man kann versichern, man werde oder man wolle für jemanden etwas tun, ohne dass man eine Verpflichtung eingeht. Der bloße Vorsatz ist kein Versprechen. Und er wird auch durch die Aussprache nicht zum Versprechen. Man kann aber kein Versprechen geben, ohne den tatsächlichen, wenn auch einschließlichen Willen, sich zu binden. Wer trotzdem ohne diese Absicht etwas verspricht, ist ein Heuchler. Er heuchelt ein Versprechen und wird durch dieses Unrecht anderen gegenüber leistungspflichtig. Wer schlechthin und gültig verspricht, aber ohne die Absicht der Erfüllung, der sündigt durch Unwahrhaftigkeit und innere Untreue. Der Treue vergisst nicht, dass alle Versprechen auf Erden einen Zeugen im Himmel haben.

Die Pflicht zur Treue ist eine dauernde. Sie ist ja gerade bestimmt, gegenüber den Schwankungen des Willens Dauer und Beharrlichkeit dem Menschen zu verleihen, und zugleich den Mitmenschen eine sichere, zuverlässige Bürgschaft zu verschaffen. Freilich kann diese Bindung keine absolute sein. Die Sachlage kann sich dergestalt entwickeln, dass das buchstäbliche Festhalten am Versprechen gegen den wirklichen Sinn des Versprechens geht und dass es schädlich oder sogar unsittlich wird. Denken Sie daran: Ein Onkel verspricht seinem Neffen, ihm das Studium zu bezahlen. Dabei macht er die stillschweigende Voraussetzung, dass der Neffe das Studium in normaler Weise und in angemessener Zeit durchführen werde. Wenn aber der Neffe es in ungebührlicher Weise verlängert, wenn er nach zwanzig Semestern immer noch nicht fertig ist, dann zessiert das Versprechen. Ähnlich ist es auch im politischen Bereich. Die Regierung Hitler war rechtmäßig. Sie war durch Wahlen und durch Bestellung des Reichspräsidenten zustande gekommen. Die Regierung Hitler war eine rechtmäßige Obrigkeit – am Anfang –, der nach Gottes Willen Gehorsam zu leisten war. Aber diese Regierung verstrickte sich mehr und mehr in Verbrechen. Sie machte sich schuldig vor Gott und den Menschen, gegenüber dem eigenen Volk und gegenüber anderen Völkern. Und zu einem bestimmten Augenblick verlor sie ihre Rechtmäßigkeit und konnte daher den Gehorsam der Untertanen nicht mehr mit Recht beanspruchen. Der pflichtmäßige Gehorsam, die Treue gegenüber dieser Regierung hörte zu einem bestimmten Zeitpunkt auf. Und deswegen war das Vorgehen der Widerstandskämpfer vor Gott gerechtfertigt.

Die Treue ist im Besonderen gefordert bei der Bewahrung von Geheimnissen. Die Pflicht der Geheimhaltung ist in der Regel mit gewissen Treuepflichten verbunden. Wir unterscheiden drei Arten von Geheimnissen. Erstens: das natürliche Geheimnis. Das ist eine Kenntnis von Dingen, die darum nicht verbreitet werden darf, weil der Mensch ein natürliches Recht auf das Geheimnis hat und durch die Verletzung seine Ehre oder andere Güter, die ihm gehören, gekränkt würden. Denken Sie einmal an Familiengeheimnisse, an vertrauliche Schriftstücke, an Gewissenssachen. Die Pflicht der Geheimhaltung ist hier eine solche der natürlichen Gerechtigkeit. Das zweite Geheimnis ist das erworbene Geheimnis. Eine Kenntnis, die man zufällig oder durch vertrauliche Mitteilung erworben hat und die man nachträglich geheim zu halten versprochen hat. Ihr gehört die entstehende Verpflichtung der Treue an. Schließlich: Die dritte Weise eines Geheimnisses ist das anvertraute Geheimnis. Es besteht darin, dass jemand einem Anderen Kenntnis von etwas gibt, und zwar unter dem Siegel der Verschwiegenheit, unter der Bedingung, dass er es bei sich behält. Hier ist die Verpflichtung eine strenge, durch Treue und Gerechtigkeit. Denken Sie etwa an den Arzt, an den Seelsorger, an den Beamten. Das widerrechtliche Eindringen in fremde Geheimnisse und der Bruch des zugesagten oder anvertrauten Geheimnisses verletzen die sittliche Ordnung und stören das Wohl der Gesellschaft. Die Größe der Sünde richtet sich nach der Wichtigkeit der Sache. Erlaubt ist die Preisgabe, die eigenmächtige Preisgabe eines Geheimnisses nur, wenn sie durch höhere Rücksicht gefordert wird. Es kann durchaus der Fall eintreten, dass jemandem ein Geheimnis anvertraut wurde, dass er aber erkennt, aus der Wahrung des Geheimnisses entsteht schwerster Schaden für andere, für die Gemeinschaft, für das Volk. In diesem Falle darf er von der Pflicht, das Geheimnis zu bewahren, sich entbunden wissen. Der Staat

schützt auch das Berufs- und das Dienstgeheimnis, bestraft die Verletzung des Dienstgeheimnisses und einer besonderen Geheimhaltungspflicht. Er bestraft auch die Verletzung des Steuergeheimnisses. Für Geistliche gilt etwas Besonderes, nämlich: Sie haben einen besonderen Schutz des Berufsgeheimnisses im § 53 der Strafprozessordnung. Sie dürfen nämlich über Gegenstände, die ihnen bei Ausübung der Seelsorge anvertraut sind, das Zeugnis verweigern. Sie haben ein Zeugnisverweigerungsrecht. Ähnliches gilt für Rechtsanwälte und Mitglieder von Parlamenten.

Treue, meine lieben Freunde, ist ein hohes Gut. Treue üben, ist eine Tugend. Treue erfahren, ist ein Glück. Die Treue misst man an den Opfern, die einer bringt, ohne einen äußeren Vorteil zu erlangen. Lasst uns deswegen treu sein unserem Gotte, unserem Glauben, unsere Kirche, den Menschen, denen wir es versprochen haben. Wir wollen doch alle einmal das Wort des göttlichen Richter vernehmen: „Weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen. Geh ein in die Freude deines Herrn!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugenden (2)

Die Tugend der Demut

11.05.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Demut bezeichnet das rechte Verhalten gegenüber Ehre und Ruhm, das auf der Erkenntnis der menschlichen Stellung Gott gegenüber beruht. Sie ist die Geringschätzung seiner selbst aufgrund einer wahren Selbsterkenntnis. Die Demut ist ein Instrument zur Zügelung des Ehr- und Machtstrebens, das in jedem Menschen auf der Lauer liegt. Sie richtet sich auf an der Pflicht zur Gottesverehrung. Im Lichte Gottes weiß der Mensch sich klein und nichtig. Gleichzeitig erkennt die Demut, dass die einzig angebrachte Haltung gegenüber Gott die Ehrfurcht ist. Demut und Ehrfurcht sind miteinander verwandt. Die Demut beruht auf der rechten Erkenntnis seiner selbst. Sie gründet also in der Gesinnung, dass man wahrhaftig gegen sich selbst ist. Die wahre Erkenntnis seiner selbst, in seiner Stellung zu Gott und zu anderen Wesen ist die Grundlage der Demut. Wir haben, wenn wir in uns selbst schauen, meine lieben Freunde, allen Anlass, demütig zu sein. Im Buch von der „Nachfolge Christi“ wird einmal aufgezählt, aus welchen Gründen wir demütig sein sollten. Da schreibt der Verfasser: „Es steht keine Heiligkeit fest, wenn der Herr seine Hand zurückzieht. Es nützt keine Weisheit, wenn er nicht regiert. Es hilft keine Tapferkeit, wenn er nicht beisteht. Es dauert keine Keuschheit, wenn er sie nicht schützt. Es nützt keine Wachsamkeit, wenn Gottes heiliges Auge nicht wacht.“ Die Demut schätzt das Gute und Edle der eigenen Person, aber sie führt es eben auf seine tiefste Quelle zurück und achtet auf die rechte Ordnung der Werte. Sie bekämpft die Selbstüberschätzung, in der das verblendete Ich sich zum Mittelpunkt macht. Die Demut sucht ein unbefangenes, objektives Urteil über sich selbst zu gewinnen, über das eigene Ich und über die anderen Menschen. Nur im Angesichte Gottes gewinnen wir die rechte Sicht auf uns. „Ich bin nichts“, so sagt ein Heiliger, „aber ich bin dein, o Gott.“

Demut ist aber nicht bloß ein theoretisches Erkennen, sondern auch ein praktisches Anerkennen. Der Wille fügt sich in die Geringheit vor Gott, und auch in das Zurückbleiben gegenüber anderen. Die Demut zügelt und mäßigt das natürliche Streben nach Anerkennung, Größe und Vorrang. In der Demut akzeptiert der Mensch seine eigene Grenze und stellt sich unter das Gebot der Nächstenliebe und der Gottesliebe. Der Mensch weiß sich ja abhängig von Gott, aber auch von Dingen dieser Welt, und das allein schon sollte ihn zur Demut veranlassen. Die Demut steht nicht im Widerspruch zur Hochherzigkeit des Willens. Die Demut ist kein Kleinmut, sondern sie weiß, dass Gott von ihr etwas fordert und dass sie dieser Forderung nachzukommen hat, dass sie sich anstrengen muss, um dieser Forderung zu genügen, ja, dass Gott von dem Menschen die möglichste Entfaltung aller seiner Anlagen erwartet.

Die Demut äußert sich natürlich im äußeren Verhalten des Menschen. Sie bekundet sich im äußeren Leben. Und ich möchte Ihnen die Gelegenheiten zeigen, bei denen die Demut gefragt ist. Erstens: Die praktische Unterordnung unter menschliche und göttliche Autorität. Sich der Befehlsmacht Gottes und der Menschen unterstellen kann nur, wer bereit ist, den Eigenwillen, die Eigenmacht, die Eigenschätzung einzuschränken oder aufzugeben. Diese Bereitschaft ist bei dem gegeben, der um seine Grenzen weiß und um die Unentbehrlichkeit der Einordnung. Der Demütige ordnet sich willig ein

ohne Murren und ohne Groll. Er weiß um Notwendigkeit und Nutzen der Ein- und der Unterordnung. Die sich selbst weise vorkommen, sind selten geneigt, sich anderen unterzuordnen. Zweitens: Die Demut lehrt die liebevolle Achtung des Mitmenschen. Der Demütige hat ein Auge für die Qualitäten und die Bedürfnisse seines Nächsten. Der Demütige schaut im Bruder oder der Schwester das natürliche Ebenbild Gottes und die Bestimmung zur übernatürlichen Gotteskindschaft. Das Bewusstsein, wir sind alle Brüder und Schwestern in Christus, vermochte, von dem Tage der Apostel an, die Verhältnisse der Menschen zueinander umzugestalten. Die „Nachfolge Christi“ gibt Hinweise und Anweisungen, wie man sich diese Achtung des Mitmenschen erwerben kann und wie man sie sich erhalten kann. „Halte dich nicht für besser als andere, denn sonst möchtest du im Auge Gottes schlechter sein als andere. Es schadet dir nichts, wenn du dich allen anderen nachsetzt. Aber es kann dir sehr schaden, wenn du dich nur einem einzigen vorsetzt. Von Rechts wegen solltest du noch schlimmer von dir selbst denken als die anderen und dich für schwächer halten, als sie dich halten. Wo Demut ist, da ist Friede.“ Warum ist da Friede? Ja, weil der Demütige sich eben in Anderer Meinungen schickt. Wo aber Stolz ist, da ist Eifersucht, da ist Zorn, da ist eine ganze Hölle von Unruhe. Und noch einen letzten Rat gibt die „Nachfolge Christi“, nämlich: „Wenn Gott in unserer Mitte wohnt, müssen wir oft unsere eigene Meinung aufgeben.“ Drittens: Die Demut lehrt Pflichttreue auch in unscheinbarer Arbeit und Stellung. Demut ist eben – sprachlich – die Gesinnung des Dienens. Der Demütige ist zufrieden mit einer bescheidenen Stellung in der Gesellschaft. Er drückt sich nicht vor der Verantwortung – das wäre nicht Demut, das wäre Feigheit. Er weiß um seinen Wert und um sein Können, aber er boxt sich nicht nach oben. Wer die Stellung nicht erreichen kann, die er erstrebt, für die er sich auch geeignet hält, wird deswegen nicht missmutig, unzufrieden und bitter. Er schickt sich in das, was ihm beschert ist. Demut ist Mut zum letzten Platz. Viertens: Demut bringt Zufriedenheit bei Zurücksetzung und bei Zurechtweisung. Der Demütige nimmt hin, wenn ihm Fehler vorgehalten werden, ohne aufzubegehren, ohne zornig zu werden. Er bewahrt seinen Gleichmut bei Rüge und Tadel. Der Demütige grollt nicht und sinnt nicht auf Rache, wenn andere ihm vorgezogen werden und ihm selbst Unrecht geschieht. Oft trägt es viel zu unserer Demut bei, wenn andere unsere Fehler kennen und sie rügen. Ein Mensch, der sich wegen seiner Fehler demütigt, ist leicht geneigt, andere zu besänftigen. Wenn er nämlich die Schuld auf sich nimmt und seinen Fehler eingesteht, dann ist der andere gleichsam entwaffnet. Mein Bischof lehrte uns im Priesterseminar: „Wenn Sie gedemütigt werden, wenn Sie zurückgesetzt werden, wenn Sie getadelt werden, dann sprechen Sie bei sich: Es ist gut für mich, dass du mich gedemütigt hast.“ Das habe ich mein ganzes Leben nicht vergessen. Es ist gut für mich, dass du mich gedemütigt hast. Fünftens: Die Demut lehrt Geduld mit sich und mit anderen. Der Demütige verliert nicht die Fassung, wenn die Dinge nicht so laufen, wie er es sich vorstellt, wie er es sich wünscht oder wie er es sich vorgenommen hat. Er schickt sich in Harren und Warten und grollt nicht wegen verpasster Gelegenheiten. Ich habe einmal einen Priester kennengelernt, der nicht darüber hinwegkam, dass er sein Leben in der Seelsorge verbringen musste. Er wollte nämlich höher hinaus. Der Demütige denkt, wenn Schwächen und Fehler bei anderen beobachtet werden, an seine eigenen Fehler. Und auf diese Weise kann er im Frieden mit anderen verharren. Sechstens: Die Demut lehrt Ergebung in schmerzlichen Prüfungen und im Leiden. Der Demütige ist gefasst auf Ungemach und Enttäuschung. Er weiß: Heimsuchungen und Prüfungen müssen über den Menschen kommen. Ohne Schmerz und ohne Trübsal geht niemand durch dieses Leben. Der wahrhaft Demütige ist so ein unerschütterlicher Mensch, denn er ist darauf gerüstet, dass Prüfungen und Leiden ihn treffen. Er ist nicht überrascht; er erwartet so etwas.

Die Demut, meine lieben Freunde, wird von der Heiligen Schrift an vielen Stellen gepriesen und gefordert. Im Alten Testament wird vor allem darauf hingewiesen, dass der Mensch abhängig ist von seinem Schöpfer und deswegen demütig sein muss. Der Stolze, der Mächtige, der Reiche erhebt sich gegen Gott und ist voll Groll und Bitterkeit und Trug gegen die Mitmenschen. Der Demütige dagegen bemüht sich, im Bewusstsein seiner Abhängigkeit von Gott und seiner Schwäche und Sündhaftigkeit, um die redliche Erfüllung des Willen Gottes und auch um das Zufriedenstellen der Menschen. Im Neuen Testament erhält die Demut als die dem Erlösten angemessene Tugend eine neue Begründung und Vertiefung. Die neue Ordnung kehrt ja die Verhältnisse in der Welt um. „Mächtige stürzt er vom Thron und Niedrige erhöht er“, so heißt es im Lobgesang Mariens. Das ist die neue Ordnung. „Die

Sanften und Demütigen werden das Land besitzen“, heißt es in einer Lobpreisung der Bergpredigt. Man muss sich unter Verzicht auf Vorrang erniedrigen bis zur Kleinheit des Kindes, um groß zu sein. „Wer klein wird wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ Dazu kommt das Beispiel Christi, der durch Sanftmut und Demut die Menschen an sich ziehen will, der gekommen ist, zu dienen, den Willen des Vaters zu erfüllen bis zum Tode am Kreuze. Schließlich bringt auch sein Erlösungswerk den Menschen ihre Sündhaftigkeit und Schwäche zum Bewusstsein.

Die kirchliche Überlieferung und Seelenführung hat stets großes Gewicht auf den Erwerb der Tugend der Demut gelegt. Die Heiden kannten anscheinend eine ähnliche Verfasstheit. Sie warnten vor der „Hybris“. Hybris (ein griechisches Wort) ist der Übermut, der Stolz, die Vermessenheit, die Selbstüberhebung. Während des letzten Krieges fragte der deutsche Generalstabschef Franz Halder einmal den General Guderian: „Wissen Sie, was Hybris ist?“ „Ja“, sagte er, „das habe ich in der Schule gelernt.“ Und Halder fuhr fort: „Das ist das, was der Hitler macht: Überschätzung, Vermessenheit.“ Die griechischen Heiden forderten gegenüber der Hybris die „dikê“, das Maßhalten, das Wissen um die Grenze, die Pietät, die Selbstbescheidung. Das war eine Vorform der christlichen Demut. Die Demut ist aber freilich deswegen eine christliche Tugend, weil nur sie den unendlichen Abstand zwischen Gott und den Menschen herausstellt. Außerdem ist das Christentum eine Religion der Erlösung – anders als der Islam –, eine Religion der Erlösung, d.h. das Christentum setzt ein tiefes Bewusstsein der menschlichen Sündhaftigkeit voraus. Im Christentum ist die Grundlage der Glaube. Zum Glauben aber wird sich leicht einer bekehren, der demütig ist, der nicht wissensstolz ist, der nicht meint, er habe anderen nichts zu verdanken und er brauche Gott nicht. Das praktische Christentum ist Folgsamkeit gegen die Gnade. Aber folgsam gegen die Gnade wird der sein, der demütig ist. Die Gnade des Heiligen Geistes, meine lieben Freunde, sucht immer nur ein demütiges Herz. Ich wiederhole: Die Gnade des Heiligen Geistes sucht immer nur ein demütiges Herz.

Der Gegensatz zur Demut ist nicht die unwürdige und unwahre Selbsterniedrigung. Die gibt es ja auch. Man kann sich, im Gegensatz zur Wahrheit, schlechter machen, als man selber ist. Das ist von der Demut nicht gefordert, denn das ist unwahrhaftig. Nein, Demut ist von serviler Gesinnung, von Minderwertigkeitsgefühlen weit entfernt. Sie ist vielmehr Ausdruck für das Bewusstsein der Würde des Menschen. Der schlimmste Gegensatz gegen die Demut ist der Stolz, der Hochmut, die unsittliche Selbstüberschätzung. Der Stolze legt sich Vorzüge bei, die er nicht besitzt. Und er führt Vorzüge, die er besitzt, nicht auf den wahren Grund zurück. Er leugnet und verdunkelt die Vorzüge des anderen. Der Stolze strebt über sein wahres und wirkliches Sein hinaus. Eine typische Äußerung dieses Stolzes finden wir in dem Gedichte „Prometheus“ von Goethe. Da heißt es:

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich?
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal?

Das ist der Prometheische Stolz, der hier ausgesprochen wird. In diesem Sinne ist der Stolz eine schwere Sünde, ja die Hauptsünde. Die Ursünde des Menschen war die Überhebung gegen Gottes Gebot. Die Neigung zum Stolz ist dem Menschen angeboren. Wir Menschen wollen mehr gelten, als wir sind. Deswegen gehört die Überwindung des sündhaften Stolzes durch die rechte Demut zu den wichtigsten sittlichen Aufgaben des menschlichen Strebens. Eine oberflächliche Art der Selbstüberhebung ist die Eitelkeit. Der Stolze will mehr sein, als er ist, der Eitle will mehr scheinen, als er ist. Hier wird das rechte Maß des Strebens nach Ehre und Anerkennung überschritten. Maßvolles Streben nach Ehre ist nicht verboten, denn die Ehre ist ja ein Vehikel unseres Wirkens. Wenn wir als unehrenhaft gelten, nimmt niemand von uns einen Knochen an. Also: Das maßvolle Streben nach Ehre ist

ebenso erlaubt wie das geordnete Interesse für Geld und Gut. Aber Menschenlob und Menschengunst sind wandelbar. Sie verderben zudem leicht die gute Absicht des Menschen. Sie lösen die wahre Würde des Menschen von Gott ab und nähren die tiefe Unordnung der Selbstsucht im Menschenherzen. Der große Bischof von Münster, Graf Galen, hatte als Leitwort seines Bischofslebens gewählt: „Nec laudibus, nec timore.“ Er wollte sich in seinem Handeln also nicht bestimmen lassen vom Lob der Menschen, aber auch nicht von ihrem Tadel. „Nec laudibus, nec timore“ – und danach hat er gehandelt. Wer wahrhaft demütig ist, der macht sich nicht von der Gunst und Ungunst der Menschen abhängig. „Den Demütigen nimmt Gott in seinen Schutz. Den Demütigen liebt und tröstet er. Zum Demütigen neigt er sich hernieder. Dem Demütigen schenkt er große Gnade und erhöht ihn nach den Tagen der Erniedrigung. Dem Demütigen offenbart er seine Geheimnisse und zieht ihn freundlich an sich.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugenden (3)

Die Tugend des Gehorsams

18.05.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gehorsam ist jene Tugend, die den Willen geneigt macht, das Gebot eines Oberen zu erfüllen. Der Gehorsam bezieht sich ähnlich wie die Demut, von der wir am vergangenen Sonntag gesprochen haben, auf Gott und die Menschen. Es gibt einen Gehorsam gegen Gott und einen Gehorsam gegen die Menschen. In der christlichen Offenbarung wird der Gehorsam zu einem hohen Rang erhoben. Im Alten Testament ist Gehorsam die Unterwerfung unter den Willen Gottes, der sich in Gebot und Gesetz äußert. Deshalb ist Ungehorsam das Wesen der Sünde. Die Heilige Schrift betont den Gehorsam als Grundtugend. „Fürchte Gott und halte seine Gebote! Das ist der ganze Mensch“, so heißt es im Buche Kohelet. „Gehorsam ist besser als Opfer“, so steht im 2. Buch Samuel. Und „Wer den Herrn fürchtet, ehrt den Vater und dient seinen Eltern wie Herren“, so steht im Buche Jesus Sirach. Im Neuen Testament gibt der Gottessohn das Beispiel des vollkommenen Gehorsams gegenüber dem himmlischen Vater. „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und dass ich vollbringe sein Werk.“ Und Paulus sagt von Jesus: „Er war gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum Tod am Kreuz.“ Jesus ist in der Kreuzesdemut das Gegenbild des ersten Adam, der in vermessener Weise nach Selbstherrlichkeit strebte. Seine Selbstherrlichkeit hat zur Zerstörung des Menschen, zum Verlust seiner Würde geführt. Der dienende Gehorsam des zweiten Adam, Christus, hat die Wiedereinsetzung der Menschen in das verlorene Königtum und die Zulassung zur Gottesgemeinschaft zur Folge. Unser Gehorsam gegen Gott wird von Jesus wiederholt eingeschärft: „Nicht jeder, der zu mir sagt Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut.“ „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete.“ Der Apostel Johannes verankert die Liebe zu Gott im Gehorsam gegen seine Gebote: „Darin besteht die Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten.“ Die Apostel stellen den Grundsatz auf: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Hohe Rat hatte ihnen ja verboten, von Jesus, von seiner Auferstehung zu reden, aber die Apostel hielten sich nicht daran. Sie wurden vorgeladen, und der Hohepriester herrschte sie an: „Haben wir euch nicht geboten, nicht mehr in diesem Namen zu reden?“ Petrus antwortete: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Die Apostel schärfen aber den Gehorsam auch gegen die menschliche Obrigkeit ein. Paulus hat diese Lehre vorgelegt und begründet. Im Römerbrief sagt er: „Jedermann unterwerfe sich der menschlichen Obrigkeit. Wer sich der Obrigkeit widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes.“ Im Epheserbrief schreibt er: „Ordnet euch jeder menschlichen Einrichtung um des Herren willen unter: sei es dem König, der den Vorrang besitzt, oder den Statthaltern, die in seinem Namen abgeordnet sind, zur Bestrafung der Übeltäter und zur Belohnung der Guten.“ Der Gehorsam setzt sich dann fort in der Familie: „Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern, denn das ist recht. Ihr Kinder, seid euren Eltern in allem gehorsam, denn das ist dem Herrn wohlgefällig.“ So steht es in den beiden Briefen an die Epheser und an die Kolosser.

Die Kirche, meine lieben Freunde, ist schon als Organisation aufgebaut auf dem Gehorsam gegen die kirchlichen Hirten. „Wer euch hört, hört mich“, sagt der Herr. Und im Hebräerbrief steht das schöne Wort: „Gehorchet euren Vorstehern und ordnet euch ihnen unter, denn sie wachen über eure Seelen, um einst darüber Rechenschaft abzugeben.“ Nur die Einheit und die Einigkeit macht ein Gemeinwesen stark, beständig und anziehend. Der Heiland hat einmal erklärt. „Wenn ein Reich uneins ist, dann zerfällt es. Und wenn ein Haus uneins ist, dann zerfällt es.“ Man hat manchmal der Kirche den Vorwurf gemacht, sie fordere den „blinden“ Gehorsam, vor allem in den Orden – „Kadavergehorsam“, „blinden Gehorsam“. Damit ist nicht die schrankenlose Willfähigkeit auch gegen unsittliche Gebote gefordert, sondern es ist damit gesagt: Man soll den Gehorsam dem Oberen auch dann nicht verweigern, wenn er persönliche Schwächen und Schwachstellen hat. Man soll auch nicht nur aus Einsicht in die Notwendigkeit des Befehls gehorchen, sondern weil die Autorität das Recht hat, zu gebieten. Kaum etwas fügt der Kirche, und damit ihrer Sendung, so viel Schaden zu wie der Ungehorsam, die Besserwisseri. Durch Ungehorsam ist in der Kirche stets das größte Unheil angerichtet worden. Denken wir an die zahllosen Spaltungen und Abspaltungen von der Kirche, an die Schismen. Das große Abendländische Schisma dauerte von 1378 bis 1417, über Jahrzehnte hin. Die Spalter haben stets versucht, ihr Abgehen von der Einheit zu rechtfertigen. Sie haben auf die Mängel und auf die Schwächen der Kirche, ihrer Oberen und ihrer Glieder hingewiesen, die zweifellos vorhanden sind. Aber diese Begründung schlägt nicht durch. Der heilige Cyprian, ein Mann des 3. Jahrhunderts, der ja mit Abspaltungen in seiner afrikanischen Diözese zu kämpfen hatte, der heilige Cyprian hat das wunderbare Wort gesprochen: „Das Übel der Spaltung ist stets schlimmer als die Übel, denen man durch die Spaltung entgehen will.“ Das Übel der Spaltung ist stets schlimmer als die Übel, denen man durch die Spaltung entgehen will.

Der Ungehorsam gegen die Autorität der Kirche ist besonders schwerwiegend, wenn er die Lehre ergreift, wenn er also zur Häresie wird. Denn der Glaube, die Lehre ist das grundlegende Einheitselement der Kirche. Wer daran rührt, der greift in die Substanz der Kirche ein. Immer wieder haben sich Irrlehrer in der Kirche erhoben und ihre Meinung gegen die verbindliche Lehre der Kirche gestellt. Denken Sie an den Wittenberger Mönch, Martin Luther. Er hat den ungenähten Leibrock Christi zerrissen, ganze Länder in die Irrlehre geführt. Ich habe gestern noch einmal nachgelesen, was Kaiser Karl V., dieser treue katholische Christ, über Luther gesagt hat, am 18. April 1521 in Worms: „Ein einfacher Mönch, geleitet von seinem privaten Urteil, hat sich erhoben gegen den Glauben, den alle Christen seit mehr als tausend Jahren bewahrt haben, und behauptet dreist, dass alle Christen sich bis heute geirrt hätten.“ Die Irrlehre erhebt sich zu allen Zeiten – auch heute. Alle Päpste der Vergangenheit, die ganze Kirche, sie alle haben einmütig die Normen der katholischen Sexualmoral vorgetragen und eingeschärft. Johannes Paul II., der jetzt heiliggesprochen wurde, hat diese Lehre mit besonderem Nachdruck immer wieder hervorgehoben. Aber das hindert den Bischof von Trier, Ackermann, nicht, die Aufhebung dieser Normen zu fordern! Ein Laie, ein wacher Laie hat dazu geschrieben: „Mit Ackermann hat sich ein weiterer Bischof öffentlich von der Morallehre der Kirche verabschiedet.“ Von den weltlichen Berufen können wir lernen, wie notwendig und unentbehrlich der Gehorsam ist. In allen Berufen besteht die Pflicht zum Gehorsam. Von der Ausbildung bis zur Fertigstellung von Objekten müssen die Untergebenen den Weisungen der Vorgesetzten nachkommen. Überall gibt es Vorarbeiter, gibt es Meister. Ich habe in der Telefunkenfabrik gearbeitet. Und der Meister, der saß an einem Schreibtisch und ging herum, und hat über uns gewacht und uns zurechtgewiesen und uns Weisungen gegeben. Eine öffentlich-rechtliche Pflicht zum Gehorsam trifft die Beamten und die Soldaten. Der Beamte hat dienstliche Anordnungen der Vorgesetzten auszuführen und ihre allgemeinen Richtlinien zu befolgen. Der Soldat muss nach besten Kräften die Befehle vollständig, gewissenhaft und unverzüglich ausführen. Mir sagte einmal ein Mitarbeiter des Opelwerkes in Rüsselsheim: „Wenn sich Mitarbeiter von Opel das erlauben würden, was sich Mitglieder der Kirche gegen die Bischöfe erlauben, dann wären sie längst entlassen.“ Niemand kann ein guter Oberer sein, der nicht gelernt hat, sich zu unterwerfen. Niemand kann gute Befehle erteilen, der nicht gelernt hat, zu gehorchen.

Der Gehorsam gegen die menschlichen Obrigkeiten ist selbstverständlich nicht uneingeschränkt, er hat seine Grenzen. Die Ansicht: Befehl ist Befehl, ohne Rücksicht auf den Inhalt, diese Ansicht ist falsch. Wenn Unsittliches befohlen wird, darf man dem Befehl nicht gehorchen. Ich hatte einen lieben

Freund, einen Österreicher, der im Kriege in einer Gebirgsdivision im hohen Norden, bei Murmansk, eingesetzt war. Als sich die deutschen Truppen nach dem Abfall Finnlands von Deutschland zurückzogen, haben sie keine Gefangenen mehr gemacht, d.h. sie haben die Gefangenen umgelegt. Und mein Freund Hornig erhielt den Befehl, zwei gefangene Russen zu erschießen. Hornig ging etwas abseits, feuerte zwei Schüsse in die Luft und ließ die beiden Gefangenen zu ihren Kameraden zurückkehren. Er hat den unsittlichen Befehl nicht ausgeführt. Es kann geschehen, dass Umstände sich ändern, dass ein Befehl gegeben wurde, der sich nachträglich als unnütz oder auch als schädlich erweist. Und dann muss eben auch die Selbstständigkeit des christlichen Gewissens eintreten. Ein General hat einmal einen seiner Offiziere angeherrscht, weil er Befehle gedankenlos ausführte: „Mein Herr“, hat er zu ihm gesagt, „dazu hat Sie der König von Preußen zum Staboffizier gemacht, damit sie wissen, wann sie nicht zu gehorchen haben.“ Da ist die christliche Mündigkeit gefordert.

Der Gehorsam ist ein wesentliches Erfordernis des Gemeinschaftslebens. Eine Gemeinschaft kann nicht bestehen ohne Über- und Unterordnung, ohne Gehorsam und ohne Befehle. Das zeigt sich schon in der Natur. Da ist auch eine Über- und Unterordnung der bewegenden Kräfte zu beobachten. Das vegetative Leben dient dem tierischen Leben, und der Mensch mit seiner Vernunft kann und soll über beides herrschen. Kraftvolles Wirken eines Organismus setzt die Sammlung der Kräfte voraus. Nur durch Gehorsam werden die zerstreuten Kräfte gebündelt und zusammengefasst. Gehorsam ist korrelat zur Autorität. Autorität kann sich nur behaupten, kann sich nur durchsetzen, kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn ihre Befehle wirksam umgesetzt werden. Der Gehorsam ist aber auch für die eigene sittliche Persönlichkeit erforderlich. Er ist notwendig zur Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit. Im Gehorsam opfern wir nicht unsere Freiheit, sondern wir geben unsere Willkür preis. Die wahre Freiheit besteht nämlich darin, dass man sich selbst bestimmt für das Wahre und Echte und Vollkommene. Und diese Selbstbestimmung setzt eine sittliche Bindung an die Autorität voraus. Unsittliche Befehle dürfen nicht erfüllt werden, aber gerechte Befehle müssen beobachtet werden. Mürrische Leistung des Gehorsams macht unzufrieden. Der Ungehorsame verliert den inneren und häufig auch den äußeren Frieden. „Viele sind untertan, mehr weil sie müssen, als weil sie es Gott zuliebe wollen. Sie haben Plage über Plage, und jede Kleinigkeit ist für sie groß genug, dass sie darüber murren. Nie werden sie die wahre Freiheit des Geistes erlangen, wenn sie sich nicht um Gottes willen und von ganzem Herzen den Oberen unterwerfen“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“. Und von Friedrich Nietzsche stammt das schöne Wort: „Mancher warf seinen letzten Wert weg, als er seine Dienstbarkeit aufgab.“ Die wahre Freiheit wird eben am meisten bedroht durch die ungeordnete Sinnlichkeit und durch die Enge des individuellen Denkens und Wollens. Beide Schranken werden heilsam durchbrochen durch den Eingriff des höheren Willens.

Für den gläubigen Christ, meine lieben Freunde, ist Gehorsam eine Form des Gottesdienstes. Wer sich dem Gehorsam zu entziehen sucht, entzieht sich der Gnade. Der Gehorsame stirbt leicht, weil er die Gewissheit hat, Gottes Willen erfüllt zu haben. Ihn erwartet der Lohn des Gehorsams. Von Theresia von Lisieux stammt das wunderbare Wort: „Im Himmel wird Gott meinen Willen erfüllen, weil ich auf Erden nie meinen Willen tat.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugenden (4)

Die Tugend der Dankbarkeit

25.05.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dankbarkeit ist eine Tugend. Es ist diejenige Tugend, die den Willen geneigt macht, empfangene Wohltaten anzuerkennen und zu vergelten. Das deutsche Wort „danken“ ist verwandt mit dem anderen deutschen Wort „denken“. Danken ist nämlich ein Denken an die empfangenen Wohltaten. Man soll über die empfangenen Wohltaten nicht gedankenlos hinweggehen, sondern sie in Worten oder auch in der Tat in Dankbarkeit erwidern. Dankbarkeit ist das Eingedenksein empfangener Wohltaten und positive Vergeltung. Der Dank ist die wohlwollende Erwidern empfangener Hilfe, erfahrener Gefälligkeit und sogar erlebter Selbstverständlichkeiten in Wort und Tat. Die Dankbarkeit gehört in den großen Pflichtenkreis der Gerechtigkeit. Es ist in der Dankbarkeit eine gewisse Schuld abzutragen gegen den Wohltäter. Der Wohltäter erscheint als ein Höherer, nicht durch seine Persönlichkeit, durch seinen Rang, sondern ein Höherer durch seine Freigebigkeit, durch seine Huld, die er uns erwiesen hat. Im Danken erkennt der Mensch sein Angewiesensein auf andere, seine Abhängigkeit von anderen an. Und damit lebt er seinsgerecht und wahrheitsgetreu. So steht beim Danken auf der einen Seite eine freie, nicht geschuldete Wohltat, und zwar eine solche, die aus dem Wohlwollen hervorgeht, und auf der anderen Seite der Wille des Dankenden, der der Wohltat gedenkt, der sie in Worten anerkennt und sie womöglich durch eine Gegengabe zu vergelten bemüht ist.

Die größte Pflicht der Dankbarkeit haben wir gegen Gott. Denn er ist der Geber aller Gaben, nicht immer unmittelbar, sondern vermittelt durch viele Zwischenursachen. Aber letztlich geht alles, was wir empfangen, auf Gott zurück. Er ist der Herr von allem, und er ist der Geber von allem. Danken sollen wir schon am frühen Morgen für das Geschenk eines neuen Tages, dass wir die Nacht überlebt haben, dass wir von neuem das Tagewerk aufnehmen dürfen, dass wir unsere Glieder regen und arbeiten dürfen. Danken sollen wir für alle Kraft, die uns im Laufe des Tages zufließt. Immer wenn wir denken, es geht nicht mehr, ich schaffe es nicht mehr, ich halte es nicht mehr aus, ich kann es nicht mehr, und dann ist es doch wieder gegangen – da war Gott im Spiel. Danken sollen wir für Speise und Trank, danken für das vollbrachte Tagewerk, dass wir es geschafft haben, den Tag zu bewältigen. Wir haben im Deutschen die schöne Redewendung „Dank sei Gott“ oder „Gott sei Dank“. Wir gebrauchen sie ja manchmal ohne starke innere Beteiligung, aber richtig ist sie in jedem Fall. Die Religion hat bestimmte Formen der Dankbarkeit gegen Gott ausgebildet. An den Wallfahrtsstätten haben dankbare Pilger ihren Dank in Tafeln ausgedrückt und diese aufgehängt. Sie bringen ihre Dankbarkeit für empfangene Erhörung zum Ausdruck. Nach dem Kriege haben wir, die wir heimgekehrt sind, Heimkehrerwallfahrten veranstaltet. Ich erinnere mich noch, wie wir 1946 auf den Kreuzberg in der Rhön gewallfahrtet sind, Tausende von Männern, die den Krieg überlebt hatten, und haben dort den Dank an Gott abgestattet. Im Jahre 1955 zogen die Russen aus Österreich ab. Die österreichischen Katholiken hatten monatelang zu Gott gefleht, dass ihr Land wieder frei würde von der Besetzung, und nun war es frei geworden. Die österreichischen Katholiken waren dankbar für die Erhörung ihrer Gebete. Sie haben überall Dankgottesdienste abgehalten, dass ihr Land wieder frei geworden war.

Danken müssen wir Gott, danken müssen wir aber auch den Menschen, denn wir empfangen von ihnen mannigfaltige Wohltaten. Keiner kann allein auf sich gestellt durch das Leben gehen. Jeder braucht Belehrung, Führung, Unterstützung, Hilfe. An erster Stelle sind wir den Eltern zum Dank verpflichtet. „Von ganzem Herzen ehre deinen Vater und vergiss deine Mutter nicht, die dich mit Schmerzen geboren“, heißt es im alttestamentlichen Buch Jesus Sirach. „Bedenke wohl, dass du ihnen das Leben verdankst. Wie kannst du ihnen vergelten, was sie an dir getan haben?“ Ich weiß, dass manche Eltern ihre Pflichten gegenüber den Kindern vernachlässigen. Aber das schließt nicht aus, dass die Kinder dankbar sind. Das ehrt sie, dass sie Dank abstatten für das, was vielleicht an ihnen versäumt worden ist. Dankbarkeit ist eine sittliche Pflicht. Schon psychologisch ergibt sich der Dank als eine natürliche Antwort auf eine Wohltat, und zwar so, dass der Undank das Verhältnis zwischen den Menschen untergräbt. Der Dank dagegen stiftet eine Beziehung zwischen den Menschen. Die Dankbarkeit hat nämlich die Nebenwirkung – die wir nicht anzielen sollen –, aber sie hat die Nebenwirkung, dass sie den Wohltäter geneigt macht, weitere Wohltaten zu gewähren. Der Dank gilt deswegen als allgemeine ethische Forderung unter den Menschen. Geben und danken gehören nach richtiger Auffassung zusammen. Der Dank ist gewiss vielfach eine bloße Formel, aber deren Gebrauch wird von der Gesellschaft erwartet. Der Dank gegenüber Selbstverständlichkeiten und gegenüber pflichtmäßigem Tun ist keineswegs überflüssig. Er ehrt die Zuverlässigkeit und die Treue, mit der ein anderer seinen Dienst verrichtet. Die sittliche Pflicht des Dankes erwächst aus der Rechts- und Vergeltungsidee. Aus dem Empfang von Wohltaten entsteht ja eine gewisse Verpflichtung. Die Verpflichtung, sie anzuerkennen, sie in gewisser Weise zurückzugeben, wenigstens mit einem Wort. Empfang von Wohltaten und Dank für Wohltaten schaffen einen Ausgleich zwischen den Menschen, zwischen Hingabe und Annahme. Der Dank weckt Freude bei dem Wohltäter, denn er sieht seine Wohltat bestätigt. Der Dank wirkt versöhnlich, denn er zeigt, dass der Empfänger die Wohltat zu schätzen weiß. Eine religiöse Begründung und Weihe empfängt die Tugend der Dankbarkeit in der Dankbarkeit gegen Gott als den Spender aller natürlichen und übernatürlichen Gaben, gegen Gott als die lautere und selbstlose Liebe. Ihm schulden wir immer und überall Dank. „Die Gabe Gottes soll dich demütiger, behutsamer und in allen deinen Handlungen noch vorsichtiger machen“, mahnt das Buch von der „Nachfolge Christi“. „Sei dankbar für das Kleinste, damit du würdig wirst, Größeres zu empfangen.“ „Wie darf einer um Zukünftiges bitten, der für das Vergangene noch keinen Dank gesagt hat?“ Aus dem Gedanken an Gott schöpft dann weiter der Dank gegen Menschen seine Vertiefung. Der Wohltäter weiß sich mit seiner Wohltat als ein Verwalter der Gaben, die Gott ihm anvertraut hat. Und der Beschenkte schaut in jeder Gabe zum Spender aller Gaben auf, zu Gott. Er vereint in sich selbst Demut und Würde, indem er dankt.

Die Heilige Schrift fordert überall zum Dank auf. „Was soll ich dem Herrn gelten für alles, was er mir geschenkt hat?“, heißt es im Psalm 115. Und der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Ephesus: „Seid dankbar gegen Gott in jeder Lage.“ „Strömt über vor Dankbarkeit!“, ruft er der Gemeinde in Kolossä zu. Christus hat uns selbst das Beispiel der Dankbarkeit gegeben. Als er daranging, den Lazarus aufzuwecken, da sprach er: „Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast.“ Als er die heiligste Eucharistie einsetzte, nahm er das Brot und sprach das Dankgebet. Undankbarkeit empfindet der Herr schmerzlich. Er hatte einmal zehn aussätzige Männer geheilt. Sie gingen fort, jubelnd, freudig, dass sie rein geworden waren. Aber einer von ihnen, der sah, dass er geheilt war, kehrte zurück, fiel vor ihm nieder und dankte ihm. Da sprach Jesus: „Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind denn die anderen neun? Hat sich keiner gefunden, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe als dieser Fremdling, dieser Samariter?“ Die Briefe des heiligen Paulus beginnen regelmäßig mit einem Dankgebet. An die Gemeinde in Rom schreibt er: „Ich danke meinem Gott durch Jesus Christus für euch alle, weil euer Glaube gerühmt wird in der ganzen Welt.“ An die Gemeinde in Korinth schreibt er: „Ich danke meinem Gott allezeit euret wegen für die Gnade Gottes, die euch gegeben wurde in Christus Jesus.“ Die Dankbarkeit gegen Gott ist eine Grundstimmung christlicher Haltung. Die Kirche betet in der heiligen Liturgie und leitet uns an, Gott immer und überall zu danken. Im Gloria der heiligen Messe danken wir Gott wegen seiner großen Herrlichkeit. Achten Sie bitte darauf, meine Freunde, wir danken im Gloria nicht für die empfangenen Wohltaten, sondern wir danken Gott, weil er so herrlich ist, wie er ist. Wir danken, dass wir ihn rühmen dürfen, dass wir einen solchen Gott kennen, einen

solchen wunderbaren Gott. „Wir danken dir ob deiner großen Herrlichkeit!“ Voll Bewunderung und Freude danken wir Gott, dass er so ist, wie er ist. Zu besonderer Höhe erhebt sich der Dank im eucharistischen Opfer. Schon das natürliche Mahl weist ja den Menschen auf seinen Schöpfer hin. Nirgends wird so eindrucksvoll deutlich, dass der Mensch ein empfangender ist, als wenn er Nahrung zu sich nimmt. Das Mahl hat zu allen Zeiten dazu gedrängt, Gott für die Gaben, die gerade genossen werden, zu danken. Erst recht ist der Dank angebracht in der Feier der Eucharistie – Eucharistie heißt ja Danksagung. Wir gedenken nämlich in der eucharistischen Feier des Todes des Herrn, des Werkes der Erlösung. Die Messe ist ein Opfer, und zwar deswegen, weil sie reales – nicht bloß psychologisches –, weil sie reales Gedächtnis des am Kreuze vollbrachten Erlösungsopfers ist. Dafür sagen wir Dank. Dank, dass der Herr am Kreuze ausgehalten hat, dass er nicht herabgestiegen ist, wie man ihm zurief: „Steig herab, dann wollen wir glauben.“ Nein, er hat ausgehalten. Dank für sein Leiden und Sterben, Dank für sein Kommen, für seine Auferstehung, für seine Himmelfahrt, für seine Geistsendung, für alles, was er für uns getan hat. Der Kanon, also das Hochgebet der heiligen Messe, beginnt mit dem Aufruf zum Dank. Das Hauptgebet der eucharistischen Feier ist ein Dankgebet. Der Dank gilt all dem, was Gott in seiner allmächtigen Güte für uns getan hat.

Der Unglaube hebt die Zurückbeziehung alles Guten auf Gott und damit auch den Dank gegen Gott auf. Dadurch wird aber regelmäßig die Selbstsucht und die Weltsucht im Menschen entfesselt, sodass die Menschen auch untereinander nicht mehr Dank sagen. „Undank ist der Welt Lohn“, sagt der Volksmund. Der heilige Paulus sieht im Undank gegen den erkannten Gott die letzte Quelle des Heidentums. „Obwohl sie Gott erkannten, haben sie ihm nicht als Gott Ehre und Dank erwiesen“, schreibt er im Brief an die Römer. Jede Sünde ist Undank gegen Gott. Statt ihn zu ehren, sucht die Sünde Gott die äußere Ehre zu nehmen. Und deswegen bekennen wir ja im Reuegebet, dass wir Gott, unserem größten Wohltäter, so undankbar gewesen sind. Von Goethe stammt das schöne Wort: „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen seien.“ Ich wiederhole noch einmal diesen wunderbaren Satz: Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen seien. Undank wirkt verletzend. Der Wohltäter erwartet ein Wort oder ein Zeichen des Dankes. Bleibt es aus, fühlt er sich gekränkt. Undank tut weh. Und doch ist Undank nicht selten. Ich habe einmal einem Verwandten eine teure Armbanduhr geschenkt. Er bedankte sich nicht. Als ihn der Vater zum Dank aufforderte, entgegnete er: „Er braucht mir ja nichts zu schenken.“ Die Heilige Schrift verurteilt die Undankbarkeit. „Wer undankbaren Sinnes ist, lässt seinen Retter im Stich“, so heißt es im Buche Sirach. Wer undankbaren Sinnes ist, lässt seinen Retter im Stich. Undank ist Zeichen einer schäbigen Gesinnung. „Undankbarkeit wohnt nur in niederen Seelen“, hat einmal Friedrich Rückert geschrieben. Einer ist immer undankbar für alle Dienste, die man ihm geleistet hat: das ist der Satan. Er lässt die Menschen schuldig werden, aber er zahlt ihnen keinen Dank. Wir dürfen uns durch Undankbarkeit nicht verbittern lassen und unsere hilfreiche Hand von dem Undankbaren nicht zurückziehen. Die heilige Katharina von Siena pflegte eine schwerkranke Frau. Zum Dank für ihre Güte wurde sie von ihr verdächtigt und in ihrer Ehre gekränkt. Die Mutter Katharinas wollte sie abhalten, noch einen Schritt zu der böartigen Kranken zu tun. Aber Katharina antwortete: „Glaubst du, unser Heiland ist zufrieden, wenn wir Werke der Barmherzigkeit unterlassen, nur weil wir Undank ernten? Hat der Erlöser, als er am Kreuze die Schmähworte des undankbaren Volkes hörte, darum sein Erlösungswerk aufgegeben?“ Werden wir, meine lieben Freunde, dankbare Menschen. Dankbar gegen Gott und gegen seine Geschöpfe. Es gibt ja ein schönes Gebet, das wir oft sprechen sollten:

Nie kann, o Herr, ich danken dir genug.
 Es soll dir danken jeder Atemzug.
 Es soll dir danken jeder Herzensschlag
 Bis zu dem letzten Schlag am letzten Tag.
 Es soll dir danken jeglicher Gedanke.
 Nichts will ich sprechen als: O Herr, ich danke.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christi Himmelfahrt

29.05.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest der Erhöhung unseres Heilandes Versammelt!

Die Glaubenslehre von der Himmelfahrt Christi gehört zum Urbestand des christlichen Glaubensbekenntnisses. Im apostolischen Glaubensbekenntnis heißt es: „Er ist am dritten Tage wiedererstanden von den Toten. Er ist aufgestiegen zum Himmel, sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Im Glaubensbekenntnis des Konzils von Nicäa wird bekannt: „Er ist am dritten Tage auferstanden und aufgestiegen zu den Himmeln.“ Im nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis wird wiederholt: „Er ist auferstanden am dritten Tage gemäß der Schrift. Er ist aufgefahren in den Himmel und sitzt zur Rechten des Vaters.“ Das Fest, das wir heute begehen, hat einen präzisen Inhalt. Christus ist seiner menschlichen Natur nach am vierzigsten Tage nach der Auferstehung kraft seiner göttlichen und verklärten menschlichen Natur den Jüngern zum letzten Male erschienen und emporgestiegen an den Ort, wo Gott sich den Seligen offenbart, um Besitz zu ergreifen von seiner Herrschaft als König der Könige und Herr der Herren. Die Glaubensaussage von der Himmelfahrt bekennt ein Doppeltes: einmal das Ereignis und dann den Zustand. Die Geste bzw. die Aussage des Emporschwebens ist ein geschichtlicher Vorgang. Aber dieser geschichtliche Vorgang hat eine höhere Bedeutung, nämlich er ist ein Bild für die übergeschichtliche Existenzweise, die der Verklärte angenommen hat. Was verkündet wird, ist die Existenzerhöhung Christi. „Oben“ ist eben für uns, in unserer Sprachwelt, in unserem Sprachgebrauch, der Ort für das Lichte, Helle, Göttliche. „Unten“ ist für unsere Vorstellung das Dunkle, das Böse, das Teuflische. Wäre Jesus in die Erde hineingefahren, hätten die Menschen denken können, er ist in die Hölle gegangen. Und deswegen wurde er nicht nach unten befördert, sondern stieg nach oben. Himmel ist nicht räumlich zu verstehen, sondern existentiell. Räumlich ist die Aussageweise, aber der Sinn ist die existentielle Überlegenheit der Wirklichkeit Christi über das irdische Dasein. Wir beten ja auch in der Pfingstnovene immer, dass Christus „über alle Himmel“ emporgestiegen ist, also nicht in die Wolkenhimmel – vielleicht sehr weit oder entfernt –, sondern über alle Himmel, d.h. er hat eine neue Dimension betreten, eine neue Dimension gegenüber den physikalischen Kategorien. In diese können die Wirklichkeitsweise Jesu und die Existenzweise, die wir erwarten, nicht eingeordnet werden. Der Himmel ist jeder irdisch-menschlichen Erfahrung entzogen. Er besagt nicht etwa unermesslich weite räumliche Ferne, sondern er besagt eine unfassbare neue Qualität. Und doch ist diese Qualität nicht weniger wirklich als das Firmament, an dem die Wolken ziehen.

Die Botschaft von der Himmelfahrt Christi besagt, dass der Auferstandene immer als der Erhöhte erschienen ist. Sie ist eine Aussage über die Macht, die dem Auferstandenen zu Teil wurde. In dem Aufgefahrenen konkretisiert sich das Königtum Christi über die Welt. Der solchermaßen an der Macht Gottes teilnehmende Christus ist kein anderer als der gekreuzigte Mensch Jesus. So bedeutet die Himmelfahrt den Eintritt des Menschen in die Sphäre des göttlichen Wesens. Himmel ist das Einssein von Gott und Mensch, und dieser Himmel ist durch die Himmelfahrt Christi begründet worden. Die Himmelfahrt Christi am vierzigsten Tage nach der Auferstehung schließt sich an die letzte der Erscheinungen. Sie ist der Abschluss der Erscheinungen. Sie ist die letzte Himmelfahrt, meine lieben Freunde – die erste fällt nämlich mit seiner Auferstehung zusammen. Die weiteren Himmel-

fahrten ereigneten sich immer wieder, wenn Jesus den Jüngern erschien und sich wieder zurückzog. Vom Himmel kam er, und zum Himmel ging er. Er hat während der vierzig Tage nicht auf Erden Wohnung genommen – einen solchen Zwischenzustand hat es nicht gegeben. Seine verklärte Natur passt nicht mehr in diese irdische Welt.

Jesus hat seine Heimkehr zum Vater wiederholt vorausgesagt. Einmal fragte er die Menge: „Was werdet ihr sagen, wenn ihr den Menschensohn hinaufsteigen seht, wo er vorher war?“ Ein andermal sagte er: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ Diese Voraussagen hat Jesus durch seine Auferstehung erfüllt. Auferstehung und Himmelfahrt gehören untrennbar zusammen. Der Auferstandene ist der Erhöhte. Vielleicht am deutlichsten wird das ausgedrückt im Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Rom: „Jesus ist eingesetzt“ – schreibt er am Eingang dieses Briefes –, „Jesus ist eingesetzt zum Sohne Gottes in Macht dem Geist der Heiligkeit nach zu Folge – zu Folge! – der Auferstehung von den Toten.“ Und im 8. Kapitel sagt er: „Er wurde auferweckt und sitzt zur Rechten Gottes.“ Das eine lässt sich vom anderen nicht trennen. Die Himmelfahrt ist die naturgemäße Ergänzung der Auferstehung. Sie ist die vollendete Erhebung aus dem Zustand der Knechtsgestalt in den Zustand der Erhöhung. Die Erhöhung ist inneres Ziel der Auferstehung Jesu. In der Auferweckung ereignet sich schon die Erhöhung. Die Auferstehung bringt Jesus nicht zurück in diese Welt, wie den Lazarus nach seiner Erweckung. Nein, die Auferstehung verschafft ihm den Zugang und den Eintritt in die Welt Gottes. Deswegen hört Maria Magdalena, als sie den Herrn berühren will: „Fass mich nicht an, ich bin noch nicht hinaufgefahren zu meinem Vater. Aber geh und sag meinen Brüdern: Ich fahre hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“

Lukas beschreibt in der Apostelgeschichte den Abschied Jesu ausführlicher als alle anderen Evangelisten. Die Apostel erfahren vierzig Tage nach Ostern auf dem Ölberg Jesus als den zum Himmel Auffahrenden. Damit ist die Erhöhung gemeint. Um hinreichend Zeuge der Auferstehung sein zu können, müssen die Apostel auch Zeugen der Himmelfahrt sein. Als es darum geht, den Judas zu ersetzen, durch die Neuwahl eines Apostels, da sagt Petrus: „Es muss aus den Männern, die zusammen waren mit uns in der ganzen Zeit, da er aus- und einging, unser Herr Jesus, von der Taufe des Johannes an bis zu dem Tage, an dem er aufgenommen wurde. Einer von ihnen muss Zeuge sein der Auferstehung.“ Die Bezeugung der Himmelfahrt ist die gleiche wie die der Auferstehung. Sie geschieht nicht vor aller Welt, sondern vor den vorherbestimmten Zeugen: vor den Jüngern Jesu. In der Parusie wird Jesus dagegen allen Menschen sichtbar und erfahrbar werden. Die Parusie ist die letzte und endgültige Erscheinung Jesu, auf die wir warten. Sie ist das Offenbarwerden der Himmelfahrt schlechthin. Weder Lukas noch das ganze Neue Testament kennen einen Zwischenzustand, in dem Jesus zwar auferweckt, aber noch nicht aufgefahren wäre. Christus erscheint nach Ostern immer schon vom Himmel her. Der verklärte Christus ist eben von einer Gestalt, die nicht mehr auf diese Erde passt – jedenfalls nicht für einen dauernden Aufenthalt.

Die Himmelfahrt ist der unterwerfende Triumphzug durch die Dimension der dämonischen Mächte. Jetzt endlich ist sein Sieg über die Dämonen offenbar geworden. „Er entwaffnete“, so heißt es im Brief an die Kolosser, „er entwaffnete die Mächte und Gewalten und stellte sie öffentlich an den Pranger, da er über sie triumphierte in seiner Himmelfahrt.“ Die Himmelfahrt überbietet auch die Engelmächte. Der Christ und das ganze Christentum nehmen die Engel ernst. Sie wissen um ihre Macht. Aber Christus ist hocheben über die Engel, wie sein Name, den er ererbt hat, über sie erhaben ist. Mehr von alttestamentlichen Vorstellungen her kommt der Begriff der Inthronisation, der Thronerhebung Christi. Er wird mehrfach vorgestellt in der Heiligen Schrift. Diese Thronerhebung wird beschrieben als Zeugung durch den Vater. Ein Bild, selbstverständlich, aber ein Bild, das eben eine Realität aussagen will. Gott hat die an die Väter ergangene Verheißung an uns erfüllt, indem er Jesus auferweckte. Und zwar ist die Verheißung, die hier gemeint ist, die des 2. Psalms, wo es heißt: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt.“ Die Himmelfahrt ist auch eine Namensverleihung. Durch die Erhöhung hat Gott dem Jesus einen Namen verliehen, der über alle Namen ist, d.h. er steht an der Spitze von allen, der Name ist Symbol für Macht, er hat eine Macht wie kein anderer. Die Erhöhung wird auch beschrieben als Verleihung der „Doxa“. Dieser griechische Begriff bedeutet göttliche Macht und Herrlichkeit. Diese göttliche Macht und Herrlichkeit hat Jesus durch die Himmelfahrt

empfangen. „Gott hat ihn von den Toten erweckt und ihm Herrlichkeit verliehen“, schreibt Petrus in seinem 1. Briefe. Damit ist die Gottgleichheit ausgesagt. Und im 1. Timotheusbrief findet sich ein alter Hymnus, in dem heißt es: „Er wurde offenbar im Fleische, gerechtfertigt im Geiste, geschaut von den Engeln, verkündet den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit.“ Die Himmelfahrt, die Erhöhung, bedeutet die Einsetzung Jesu zum Herrn und Messias, so verkündet es Petrus in der Pfingstpredigt: „Gott hat diesen Jesus zum Herrn und Messias gemacht, den ihr gekreuzigt habt.“ Damit ist nicht gesagt, dass Jesus erst durch die Himmelfahrt zum Herrn und Messias erhoben wurde, sondern dass seine Herrlichkeit als Herr und Messias durch die Erhöhung offenbar, kund gemacht wurde. Die Aussagen über die Inthronisation Jesu meinen nicht nur seine Herrschaft über die Gemeinde, über die Kirche, sondern sie meinen seine Herrschaft über die ganze Welt. Deswegen kann der Auferstandene und Erhöhte sagen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“

Wir können fragen, meine lieben Freunde, nachdem wir erkannt haben, was die Auferstehung für Jesus bedeutet, was bedeutet sie für uns? Nun, ich meine ein Dreifaches: Erstens: Nur indem die Himmelfahrt geschieht, kann der Geist kommen und so die Kirche entstehen, denn die Kirche ist ein Geschöpf des Geistes. Am letzten Tage eines jüdischen Festes stand Jesus da und rief: „Wenn jemand dürstet, komme er zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Das sagte er in Hinsicht auf den Geist, den diejenigen empfangen sollten, die an ihn glauben. Denn noch war der Geist nicht da, weil Jesus noch nicht verherrlicht war. Ja, warum ist denn die Verherrlichung Jesu notwendig, damit der Geist kommt? Der Grund ist der, dass der Geist aus der verklärten Natur Christi strömt. Der Geist strömt aus der verklärten Natur Christi. Solange er nicht verklärt war, konnte der Heilige Geist nicht kommen. „Es ist gut für euch“, sagt deswegen Jesus, „dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe (also gekreuzigt werde und auferstehe), wenn ich nicht fortgehe, wird der Helfer nicht zu euch kommen. Wenn ich aber fortgehe, werde ich ihn euch senden.“ Nach seiner Verherrlichung hat Christus gewissermaßen Macht über den Geist gewonnen. Und deswegen konnte er schon am Abend des Auferstehungstages zu den Jüngern sagen: „Empfanget Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Zwischen der Geistverleihung am Osterabend und zu Pfingsten besteht kein Widerspruch. Denn es ist beide Male der erhöhte Herr, der den Geist mitteilt. Beide Male ist seine Erhöhung die Voraussetzung für die Mitteilung des Geistes. Und so predigt Petrus auch an Pfingsten: „Zur Rechten Gottes erhöht, empfang – empfang! – Jesus die Verheißung des Heiligen Geistes vom Vater und hat ihn ausgegossen, wie ihr selbst seht und hört.“ Zweitens hat die Himmelfahrt Christi für uns die Bedeutung, dass er uns den Weg zum Himmel erschließt. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wäre es nicht so, hätte ich es euch gesagt. Denn ich gehe hin, euch einen Platz zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin und einen Platz bereitet habe für euch, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin.“ Jesus ist also gewissermaßen der Quartiermacher für uns. Er bereitet uns einen Platz im Hause seines Vaters. Dasselbe sagt übrigens der Hebräerbrief, wenn er Jesus als den „Vorläufer“ bezeichnet. Jesus ist als Vorläufer für uns in das erhabene Zelt Gottes eingestiegen. Dem Vorläufer dürfen wir folgen. Die Himmelfahrt ist wirksames Unterpfand und Vorbild unserer eigenen Aufnahme in den Himmel. Wo das Haupt ist, sollen auch die Glieder sein. Drittens bedeutet die Himmelfahrt Christi für uns, dass das Kreuzesopfer den Eintritt des himmlischen Hohenpriesters in das Allerheiligste Gottes besagt. Jesus lebt, um immerfort einzutreten für uns. Er ist der Hohepriester, der nicht nötig hat, für seine eigenen Sünden Opfer darzubringen, „das hat er ein für alle Mal getan“, schreibt der Hebräerbrief. Nein, wir haben einen Hohenpriester, der sich setzte zur Rechten Gottes. Er trat durch das größere und vollkommeneren Zelt, das nicht von Menschenhänden gemacht ist, in das Heiligtum ein, indem er eine ewig dauernde Erlösung erlangt. So wird also das Opfer Christi im Heiligtum Gottes aufbewahrt, und die Opfer, die wir vollziehen in der heiligen Messe, die werden emporgetragen und mit diesem heiligen Opfer Christi, das im Himmel aufbewahrt ist, vereinigt.

Viele Verkündiger des Evangeliums geraten in Verlegenheit, wenn sie an Christi Himmelfahrt predigen sollen – wir nicht. Wir wissen um die Wirklichkeit der Geschehnisse von Himmelfahrt und Erhöhung. Wir wissen, Christus ist mit seiner menschlichen Natur eingegangen in die Herrlichkeit des himmlischen Vaters. Er hat nicht einen Platz in der Schöpfung eingenommen, etwa in weiter Ferne,

die wir vorläufig mit Raumschiffen nicht erreichen können. Nein, er hat die gesamte Schöpfung überstiegen. „Als Sieger bist du heute über alle Himmel emporgestiegen“, beten wir in der Pfingstnovene. Er ist in die Überwelt Gottes eingetreten. Damit ist das Heilswerk, das er auf Erden vollbracht hat, vollendet. Er hört nicht auf, zu wirken, aber er wirkt jetzt aus dem Himmel und im Himmel. Und er steht bereit, uns in seine Herrlichkeit einzuführen. Es gilt das Wort, das er im Johannesevangelium gesprochen hat: „Ich lebe, und ihr werdet leben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Wirken des Heiligen Geistes (1)

Das Zeugnis des Geistes und der Christen

01.06.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der heutigen Messfeier versetzt uns die Kirche in die Seelenstimmung der Jüngergemeinde, die nach der Himmelfahrt des Herrn in Jerusalem versammelt war. Sie freute sich über die Herrlichkeit des Herrn, aber sie war auch voll Sehnsucht nach ihm. Im Gebet harrte sie des verheißenen Geistes und gedachte der Worte, die der Herr in der unvergesslichen Abschiedsstunde im Abendmahlsaale zu ihnen gesprochen hatte. Gleiche Gedanken kommen heute in der heiligen Messe zur Sprache. Im Eingangsgesang heißt es: „Dir sagt mein Herz, ich suche dein Antlitz.“ Darin ist die Sehnsucht ausgedrückt. Auch wir sollen der tröstlichen Verheißung Christi gedenken, wenn es im Zwischengesang heißt: „Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen.“ Auch wir sollen uns im Gebet auf die Pfingststunde vorbereiten: „Seid klug und wachsam im Gebete“, so mahnt der Apostel in der Epistel. Und wir sollen auch uns über das Rechenschaft abgeben, was Jesus im Evangelium sagt. Es sind drei Dinge:

1. das Zeugnis des Geistes,
2. die Aufgabe der Jünger und
3. das Schicksal der Jünger.

Geisteszeugnis, Jüngeraufgabe und Jüngerschicksal. Wir sprechen oft vom Zeugnis. Wissen wir auch, was wir da aussagen? Was ist ein Zeugnis? Ein Zeugnis ist die Kundmachung einer Überzeugung oder einer Erfahrung an andere. Das Wort stammt natürlich aus dem Bereich der Gerichtsbarkeit. Aber es findet auch Anwendung im täglichen Leben. „Wenn der Tröster kommt, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugnis von mir ablegen.“ Wie tut das der Heilige Geist? Wie wirkt er sein Zeugnis? Er wirkt es auf zweierlei Art, nämlich durch das Einwirken auf die Einzelseele und durch sein Wirken in der gesamten Kirche. Meine lieben Freunde, was uns die Kirche über das Leben der begnadeten Seele sagt, ist so ergreifend hoch und ist so unerhört neu, dass manchen ein Zweifel ankommen kann, ob das alles auch wirklich ist. Der Heilige Geist wohnt in der Seele des Menschen, des gerechtfertigten Menschen, nicht bloß mittels geschaffener Gnadengaben. Nein, er wohnt mit seiner ungeschaffenen Wesenheit in der Seele des Gerechten. Die heiligmachende Gnade macht ihn zu einem Tempel des Heiligen Geistes. „Wisst ihr nicht“, fragt der Apostel Paulus die Korinther, „wisst ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und dass der Heilige Geist in euch wohnt?“ Der Heilige Geist entfaltet in der Seele auch eine übernatürliche Tätigkeit. Er bewirkt eine Verähnlichung der Seele mit Gott durch die Mitteilung des gottförmigen Seins der Gnade. Wir sind wirklich „consors naturae dei“, teilhaft der göttlichen Natur. Mit der heiligmachenden Gnade sind die eingegossenen Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe und die Gaben des Heiligen Geistes verbunden. Auf dieser Tafel in unserer Kirche sind sie angezeichnet: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Das sind die wunderbaren Gaben des Heiligen Geistes. Alle diese Wirkungen sind wirklich und wahr, vorausgesetzt, dass der

Mensch sich ihnen eröffnet. Das Gnadenwirken in der Seele ist die erste Weise, wie der Heilige Geist seine Zeugnistätigkeit leistet. Die zweite Weise ist sein Wirken in der Kirche. Der Heilige Geist ist die Seele der Kirche. Ähnlich wie die Seele im Leibe ist der Heilige Geist Wesens- und Lebensprinzip der Kirche. Er verbindet die Glieder der Kirche untereinander und mit Christus, dem Haupt der Kirche. Er ist es, der die kirchliche Hierarchie bei der Ausübung ihres Lehramtes, Hirtenamtes und Priesteramtes mit seinem Beistand unterstützt. Er ist es, der mit seiner Gnade jede Heilstätigkeit in den Gliedern des mystischen Leibes anregt und begleitet. Er ist es, der das Leben und Wachstum des mystischen Leibes anregt und begleitet. Er lehrt die Glieder der Kirche alles und erinnert sie an alles, was Jesus ihnen gesagt hat. Ohne ihn, meine lieben Freunde, wäre das Wort Gottes und wäre der Glaube an Christus längst verdunstet, umgedeutet, vergessen. In unserer Kirche lebt dieses Wort weiter! Er legt Zeugnis über Jesus ab. Dass in unserer Kirche immer noch gebetet wird, dass Jesus „Gott von Gott“ ist, „wahrer Gott vom wahren Gott; gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater“, das ist dem Wirken des Geistes zuzuschreiben! Denn andere Bekenntnisse haben diese Wahrheiten längst aufgegeben! „Die Dogmen sind überholt“, so sagt man mir. Der Heilige Geist führt in alle Wahrheit ein. Es gibt eine Geschichte der Dogmen, ja, es gibt eine solche Geschichte der Dogmen. Aber nicht, wie der Unglaube meint, nämlich als Geschichte des Verfalls, sondern als Entwicklung in der Erkenntnis der Wahrheit. In diesen Tagen hat der Bundespräsident Gauck auf dem Katholikentag in Regensburg davon gesprochen, auch zentrale Elemente des Glaubens seien Veränderungen unterworfen. Wir sagen ihm: „Herr Gauck, das mag bei Ihnen der Fall sein, aber bei uns nicht!“ Er führt in alle Wahrheit ein und er bewahrt in der Wahrheit. Er redet in den Christen, wenn sie vor Gericht gestellt sind. Ich denke immer an den katholischen Rechtsanwalt Josef Wirmer, der von Freisler, dem Blutrichter der Nazis, zum Tode verurteilt wurde. Dabei suchte er ihn, den gläubigen Katholiken, zu verspotten. „Dann kommen Sie in die Hölle“, sagte er zu Wirmer. Und Wirmer antwortete lächelnd: „Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie bald nachkommen.“ Der Heilige Geist hilft das anvertraute Glaubensgut bewahren. Er verleiht die außerordentlichen Gnadengaben; er gestaltet den Christen zu einer Wohnung Gottes; er bewirkt die Sündenvergebung, die Wiedergeburt, die geistige Erneuerung. Er schenkt die Gotteskindschaft. Alle, die sich vom Geiste treiben lassen, sind Kinder Gottes. Er gießt die Liebe Gottes in die Seelen ein. Er bringt die christlichen Tugenden hervor. Das alles ist wirklich und wahr, wenn immer die Glieder der Kirche den Geist wirken lassen, wenn sie also von Feigheit, Eigensinn und Rechthaberei lassen.

Das Zweite, woran uns der Geist erinnert, ist die Jüngeraufgabe, nämlich Zeugnis zu geben für Christus. Eine Jüngeraufgabe, der sich niemand entziehen darf. Zeugnis geben erstens durch Worte, zweitens durch die Tat. Ein offenes, charaktervolles Christenwort, ein starkes, mannhaftes Bekenntnis zu Christus zur rechten Zeit kann viel Segen stiften, kann Schwache stärken, Gebeugte aufrichten, Schwankende stützen. Chrysostomos lebte in einer Zeit, wo noch viele Heiden am Leben waren, und deswegen musste er auch seine Gläubigen zu mutigem Bekenntnis auffordern. „Wenn du einen Ungläubigen fragen hörst: Du betest einen Gekreuzigten an? dann werde nicht rot, schau nicht verlegen zu Boden, vielmehr richte dich auf, sieh ihm stolz in die Augen und sprich mit ihm: Ja, ich bete ihn an.“ In der Zeit der Nazis wurde einmal ein katholischer Diplomat vom Reichsführer SS Heinrich Himmler gefragt, ob er katholisch sei. Der Diplomat gab eine diplomatische Antwort: „Ich habe eine katholische Erziehung erhalten.“ Er wich also aus, er sagte nicht: Ich bin noch katholisch, sondern: Ich habe eine katholische Erziehung erhalten. Petrus fordert in seinem ersten Brief die Gläubigen auf, bereit zu sein zur Verantwortung gegenüber einem jeden, der von ihnen Rechenschaft über ihre Hoffnung fordert. Diese Hoffnung ist zuerst und zuoberst das ewige Leben. Wir glauben an das ewige Leben, und wir geben Zeugnis davon! Dass töricht die Behauptung ist: Tot ist tot und aus ist aus. Nein, es geht weiter. Wir wissen, dass viele nichtkatholische Christen entweder überhaupt nicht an die wirkliche Gegenwart Christi im Altarsakrament oder jedenfalls nicht an die bleibende Gegenwart glauben. So erheben sie gegen uns den Vorwurf, wir würden Brot anbeten. Da heißt es: bekennen. Bekennen mit dem Konzil von Trient: „Wir glauben jenen selben Gott in den eucharistischen Gestalten gegenwärtig, den der ewige Vater in die Welt einführt mit den Worten: Ihn sollen anbeten alle Engel Gottes.“ „In Demut bete ich dich, verborgene Gottheit, an, die du den Schleier des Brotes hier angetan.“ Ein stärkeres Zeugnis als das Wort ist die Tat. Das Leben, der ganze Inhalt des Lebens soll

Kunde von Christi Lehre und Christi Geist geben. Die größten Eroberungen sind nicht so sehr durch Predigten, sondern durch ein wahrhaftes, beispielhaftes Christenleben gemacht worden. Die tiefste Werbekraft des Christentums sind Männer und Frauen, deren praktische Lebensführung ein überzeugender Beweis für die Wahrheit und die Kraft der Lehre Christi ist. „Auch ihr werdet von mir Zeugnis geben.“ Dieses Zeugnis, meine lieben Freunde, hat es doch in großem Umfang gegeben. Es gab eine Zeit, in der sich die katholischen Christen als Sünder wussten, und dieses Wissen bewegte sie, in regelmäßigen Abständen das Sakrament der Sündenvergebung zu empfangen. Es gab eine Zeit, in der Jugendliche, viele Jugendliche – ich habe es erlebt – alle vier Wochen zur Beichte und zur Kommunion gingen. Es gab eine Zeit, in der die katholischen Christen darauf hinweisen konnten, dass die Geburtenhäufigkeit katholischer Ehen erheblich größer war als nichtkatholischer Ehen. Es gab eine Zeit, in der aus katholischen Familien Priester- und Ordensberufe in großer Zahl hervorgingen. Diese Zeit ist vergangen. Der Wille und die Kraft der meisten katholischen Christen zum Zeugnis ist erschlaft. Sie haben die Mahnung des Apostels Paulus vergessen: „Macht euch nicht die Art dieser Welt zu eigen, sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Denkens.“ Wenn es eine Wende zum Besseren geben soll, meine lieben Freunde, dann müssen die Haltungen und Handlungen, die einst lebendige, katholische Christen auszeichneten, wieder aufgenommen werden. Wenn man vor einem Abgrund steht, ist jeder Schritt zurück ein Fortschritt!

Freilich, und das ist die dritte Überlegung, die wir anstellen wollen, freilich wer die Jünger aufgabe treu erfüllt, muss darauf gefasst sein, dass auch ihm das Jüngerschicksal zu Teil wird, von dem Christus im heutigen Evangelium spricht: Hass und Verfolgung. Das haben die ersten Jünger Christi, die Apostel, das hat die Urgemeinde, das haben die ersten Jahrhunderte des Christentums erfahren. Was hat man ihnen alles vorgeworfen: Atheismus, Essen geschlachteter Kinder, Blutschande, Zauberei, Eselskult, Hass gegen das Menschengeschlecht. Diese unerhörten Vorwürfe, von denen kein einziger zutraf, wurden gegen die Christen der ersten Jahrhunderte erhoben. „Es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun vermeint.“ Und so ist es auch weiter gegangen. Der heilige Augustinus schreibt einmal: „Es war mir lange Zeit rätselhaft, warum der Priesterhass so allgemein ist. Wir haben niemand Unrecht getan, niemand beleidigt, kein fremdes Gut geraubt, sondern wir weihen unser ganzes Dasein dem Wohl des Menschengeschlechtes. Warum behandelt man uns so lieblos, dass man kaum ein Gespräch führt, ohne dabei einen Bischof oder einen Priester anzugreifen? Dieses Rätsel hat sich mir gelöst“, sagt Augustinus, „in der Vorhersagung Jesu: ‚Dies werden sie euch antun, weil sie weder mich noch den Vater kennen.‘“ Der Hass gegen die Kirche, gegen die Glieder der Kirche, gegen die Priester der Kirche, ist zu erklären aus der Unkenntnis, aus der Unkenntnis des wahren Glaubens, der wahren Lehre der Kirche. Sie wissen nur von Zerrbildern der Kirche und nicht von der wahren göttlichen Kraft des Heiligen Geistes, die in ihr lebt. Die Christenheit der Gegenwart hat sich weitgehend der im Argen liegenden Welt angepasst. Aber die Achtung oder auch nur die Duldung dieser Welt hat sie dadurch nicht gewonnen. Die Feindschaft der Welt trifft auch die erschlaft und müde gewordene Christenheit von heute. Die Schläge der Feinde treffen auch die bequem gewordene Kirche – vermutlich nach Gottes Absicht. In der Vorsehung Gottes braucht die Kirche Verfolgungen, damit ihre Glieder aufgeweckt und aufgeschreckt werden, damit sie von Sättheit und Bequemlichkeit aufstehen. Es gibt freilich auch den Fall, dass Diener der Kirche von allen Verfolgungen verschont bleiben. Ja, es kommt vor, dass sie in den Massenmedien wohl gelitten sind. Wie erklärt es sich, meine lieben Freunde, dass in der heutigen Zeit ein Bischof Ehrung um Ehrung empfängt und einen Preis nach dem anderen erhält? Wird er deswegen geehrt, weil er sein Amt kraftvoll verwaltet? Den Inhalt des Glaubens ohne Abstriche verkündigt und seine Diözese rastlos durchheilt? Oder wird er geehrt, weil er von alledem nichts tut?! Vielmehr die außer Rand und Band geratene Wohlstandsgesellschaft bedient? Vielleicht sollte er sich an das Wort des Apostels Jakobus erinnern: „Wisst ihr nicht, dass die Freundschaft mit der Welt Feindschaft gegen Gott ist? Wer also Freund der Welt sein will, der macht sich zum Feinde Gottes.“ Wer sich der Pflicht für die Wahrheit Zeugnis abzulegen entzieht, den belohnt die Welt. Gott lässt zu, dass seine Kirche geschmäht, beföhdet, verfolgt wird. Das ist ein Geheimnis des göttlichen Heilsplanes, dass die Braut Christi auch die Wundmale Christi tragen muss. Meisterschicksal und Jüngerschicksal sind eng miteinander verbunden. „Wenn die Welt euch hasst, denkt daran, dass sie mich vor euch gehasst hat.“ Der Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Die Ge-

schichte zeigt, dass die Kirche solche Verfolgungen braucht. Als im 19. Jahrhundert der Erzbischof von Köln von der preußischen Polizei ins Gefängnis gebracht wurde, da setzte die katholische Erneuerung des 19. Jahrhunderts ein, mit diesem Ereignis. Das Kölner Ereignis hat die Katholiken aufgeweckt. Der Geist der Wahrheit, den der Herr gesandt hat, ist kein Geist der satten, behaglichen Ruhe. Er ist ein Geist des Kampfes. Nur im Kampfe erstarken Glaubenstreue und Glaubenseifer. Und wir sind berufen, meine lieben Freunde, an diesem Kampfe teilzunehmen. Nicht mit äußeren Waffen, sondern mit den Waffen der Treue, der Opferbereitschaft, des Gebetes und der Liebe, mit der Kraft eines reinen, überzeugenden und beispielhaften Christenlebens. Dann werden wir das Wort des Herr erfüllen: „Auch ihr sollt Zeugnis von mir ablegen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Wirken des Heiligen Geistes (2)

Das Wirken des Hl. Geistes nach den synoptischen Evangelien

08.06.2014 (Pfingstsonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Ausgießung des Heiligen Geistes Versammeltel!

Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes, des Geistes Gottes und Jesu Christi. Wenn wir den Heiligen Geist verstehen wollen, müssen wir fragen, wie er handelt. Aus seinem Wirken können wir auf sein Sein schließen. Und so wollen wir heute und morgen das Wirken des Heiligen Geistes betrachten. Heute, wie es in den ersten drei Evangelien und in der Apostelgeschichte uns dargeboten wird und morgen, wie es uns der Apostel Paulus in seinen Briefen schildert.

Das Wirken Jesu steht von Anfang an unter dem Einwirken des Heiligen Geistes. Als Maria von ihrer Bestimmung erfuhr, den Messias zu gebären, war sie ratlos, denn sie wusste, dass ein neuer Mensch aus der Begegnung von Mann und Frau entsteht. Aber sie hatte keine Beziehung zu einem Manne. Deswegen fragt sie: „Wie wird dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Der Engel klärt sie auf: „Heiliger Geist wird über dich kommen, und Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Die Frucht ihres Leibes kommt ohne Mitwirkung eines männlichen Prinzips zustande durch die wunderbare Einwirkung des Heiligen Geistes. In den fantastischen Mythen der Heiden ist von Götterhochzeiten die Rede. Nach diesen Einbildungen verkehren Götter in geschlechtlicher Weise mit Menschen und zeugen Helden und Riesen. Davon ist das Entstehen Jesu im Schoße Mariens meilenweit entfernt. Hier findet nicht eine Hochzeit statt, sondern hier geschieht ein Wunder der göttlichen Allmacht. Der Gott des Christentums ist unendlich über alle geschlechtlichen Bestimmtheiten erhaben. Und so kann Josef, der verzagte Mann, beruhigt werden: „Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; das in ihr gezeugte stammt vom Heiligen Geist.“ Jesus steht fortan in engster Beziehung zum Geiste Gottes. In der Taufe erfolgte die Salbung des messianischen Gottesknechtes und Propheten mit dem Heiligen Geist. Als Jesus sich taufen ließ, da öffnete sich der Himmel, und der Geist stieg wie eine Taube auf ihn herab und eine Stimme erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an ihm habe ich Wohlgefallen gefasst.“ Von diesem Ereignis wird Petrus später sagen: „Gott hat Jesus von Nazareth mit Heiligem Geist und Kraft gesalbt.“ Der Heilige Geist treibt Jesus in die Wüste, in die Versuchung. Er muss erprobt werden; der Messias muss sich bewähren. Und so wird er in dreifacher Weise vom Satan versucht, seine messianische Sendung zu missbrauchen. Aber er besteht die Versuchung, denn er besitzt den Geist, der in ihm ist und der stärker ist als Satan. „Der, den Gott gesandt hat, redet die Werke Gottes, denn ohne Maß gibt er den Geist.“ Geist haben auch andere empfangen, wie der greise Simeon im Tempel. Aber sie haben den Geist nur in einer bruchstückhaften Weise empfangen, während Jesus ihn in Fülle besitzt. In der Synagoge von Nazareth reicht man ihm die Buchrolle des Isaias. Und da findet er eine Stelle, wo es heißt: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn er hat mich gesalbt, Armen die Frohbotschaft zu bringen. Er hat mich gesandt, zu heilen, die zerbrochenen Herzens sind, Befreiung zu künden den Gefangenen, Augenlicht den Blinden, freizulassen Niedergebeugte, auszurufen ein Gnadenjahr des Herrn.“ Dann rollte er die Buchrolle zusammen und sagte: „Heute ist dieses Schriftwort vor euren Augen in Erfüllung gegangen.“ Eingetroffen ist das Wort, das Gott durch den Propheten Isaias gesprochen hat: „Siehe, mein Knecht, ihn

habe ich erwählt. Mein Geliebter, an ihm hat meine Seele Wohlgefallen. Legen will ich meinen Geist auf ihn, und er wird den Völkern das Recht verkünden.“ Jesus ist gekommen, die Bollwerke des Satans zu zerstören. Er tut dies in der Kraft des Geistes. Durch ihn ist der Stärkere über den Starken (Satan) gekommen. In der Synagoge von Karphanaum war ein Mann mit einem unreinen Geist. Er schrie auf, als er Jesus sah: „Was willst du von uns, Jesus von Nazareth? Ich weiß, wer du bist. Du bist der Heilige Gottes. Du kamst, um uns zu zerstören.“ Jesus fährt ihn an und spricht: „Verstumme und fahre aus aus ihm!“ Der unreine Geist riss ihn hin und her – wir können an epileptische Anfälle denken – und er fuhr aus aus ihm. Alle verwunderten sich und sagten: „Was ist das eine machtvoll neu sich zeigende Lehre? Selbst den unreinen Geistern gebietet er und sie gehorchen ihm.“ Mit dem Sieg über Satan bricht die eschatologische Herrschaft Gottes an. Die Feinde Jesu hatten ihn verdächtigt, er habe ein Bündnis mit Satan und durch dieses Bündnis sei er fähig, die bösen Geister auszutreiben. „Weit gefehlt“, sagt Jesus, „weit gefehlt. Wenn ich durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Dann weist er auf die Schwere der Verfehlung hin: „Wer den Heiligen Geist lästert, der hat in Ewigkeit keine Vergebung zu erwarten. Er ist schuldig ewiger Verfehlung“ – weil sie gesagt hatten, er hat einen unreinen Geist. Das gesamte öffentliche Leben Jesu steht unter der Führung des Geistes: seine Verkündigung, seine Heilungen, seine Machttaten. Alles das entspringt der Kraft des Geistes. Das größte aller Wunder aber ist seine Auferweckung vom Tode. Durch die Macht des Geistes wird Jesus dem Totenreich entrissen. Gottes Geist verwandelt ihn, verklärt seine Natur, sodass er durch verschlossene Türen gehen kann. Seit der Auferstehung ist die menschliche Natur Jesu durchherrscht und verwandelt vom Heiligen Geist. Eine Ahnung davon haben die Jünger auf dem Berge Tabor empfangen, als Jesus vor ihnen verklärt wurde. Jetzt aber ist er übergegangen in die Seinsweise des Geistes. „Jesus ist bestimmt als Sohn Gottes in Macht dem Geiste der Heiligkeit nach durch die Auferstehung von den Toten“, schreibt Paulus im Brief an die Römer.

Jesus hat den Geist nicht für sich behalten. Er hat ihn denen, die sich ihm anschließen, weitergegeben. Schon der Vorläufer Johannes hat Jesus als den „eschatologischen Geisttäufer“ angekündigt: „Ich taufe mit Wasser. Der nach mir kommt, wird euch taufen mit Heiligem Geist.“ Jesus selbst hat die Ausgießung des Geistes verheißen: „Siehe, ich sende die Verheißung des Geistes auf euch herab. Ihr sollt in der Stadt bleiben, bis ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe.“ Jesus hat diese Verheißung nach seiner Verherrlichung erfüllt. Am Osterabend hauchte er die Jünger an und sagte zu ihnen: „Empfanget Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Dieses Ereignis war die Einsetzung des Bußsakramentes. Es ist das Ostergeschenk des Heilandes. Am Pfingsttag erschienen den Aposteln die zerteilten Zungen wie von Feuer. Sie setzten sich auf einen jeden, und alle wurden vom Heiligen Geiste erfüllt. Sie fingen an, in fremden Sprachen zu reden, wie der Geist ihnen zu reden eingab. Es muss das ein ekstatisches Reden gewesen sein, wie ich Ihnen gleich erklären werde. Und es war so fremdartig, so unerhört, dass die herbeigelaufene Menge glaubte, sie seien betrunken. Petrus klärt sie auf: „Es ist 9 Uhr. Um 9 Uhr früh fängt man höchstens an, zu trinken, aber da ist man nicht betrunken. Was ihr hier seht, das ist die Erfüllung der Weissagung des Propheten Joel: ‚In den letzten Tagen wird es geschehen. Da will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden prophetisch reden; eure Jünglinge werden Gesichte schauen, und eure Alten werden Träume haben. Auch über meine Knechte und Mägde will ich meinen Geist ausgießen.‘“

Die Wirkungen des Geistes sind vor allem charismatischer Art. Es sind Glossolie und Prophetie. Was ist Glossolie? Die Glossolie ist ein vom Heiligen Geist eingegebenes Sprechen. Es ist ein ekstatisches, in unverständlicher Sprache, ja in unartikulierten Worten und Lauten sich äußerndes, ausschließlich an Gott gerichtetes Beten und Singen, Loben und Danken. Es erbaut nur den Redner, lässt aber die anderen Anwesenden ohne Nutzen. Wenn es anderen verständlich gemacht werden soll, dann muss jemand da sein, der es auslegt. Und so müssen wir uns das Pfingstereignis vorstellen. Die überwiegende Auffassung der Erklärer geht dahin, dass die Apostel in den fremden irdischen Sprachen geredet hätten. Aber es ist durchaus möglich, dass sie dieses ekstatische, glossolalische Sprechen geübt haben und dass dem Sprechwunder ein Hörwunder korrespondiert hat. Es wurde dann nicht nur den Aposteln eingegeben, was sie sprechen sollten, es wurde auch den Hörenden eingegeben, was sie vernahmen sollten. Über dem Zungenreden jedenfalls steht die Gabe der Prophetie. Die Getauften wur-

den vielfach prophetisch begabt. Als Paulus in Ephesus den Getauften die Hände auflegte, da redeten sie in Sprachen und prophetisch – prophetisch! Ein von Jerusalem nach Antiochien gesandter Prophet namens Agabus kündete durch den Geist eine große Hungersnot an. Sie traf ein im Jahre 47 unter Kaiser Claudius. Derselbe Prophet Agabus nahm in Caesarea einen Gürtel und band sich Füße und Hände und sprach: „So spricht der Heilige Geist: Den Mann, dem dieser Gürtel gehört, werden in Jerusalem die Heiden so binden und in die Hände der Heiden ausliefern.“ Damit war das Schicksal des Paulus vorgezeichnet. Der Geist wird an die Glaubenden vermittelt durch die Handauflegung der Apostel. Handauflegung und Gebet geben ihnen den Geist. Der Glaube erkennt in diesem Gestus die Spendung des Sakramentes der Firmung. In Samaria fanden Petrus und Johannes schon Getaufte vor. Sie legten ihnen die Hände auf und sie empfingen den Heiligen Geist. Das Wirken des Geistes zeigt sich auch in der Führung der Mission. Mission erfolgt nicht aus menschlicher Berechnung, sondern unter dem Antrieb des Geistes. Der Diakon Philippus begegnete dem äthiopischen Kämmerer. Da sprach der Geist zu ihm: „Schließe dich an und steige auf in seinen Wagen.“ Er tat es, und Philippus bekehrte den Kämmerer. In der Gemeinde zu Antiochien war es der Geist, der anregte, Barnabas und Paulus für das Werk der Mission auszusenden. Und der Geist führte sie nach Zypern.

Das Wirken des Geistes in den Gläubigen offenbart sich auch in ihrem Zeugnis für Christus. Die Apostel wurden vor den Hohen Rat geführt. Sie sollten sich verantworten wegen der Predigt von der Auferstehung Jesu. Petrus, der schlichte Fischer aus Galiläa, trat mutig vor die Obrigkeit, „erfüllt vom Heiligen Geist“, wie die Apostelgeschichte schreibt, und bekannte sich zum auferstandenen Herrn. Wenig später kam er noch einmal vor dieses Tribunal. Und er wiederholte sein Bekenntnis: „Wir sind Zeugen für diese Dinge wie auch der Heilige Geist, den Gott denen gegeben hat, die ihm gehorchen.“ Die Kraft des Geistes zeigt sich auch in den weittragenden Entscheidungen, vor welche die junge Kirche gestellt war. Eine der wichtigsten Fragen war: Dürfen wir auch Nichtjuden, Heiden das Heil Christi vermitteln? Soll das Evangelium auch ihnen verkündet werden? Und wenn sie es annehmen: Dürfen wir sie in die Gemeinde Christi aufnehmen? Diese schwere Frage wurde gelöst durch den Heiligen Geist. Es geschahen Ereignisse, die den Aposteln zeigten: Das Heil des Evangeliums ist für alle Menschen ohne Ausnahme bestimmt. Die Führung des Geistes zeigt sich vor allem in Petrus. Er wurde nach Caesarea gerufen, vom Heiligen Geist, und dort hatte er eine Vision, die ihm zeigte, dass die Heiden nicht unrein seien, sondern, genauso wie die Juden, zum Heil berufen. Er selber führte die Entscheidung, die Heiden in das Christentum zu führen, auf die Einwirkung des Geistes zurück. Den Höhepunkt erreichte das Wirken des Geistes in dem so genannten Apostelkonzil. Die Apostel kamen nämlich zusammen in Jerusalem und überlegten, was geschehen soll mit dem Alten Bunde, mit dem Alten Testamente. Ja, ist das Alte Testament auch den Heiden aufzuerlegen? Auf diesem Apostelkonzil wurde die Entscheidung gefällt: Das Alte Testament ist überholt. Die Heiden brauchen sich nicht an die zahlreichen (zeremoniellen) Gesetze des Alten Testaments zu halten. Und sie begründeten die Entscheidung damit: „Es hat uns und dem Heiligen Geiste gefallen.“ Das Wirken des Geistes zeigt sich auch in der Einsetzung der Gemeindevorsteher. In Milet hatte Paulus die Bischöfe versammelt zu einer Abschiedsbesprechung, und da beteuerte er ihnen, dass der Heilige Geist sie eingesetzt hat. Er will damit nicht bestreiten, dass Menschen bei der Auswahl der kirchlichen Vorsteher beteiligt sind. Aber ihre Vollmacht führt er auf die Mitteilung durch den Heiligen Geist zurück: Die Menschen wählen aus, und Gott gibt die Kraft der Betätigung.

Nicht alle Anstöße und Wirkungen des Geistes in der Zeit der entstehenden Christengemeinde sind bis heute zu beobachten. Die Glossolie, das Zungenreden, ist erloschen. Es gibt zwar immer wieder Sekten wie die „Pfungstler“, die versuchen, dem Zungenreden neuen Raum zu schaffen, sie veranstalten Versammlungen, in denen ekstatische Laute ausgestoßen werden. Aber das alles wirkt gekünstelt und nicht überzeugend als Wirkung des Heiligen Geistes. Manche Erscheinungen waren eben nur für den Anfang des Christentums bestimmt. Aber sehr viele Wirkungen des Geistes haben sich erhalten bis heute. Denken wir an die Prophetie. Es gibt auch heute Männer, Frauen, ja Kinder, die prophetisch reden. Die Prophetie von Fatima ist von der Kirche feierlich anerkannt worden. Viele Wirkungen des Geistes sind institutionalisiert, also mit kirchlichen Einrichtungen verbunden, vor allem in den Sakramenten. In den Sakramenten der Firmung und der Priesterweihe wird den Empfängern, die richtig disponiert sind, mit Sicherheit die Gabe des Heiligen Geistes vermittelt. In der Fir-

mung werden die Firmlinge mit Kraft aus der Höhe ausgerüstet zum Zeugnis für Christus. In der Priesterweihe werden die Kandidaten Christus verähnlicht, um sich von ihm als Werkzeuge gebrauchen zu lassen. In jeder heiligen Messe ruft der Priester auf die Opfertgaben – Brot und Wein – den Heiligen Geist herab: „Komm, Heiligmacher, allmächtiger ewiger Gott, und segne dieses Opfer, das deinem heiligen Namen bereitet ist.“ Nicht der Priester wandelt die Gaben, sondern der Heilige Geist wandelt sie durch das werkzeugliche Handeln des Priesters. Der Geist zeigt seine Lebendigkeit auch im Leben der Kirche, meine lieben Freunde. Ich denke an die wunderbaren Menschen, die im erwachsenen Alter zur Kirche finden, an unsere Konvertiten. Wer in dem gegenwärtigen Zustand der Kirche sich entschließt, sich dieser Kirche anzuschließen, der ist unweigerlich geführt vom Heiligen Geiste! Der Geist lebt in den Jugendlichen, die sich entschließen, Gott und den Menschen in jungfräulichem Stande zu dienen. Die Psychologie reicht nicht aus, um die hochherzigen Entschlüsse, sein Leben zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen aufzuwenden, zu erklären. Es ist die Kraft von oben, es ist das Wirken des Geistes, das sie veranlasst, sich selbst zu überschreiten. Meine lieben Freunde, der Herr hat verheißen: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück. Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Helfer geben, der immerfort bei euch bleibt.“ Der Herr hat seine Verheißung erfüllt. Der Geist ist gekommen und bei uns geblieben. Er wirkt im Einzelnen und er wirkt in der Gemeinschaft der Gläubigen. Der Pfingsttag, meine lieben Freunde, kennt keinen Abend, weil seine Sonne, der Heilige Geist, keinen Untergang kennt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Wirken des Heiligen Geistes (3)

Das Wirken des Geistes nach dem Apostel Paulus

09.06.2014 (Pfingstmontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Lehre über den Heiligen Geist aus den Heiligen Schriften zu erheben. Gestern haben wir anhand der drei synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte zu erklären versucht, was der Heilige Geist wirkt, um dadurch zu erkennen, was er ist. Heute wollen wir das gleiche versuchen anhand der Lehre des heiligen Apostels Paulus.

Paulus ist recht eigentlich der Lehrer des Heiligen Geistes. Seine Schriften quellen gleichsam über von Äußerungen über das Wirken und die Macht des Geistes. Schon bei der Konstituierung der christlichen Gemeinde ist der Geist am Werke. „Durch einen Geist sind wir alle zu einem Leibe getauft: ob Juden oder Griechen, ob Knechte oder Freie. Und alle sind wir mit einem Geiste getränkt.“ Die gleiche Begabung mit dem Heiligen Geist fügt die Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Standes zu einer Einheit zusammen. Die Gemeinde in Korinth nennt der Apostel Paulus einen „Brief Christi, besorgt von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes“. Die Kirche ist ein heiliger Tempel im Herrn, eine Wohnung Gottes im Geiste. Die Erlösten sind eins, ein Leib, ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Den Christen macht es recht eigentlich aus, dass er Geistträger ist. Durch den Glauben empfangen die Christen den Geist. Und das ist für Paulus immer eine Gelegenheit, auf den Gegensatz zwischen Geist und Fleisch hinzuweisen. Was Geist ist, wissen wir: Das ist die dritte Person in Gott. Das ist die Gabe, die Gott uns verleiht. Doch was versteht er unter „Fleisch“? Mit Fleisch meint er den unerlösten Menschen. Den Menschen, der Sklave seiner Triebe ist, den Menschen ohne Gott und ohne Geist. Fleisch ist der Gegensatz zum Geist. Und das ist eben die Großtat der Geistausgießung: Der Geist hat uns befreit vom Gesetze des Fleisches. „Das Trachten des Fleisches“, sagt Paulus, „ist Tod. Das Trachten des Geistes ist Leben und Frieden.“ Gott hat die Apostel befähigt, Diener des Geistes – nicht des Buchstabens – zu werden. „Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.“ So drückt Paulus aus, dass das Alte vergangen ist und dass Neues geworden ist. Die Christen stehen nicht mehr unter dem alttestamentlichen Gesetz, soweit es ein Ritualgesetz war. Sie stehen unter dem Gesetz des Geistes, der sie treibt, das, was das Gesetz von außen an sie herantrug, aus dem Inneren zu tun. Die Beziehung des Christen zum Geist ist nicht bloß eine psychologische, sondern der Geist ist das ontische, also das seinshafte Fundament der christlichen Existenz. „Ihr wurdet abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste des einen Gottes.“ Deswegen spricht Paulus von einer „neuen Schöpfung“. Er vergleicht das Geschehen der Geistbegabung mit einer Schöpfung. Die erste Schöpfung brachte den Menschen im Fleische hervor, die zweite Schöpfung bringt den Christen im Geiste hervor. Gott ist es, der die Christen besiegelt und das Angeld des Geistes in ihre Herzen gegeben hat. Das ist ein wichtiges Wort, meine lieben Freunde: Angeld, griechisch „arrabon“. Das Wort stammt aus dem Handelsrecht. Angeld besagt die Anzahlung, die einen Teil der Gesamtschuld vorwegnimmt und den Rechtsanspruch bestätigt. Das Angeld ist eine Leistung, durch die sich einer dem anderen zur vollen, weiteren Leistung verpflichtet. Und so bezeichnet Paulus den Geist als das Angeld Gottes. Er ist das Angeld – also die Anzahlung – für den vollen Heilsbesitz, den wir erleben werden, wenn wir in

den Himmel eingehen. So sicher, wie Gott die Gabe des Geistes geschenkt hat, so sicher wird er die vollendete Herrlichkeit gewähren. Ein wunderbares Wort das Wort vom Angeld. Der Geist führt eine geheimnisvolle Inexistenz in den Gläubigen. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben wurde. Ihr seid nicht im Fleische, ihr Geistbegabten, sondern im Geiste, vorausgesetzt, dass der Geist in euch wohnt.“ Paulus fragt die Gemeinde in Korinth, also diese Sklaven, Fischhändler und Handelsherren, er fragt sie: „Wisst ihr nicht, dass ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt, den ihr von Gott habt?“ Die Christen sind eine Wohnung Gottes im Geiste. Gott gibt den Christen seinen Geist, auf dass er in ihnen bleibe und verharre. All ihr geistliches Tun vollzieht sich im Heiligen Geiste. Sie dienen Gott in der Neuheit des Geistes und nicht im Veraltetsein des Buchstabens des alten Gesetzes. Die Normen ihres Verhaltens gibt ihnen der Heilige Geist. Sie brauchen keine Böcke und Stiere mehr zu opfern; es ist nicht notwendig, dass sie bestimmte Speisen vermeiden. Nein, nein, das alles ist abgetan. Das neue Gesetz ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste. Selbstverständlich geschieht auch das Gebet der Christen im Heiligen Geiste. „Betet zu jeder Zeit unter Anrufung im Geiste.“

Der Geist heiligt die Glaubenden. Gott hat die Christen berufen nicht zur Unlauterkeit, sondern zur Heiligung. Die Christen sind von Gott erwählt zum Heil in der Heiligung des Geistes und im Glauben an die Wahrheit. Deswegen spricht Paulus ganz unbefangen von den Christen als den Heiligen. Die Heiden, die zum Christentum gefunden haben, sind eine Gott wohlgefällige Opfergabe, geheiligt im Heiligen Geist. Der Geist macht den Gläubigen ihre Gotteskindschaft bewusst. Wodurch? Indem er sie rufen lässt: „Abba, lieber Vater!“ Wenn Gott Vater ist, sind sie seine Kinder. Alle, die vom Geiste Gottes geleitet werden, sind Kinder Gottes. Ein wunderbares Wort, meine lieben Freunde, das ich noch einmal wiederhole: Alle, die vom Geiste Gottes geleitet werden, sind Kinder Gottes. Die Christen haben den Geist der Kindschaft empfangen, indem sie rufen: „Abba, lieber Vater!“ Die Christen sind Söhne und Töchter Gottes. Er hat ja den Geist seines Sohnes in ihre Herzen gesandt, der ruft: „Abba, lieber Vater!“ Im Geiste haben sie Zugang zum Vater. Die Geistbegabung der Gläubigen zeigt sich auch in den Charismen, in den Gnadengaben. Und der heilige Paulus zählt viele Charismen auf. Wir besitzen die Gaben entsprechend der verschiedenen Gnade: Der eine hat die Prophetengabe, der andere ein Amt, einer ist Lehrer, ein anderer Prediger. „Wer gibt, der gebe mit Einfalt; wer Vorsteher ist, habe Eifer; wer Barmherzigkeit übt, der tue es mit Frohsinn.“ Und dann kommen noch viele weitere Gnadengaben. Dem einen wird der Geist das Wort der Weisheit verleihen, dem anderen das Wort der Erkenntnis, einem dritten den Glauben in demselben Geist, einem vierten machtvoll wirkende Kräfte, einem anderen die Prophetengabe, wieder einem anderen die Unterscheidung der Geister. Das alles wirkt ein und derselbe Geist.

Es gibt aber auch einen falschen Geist, und Paulus warnt vor ihm. Er fordert seine Gemeinden zur Wachsamkeit auf. Der falsche Geist verkehrt nämlich die Verkündigung des Evangeliums. Paulus hatte die Wiederkunft Christi verkündet, ein Dogma katholischen, christlichen Glaubens, aber er hatte ebenso hinzugefügt: „Tag und Stunde sind ungewiss. Wir wissen es nicht, wann die Stunde Gottes schlägt.“ Und jetzt waren in Saloniki Männer aufgetreten, die sagen: „Der Tag des Herrn steht unmittelbar bevor. Er kommt jetzt.“ Dagegen nimmt Paulus Stellung. Das ist für ihn ein falscher Geist, der so etwas sagt. Die Leute mit dem falschen Geist verdrehen die Verkündigung des Apostels. Und er warnt, er warnt die Korinther, dass sie einen anderen Geist empfangen als den, den sie bei der Christwerdung erhalten haben. Im Schreiben an die Gemeinde von Ephesus spricht er von den Kindern des Ungehorsams, in denen der Geist des Ungehorsams wirksam ist. Deswegen, weil es einen falschen Geist gibt, ist die Unterscheidung der Geister gefragt. Die Fähigkeit, die Geister – also den wahren Geist und die falschen Geister – zu unterscheiden, die Fähigkeit die Geister zu unterscheiden hat jeder Geistträger. Sie ist eine Gabe Gottes und sie besteht darin, zu beurteilen, ob aus einem Menschen der Geist Gottes oder ein Dämon spricht. Es gibt den Geist der Wahrheit und den Geist der Lüge. Wer den Heiligen Geist besitzt, der hat auch wurzelhaft die Fähigkeit, instinkthaft gleichsam zu erkennen, was gläubig und ungläubig ist. Der heilige Clemens Hofbauer in Wien sprach von der „katholischen Nase“. Damit meint er dasselbe wie die Gabe der Unterscheidung der Geister. Man kann gleichsam riechen, ob ein Verkündiger Gottes Wort verkündet oder sich selbst. Das maßgebende Kriterium ist

der rechte, mit dem überlieferten Bekenntnis übereinstimmende Glaube. „Niemand, der im Geiste redet, sagt: Jesus sei verflucht. Und keiner kann sagen: Jesus ist Herr, außer im Heiligen Geiste.“ Hier hat er also an einem Beispiel gezeigt, wie die Unterscheidung der Geister zu handhaben ist. Heute könnte man ergänzen: Niemand, der im Geiste redet, nennt Jesus den „charmanten Tischler“ – den charmanten Tischler, so schreibt einer über Jesus. Und niemand, der im Geiste redet, sagt, Jesus sei der Sachwalter Gottes wie Hans Küng. Sachwalter Gottes sind viele gewesen, das sind wir auch. Damit wird die Einzigartigkeit Christi total verkannt!

Der Geist ist das eigentliche Offenbarungsorgan Gottes. Er verkündet in der Missionspredigt Gottes verborgene Weisheit und seine Tiefen. Er schenkt Weisheit und Einsicht in die Offenbarungsinhalte. Der Geist ist selbst an der Formulierung der Offenbarung beteiligt. Der Geist schließt auch den Sinn der Schrift auf. Deswegen kann auch nur der die Bibel verstehen, der sie im Heiligen Geiste liest. Für wen die Heilige Schrift ein Buch ist wie jedes andere, der verfehlt die Offenbarung Gottes. Und das ist eben – ich möchte sagen seit etwa 150 Jahren – im Protestantismus weitgehend der Fall. Die meisten protestantischen Theologen lesen die Schrift wie jedes andere Buch. Es ist ihnen nicht die beurkundete Offenbarung, sondern ein Zeugnis altorientalischer Frömmigkeit. Nur wo der Geist ist, wird die Wahrheit der Heiligen Schrift aufgeschlossen.

Der Geist ist auch die eschatologische Segensgabe, also das Gut, das den Anbruch der letzten Zeit ankündigt. „Wohnt aber der Geist dessen, der Jesus auferweckt hat von den Toten, in euch, so wird er, der Christus Jesus erweckt hat von den Toten, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen kraft des in euch wohnenden Geistes.“ Die Christen haben die Erstlingsgabe des Geistes. Hier führt Paulus noch einen anderen Begriff ein. Die Erstlingsgabe ist das Opfer, das man am Anfang darbringt, aber dem folgen andere nach. Und so ist die Geistbegabung die Erstlingsgabe Gottes, der weitere Geschenke folgen, vor allen Dingen die vollendete Seligkeit. Der Geist ist die Erstlingsgabe, d.h. die Begabung mit ihm ist der Anfang; das Ende ist der Einzug in die vollendete Herrlichkeit. Die Vollerfüllung steht also trotz des Geistes noch aus.

Paulus schildert den Geist auch als Geist der Freiheit. Freiheit ist ein schönes Wort, meine lieben Freunde, es ist aber auch ein gefährliches Wort. Der Geist befreit einmal „von der Decke, die noch auf den Augen der Juden liegt“. Was ist damit gemeint? Die Juden verstehen nicht, dass das Alte Testament die Vorbereitung des Neuen ist. Sie begreifen nicht, dass die Voraussagungen des Alten Bundes im Neuen eingetroffen sind. Sie warten immer noch auf den Messias und begreifen nicht, dass er schon gekommen ist. Das ist die Decke, von der Paulus spricht, die auf ihren Augen liegt. Der Geist befreit weiter von der Herrschaft der Sünde. Die im Geiste leben, sind zumindest befähigt, ohne Sünde zu leben. Die Kraft des Geistes bewahrt sie vor der Sünde und schenkt ihnen die Freiheit vom Trieb, von der Leidenschaft, von der Begierde. Und wer nicht sündigt, der entgeht auch dem Tode, deswegen befreit der Geist auch vom Tode. Wenn er den Menschen von der Sünde befreit hat, dann wird er ihn auch vom ewigen Tode befreien. Freilich darf man die Freiheit des Geistes nicht zum Anlass für das Fleisch nehmen. Man darf also nicht wieder zurückfallen in den Zustand des Fleisches: der Unerlöstheit, der Triebhaftigkeit. Vielmehr soll der Christ sich in seiner sittlichen Existenz vom Geiste leiten lassen. Er soll die Früchte des Geistes erbringen. Und deswegen ergeht die Aufforderung an die Christen: „Wandelt im Geiste. Wenn ihr im Geiste lebt, müsst ihr auch im Geiste wandeln.“ Auf den Indikativ folgt der Imperativ. „Ihr lebt im Geiste“ – das ist der Indikativ. Aber dann folgt der Imperativ: „dann müsst ihr auch im Geiste wandeln“. „Die nach dem Fleische leben, trachten nach dem, was des Fleisches ist; die aber nach dem Geiste leben, trachten nach dem, was des Geistes ist. Wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Werke des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“ Meine lieben Freunde, wir sind überzeugt – und diese Überzeugung ist begründet –, dass wir Träger des Heiligen Geistes sind. Wir kennen ihn, wir wissen, dass er uns antreibt, dass er in uns lebt, dass er uns bewegt. Wenn wir im Geiste leben, dann lasset uns auch im Geiste wandeln. Im Geiste wandeln heißt: Die Werke des Fleisches töten. Wenn wir dies tun, bezeugen wir, dass wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, dann auch Erben. Erben Gottes und Miterben Christi, mit dem wir leiden und mit dem wir auch verherrlicht werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Altarsakrament (1)

Die Transsubstantiation

19.06.2014 (Fronleichnam)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des heiligen Fronleichnam Versammelt!

Das eucharistische Opfer wird auf dem Altar gefeiert. Und seine Frucht, der Leib des Herrn, wurde bis vor wenigen Jahren auf dem Altar aufbewahrt. Deswegen heißt dieses Sakrament Altarsakrament. Die grundlegende Wahrheit, die das Altarsakrament betrifft, wird ausgedrückt in dem Worte: Transsubstantiation – zu Deutsch: Wesensverwandlung. Dieser Ausdruck besagt, dass Gott kraft der vom Priester vorgenommenen Konsekration die ganze Substanz des Brotes in den Leib des Herrn und die ganze Substanz des Weines in das Blut des Herrn verwandelt. Diese Wahrheit wurde gegen die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts vom Konzil von Trient bleibend gültig verkündet. Die Transsubstantiation ist die einzige sachgemäße Bezeichnung für das, was der Herr selbst beim letzten Abendmahl getan hat. Was er in seine Hände nahm, das war Brot und Wein; was er seinen Jüngern gab, das war sein Leib und sein Blut. Brot und Wein hatten also eine tiefgehende Veränderung erfahren. Die Transsubstantiation ist eine Verwandlung. Die Verwandlung ist der Übergang von einer Sache in eine andere. Sie hat einen Ausgangspunkt, der aufhört, und einen Zielpunkt, der anfängt zu sein. Die Substanz des Brotes und des Weines hört auf, weil der Leib und das Blut an ihre Stelle treten. Die Gestalten von Brot und Wein bleiben erhalten. Der Name Transsubstantiation ist unentbehrlich, weil das Geschehen der heiligen Messe weder in der Natur noch in der übernatürlichen Ordnung eine Entsprechung hat; es ist einzigartig. Das Wort Transsubstantiation ist nun wegen seiner Eindeutigkeit bei den Falschlehrern unserer Zeit verhasst. Der Katechismus „Grundriss des Glaubens“ vermeidet dieses Wort, obwohl er viele andere Fremdworte gebraucht. Der holländische Katechismus schreibt zu dem entscheidenden Vorgang in der heiligen Messe: „Das Brot ist für uns zur Person Jesu geworden“ – „für uns“, also nicht an sich und unabhängig von uns. In Holland wurden für das Geschehen der heiligen Messe die fatalen Begriffe Transsignifikation und Transfinalisation eingeführt. Danach erhalten Brot und Wein in der heiligen Messe eine neue Bedeutung und einen neuen Zweck, aber sie bleiben, was sie waren. Die Falschlehrer erklären ihre Meinung wie folgt: Man nimmt ein Stück Tuch, eine Textilie, und befestigt dieses Tuch an einer Fahnenstange. Dadurch wird es zu einer Fahne. Die Textilie, das Tuch, bleibt, was es vorher war, aber es enthält einen neuen Sinn. Oder sie vergleichen es mit einem Marmorblock. Der wird behauen vom Bildhauer, dieser meißelt daraus eine Statue. Also der Marmor hat eine neue Bedeutung bekommen, aber er bleibt, was er war. Sie erkennen, dass diese Ansicht eine totale Verfälschung des eucharistischen Glaubens ist! Kein Wunder, dass der holländische Katholizismus völlig zusammengebrochen ist. Tausende von Priestern haben ihren Beruf aufgegeben! In Holland gab es vor der großen Katastrophe 70% Gottesdienstbesucher am Sonntag, jetzt sind es noch 10. Der Begriff der eucharistischen Wesensverwandlung ist unaufgebbar. Die Gestalten von Brot und Wein bekommen ja nur deswegen eine neue Bedeutung, einen neuen Zweck, weil sie seismäßig verändert werden. Der neue Zweck und die neue Bedeutung hängen am veränderten Sein. Es ist richtig beobachtet worden, dass gewisse Formulierungen – Neuformulierungen – im Gebetbuch „Gotteslob“ in die Nähe der Impanationslehre Luthers geraten. Luther vertrat die so genannte Impa-

nationslehre, d.h. nach ihm – er hat ja die Transsubstantiation abgelehnt – nach ihm bleiben die Substanzen von Brot und Wein erhalten, daneben treten Leib und Blut des Herrn. Keine Veränderung von Brot und Wein. Das wird auch in manchen Neuformulierungen der Lieder des „Gotteslobes“ mehr oder weniger ausgedrückt. In dem Lied „O heiliger Leib des Herrn“ da heißt es: „Im Mahl von Brot und Wein: du willst uns Speise sein.“ In dem Liede „Das Geheimnis läßt uns künden“ heißt es: „... gab in Brot und Wein zur Speise sich der Herr den Seinen dar.“ Und in dem anderen Liede „Laß dein Lob zum Himmel dringen“ heißt es: „Er ist uns im Brot gegeben.“ Man wird sagen können, dass hier eine gefährliche Nähe zur protestantischen Falschauffassung der Eucharistie vorliegt. Es berührt eigenartig, meine lieben Freunde, dass das Zweite Vatikanische Konzil, das Zehntausende von Worten verwendet hat, das Wort Transsubstantiation nicht kennt. Der Papst Paul VI. hat diesen Mangel gespürt. Er hat deswegen in der Enzyklika „Mysterium fidei“ vom 3. September 1965 eindeutig erklärt: „In der heiligen Messe geschieht eine ganz wunderbare und einzigartige Verwandlung, welche die katholische Kirche passend Transsubstantiation nennt.“ Er hat auch im „Credo des Gottesvolkes“ bekannt: „Wir glauben, dass Brot und Wein, wenn sie vom Priester konsekriert werden, in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden.“ Die Bestreitung, die Bezweiflung oder die Leugnung der Transsubstantiation durch heutige Theologen hat eine furchtbare Wirkung. Bei einem Großteil des Welt- und Ordensklerus ist der Glaube an die Wesensverwandlung zusammengebrochen! Man braucht sich nicht zu wundern, dass Priester die unantastbaren Worte der Konsekration mit selbst erfundenen Sätzen vertauschen. Einer hat die Formel gebraucht: „Das ist mein Leben, das für euch zerbrochen wird.“ Nichts war mehr geeignet und passender das Geheimnis der Altäre zum Ausdruck zu bringen als die bis vor wenigen Jahrzehnten übliche Weise des Empfangs der heiligen Kommunion. Wer kniend und in den Mund die heilige Kommunion empfängt, der setzt das tiefste Zeichen der Verehrung, der Anbetung, das wir Menschen zur Verfügung haben. Wenn wir katholisch bleiben wollen, dann müssen wir an Wort und Sache Transsubstantiation – Wesensverwandlung – festhalten. Bei diesem zentralen Vorgang der heiligen Messe findet durch die Allmacht Gottes in der nicht erfahrbaren Tiefe der Gestalten Brot und Wein eine Veränderung statt, die als eine Neuschöpfung zu verstehen ist. Wie Gott am Anfang das Weltall aus nichts erschaffen hat, so wird Christus im Altarsakrament durch die von Gott vorgenommene Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in seinen Leib und der ganzen Substanz des Weines in sein Blut gegenwärtig, wobei der Priester lediglich als Werkzeug dient. Wir beten und singen mit Recht, und wir wollen es immer tun, meine lieben Freunde:

Und das Wort, das Fleisch geworden,
schafft durchs Wort aus Brot und Wein
Fleisch und Blut zur Opferspeise,
sieht es auch der Sinn nicht ein.
Es genügt dem reinen Herzen,
was ihm sagt der Glaub allein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Altarsakrament (2)

Die wirkliche Gegenwart des Herrn

22.06.2014 (Fronleichnam)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Donnerstag, am Fest Fronleichnam, haben wir versucht, uns das Geheimnis vor Augen zu führen, das in dem lateinischen Worte Transsubstantiation beschlossen ist. Die deutsche Übersetzung Wesensverwandlung trifft genau den Sinn dieses Wortes. Es will aussagen, dass in einer geheimnisvollen, nicht empirisch erfahrbaren Tiefe eine Veränderung in den Gestalten von Brot und Wein vor sich geht, die als eine Wesensveränderung der Substanz, also des Kerns eines Seienden, ausgewiesen ist. Transsubstantiation ist ein geheiligtes Wort, sein Inhalt ist ein Dogma, ein Glaubenssatz der Kirche. Die Transsubstantiation begründet die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi, seiner Seele und des göttlichen LOGOS unter den Gestalten von Brot und Wein. Lateinisch wird dieser Vorgang als Realpräsenz bezeichnet. Real, das bedeutet wirklich, und Präsenz bedeutet Gegenwart – wirkliche Gegenwart von Leib und Blut des Herrn. Als im 16. Jahrhundert Glaubensneuerer aufstanden und mit anderen Wahrheiten auch die Wahrheit der Wesensverwandlung leugneten, hat das Konzil von Trient dagegen Stellung genommen und erklärt, dass in dem Altarsakrament „wahrhaft, wirklich und wesentlich Leib und Blut, Seele und Gottheit unseres Herrn Jesus Christus und folglich der ganze Christus zugegen sind“. Das ist das Geheimnis unserer Altäre, der größte Schatz der Kirche und das höchste Gut des katholischen Christen. Die drei Adverbien: wahrhaft, wirklich, wesentlich sind nicht willkürlich gewählt, sondern mit Absicht. Sie richten sich gegen falsche Ansichten der Glaubensneuerer. Zwingli, in der Schweiz, erklärte: „Das Brot ist bloßes Zeichen des Leibes Christi. Es weist symbolisch auf den Leib Christi hin, aber der Leib Christi ist nicht vorhanden.“ Dagegen sagt das Konzil von Trient: „Wahrhaft“, nicht bloß als Zeichen, ist Christus gegenwärtig, wahrhaft, also mit seinem echten Leibe, mit seinem echten Blute. Der wahre Leib des Herrn ist gegenwärtig. Ökolampad, ein anderer Irrlehrer, erklärte: „Die Eucharistie ist ein Bild des Leibes Christi“ – ein Bild, also eine Abbildung, eine Reproduktion. Dagegen sagt das Konzil von Trient: „Wirklich“, nicht bloß bildhaft, wirklich, tatsächlich ist der Leib Christi vorhanden. Der Dritte, Calvin, lehrte: „In der Eucharistie ist eine Kraft des Leibes Christi. Der Kraft nach ist Jesus zugegen im Augenblick des Genusses.“ Dagegen erklärt das Konzil von Trient: „Wesentlich“, nicht bloß eine Kraft, sondern der Kraftträger ist anwesend: Jesus Christus, nicht bloß seine Ausstrahlung, sondern er selbst. Das ist die katholische Lehre vom Leibe Christi, der in der Eucharistie wirklich gegenwärtig ist. Diese Lehre, meine lieben Freunde, ist heute in unerhörter Weise bedroht. Es ist ja nur konsequent: Wenn man keine Transsubstantiation bekennt, kann man auch keine Realpräsenz bekennen. Das „Neue Glaubensbuch“, das in Deutschland in Gebrauch ist, verflüchtigt die Gegenwart Christi, indem es zu einer bloßen Anwesenheit im Geiste, nicht zu einer Gegenwart des Leibes Christi kommt. Aber gerade darauf kommt es an. Der Geist Christi ist überall gegenwärtig, aber im eucharistischen Opfersakrament ist der Leib Christi anwesend. Ein Theologe namens Sartory schreibt: „Die Gegenwärtigkeit Christi im Altarsakrament besagt eine Verdichtung der kommunikativen Kraft“ – eine Verdichtung der kommunikativen Kraft, d.h. aus einem metaphysischen Geschehen wird ein soziologischer Vorgang mit religiöser Tönung,

eine irgendwie geartete Verbindung mit Christus, aber nicht durch die Gegenwart seines Leibes. Der Kirche geht es im Altarsakrament zuoberst und zuerst um Leib und Blut, nicht zuerst um die Gestalten, so unentbehrlich diese für die Realpräsenz sind. Es ist deswegen befremdlich, wenn in der heutigen Weise, vom Altarsakrament zu sprechen, nur noch vom eucharistischen Brot die Rede ist. Denn was hier „Brot“ genannt wird, ist ja nach der Wandlung lediglich die Hülle für die entscheidende Wirklichkeit des Leibes und Blutes des Herrn, seiner verklärten Leiblichkeit und seines verklärten Blutes – selbstverständlich. In dieser Wortverbindung: eucharistisches Brot oder auch heiliges Brot wird das, was Nebensache ist, nämlich die Gestalten, durch das Hauptwort ausgedrückt und das, was die Hauptsache ist, nämlich Leib und Blut Christi, durch das Adjektiv. In dieser Ausdrucksweise liegt eine große Gefahr. Denn allein schon vom sprachlichen Ausdruck liegt die Betonung gewöhnlich auf dem Hauptwort und nicht auf dem Adjektiv. Das Adjektiv, das ja das Wesen, die neue, veränderte Wirklichkeit anzeigen soll, läuft gewissermaßen mit und wird unter Umständen ganz ausgelassen. Ein Günter Weber hat in seinem Religionsbuch für das, was wir gläubig Transsubstantiation und Realpräsenz nennen, die Worte gefunden: „Wenn die Christen ihr Mahl mit Jesus halten, gehen sie zum Altar. Der Priester reicht ihnen ein Stückchen Brot. Sie essen das Brot.“ In solchen Wendungen begegnen unsere Kinder dem geheiligten Geheimnis der Eucharistie. Mit einem solchen Unterricht sollen sie für den Empfang des eucharistischen Opfersakramentes vorbereitet werden. Es gibt Handreichungen für die Erstkommunion, in denen der katholische Glaube nicht wiederzuerkennen ist. In Münster lebte bis vor wenigen Jahren ein gelehrter Indologe, also ein Professor für Indien, Hacker mit Namen. Dieser Indologe hat zum katholischen Glauben gefunden und hat sich als ein Verteidiger dieses Glaubens jahrelang bewährt. Paul Hacker hat einen instruktiven Aufsatz geschrieben mit der Überschrift: „Zur Vernichtung des Messopfer- und Altarsakramentglaubens insbesondere bei den Kindern“, wo er lauter Beispiele für diese Vernichtung aufführt. Man kann sich der Folgen dieser Verunstaltung nur mit Schmerz erinnern. Die junge Generation wächst in der Vorstellung heran, in der Eucharistiefeier werde ihr heiliges Brot ausgeteilt, in dem Christus seine Liebe teilen will. Es ist klar, dass das Brot bald uninteressant wird, denn Christi Liebe erfahren wir auch im Sonnenschein oder im Regen. Heilig ist auch das Brot, das wir zuhause genießen, denn es stammt von Gott. Es ist eine Gabe Gottes. Mir sagte einmal ein Handwerker: „Wegen Brot gehe ich nicht in die Kirche; Brot haben wir auch zuhause.“ Wenn im Tabernakel lediglich heiliges Brot sich befindet, dann ist nicht einzusehen, weshalb sich Gläubige vor dem Tabernakel in Anbetung und stiller Zwiesprache einfinden sollen. Wir alle wissen, dass der Herr im Tabernakel seit Menschengedenken nicht so verlassen war wie seit der so genannten Liturgiereform.

Wenn sich der Angriff des Unglaubens auch in erster Linie gegen den Inhalt des Altarsakramentes richtet, bleiben die Gestalten davon doch nicht unberührt. Denn die Gestalten sind nicht unwichtig, in ihnen birgt sich ja der Herr. Ein Beispiel für diese Umkehrung – auch der Bedeutung der Gestalten – zeigt sich in der Ersetzung des Wortes Gestalt durch das Wort Zeichen. Der wunderbare Hymnus „Adoro te devote“ des Thomas von Aquin spricht von der Verborgenheit Gottes unter den heiligen Gestalten – lateinisch: *figuris*. Die Übersetzung im Gotteslob macht daraus „Zeichen“. Im lateinischen Text des „Pange lingua“ wird das Wort Sakrament im „Gotteslob“ mit Zeichen übersetzt. Ist dieser Vorgang gewichtig? O ja, meine lieben Freunde, denn zwischen Gestalt und Zeichen bestehen gewaltige Unterschiede. Gestalt ist die eine Wirklichkeit bergende Form oder Hülle; Zeichen dagegen ist ein auf eine nicht enthaltene Wirklichkeit verweisendes Symbol. In der Ersetzung des Wortes Gestalt durch Zeichen vollzieht sich verbal eine Entleerung des eucharistischen Sakramentes. Überhaupt zeigt das Gebetbuch „Gotteslob“ viele Merkwürdigkeiten bezüglich des Altarsakramentes. In dem Lied „Jesus, du bist hier zugegen“ hieß es früher: „Gib uns deinen milden Segen in dem heiligen Sakrament“. Das „Gotteslob“ macht daraus: „Stärke uns mit deinem Segen durch das heilige Sakrament“. „In“ und „durch“ sind sehr verschiedene Partikel. In dem Lied „Du Heil der Welt, Herr Jesus Christ“ heißt es in der 4. Strophe: „Wer dich genießt in dieser Zeit, wird leben in der Ewigkeit“. Daraus macht das „Gotteslob“: „Wer die genießt in dieser Zeit, wird leben in der Ewigkeit“. „Die“ geht auf die Liebe Jesu, also nicht auf den Leib und das Blut Christi, sondern auf seine Liebe, auf seine Haltung gegen uns. Das katholische Deutschland bekannte in vorkonziliarer Zeit die Anbetungswürdigkeit des Heilandes in den Liedern „Jesus, du bist hier zugegen“ und „O Christ, hie merk“. Beide

haben im Stammteil des „Gotteslob“ keine Aufnahme gefunden. Vermutlich war der Text „In der Monstranz ist Christus ganz, kein Brots substanz“ für die nachkonziliaren Katholiken nicht mehr zumutbar.

Dazu kommt noch etwas anderes. Theologen wie Karl Rahner vertreten die These, die Gegenwart des Leibes Christi sei in dem Sinne an die Gestalt des Brotes gebunden, dass sie in den kleinsten Teilen nicht mehr gegeben sei, weil diese nicht mehr wirklich als Brot und als Speise bezeichnet werden können. Wer katholisch denkt, fragt sich: Konstituiert das Essen bzw. die Beziehung zum Essen die Gegenwart des Leibes Christi in den einzelnen Elementen des eucharistischen Mahles oder ist sie umgekehrt vor dem Essen und ohne das Essen gegeben? Ist also die verurteilte protestantische Ansicht, die Gegenwart des Leibes Christi sei nur im Gebrauch, d.h. im Empfang, richtig? Man muss Rahner fragen: Wie groß muss ein Brotstück sein, damit es nach seiner Ansicht nicht mehr der Leib Christi ist oder nicht mehr als Leib Christi angesprochen werden kann? Wer entscheidet über die Größe, von der an man etwas nicht mehr als Gestalt des Brotes bezeichnen kann? Man wird annehmen müssen, dass der einzelne Kommunionempfänger das entscheidet, d.h. hier wird der Subjektivismus eingeführt: Was der eine als Gestalt des Brotes ansieht, das sieht der andere nicht mehr als solche an, d.h. im heiligsten Bereich des Gottesdienstes wird der Subjektivismus etabliert. Hier geschieht die Umbiegung des Geschehens – des objektiven Geschehens – im Altarsakrament; dieses wird zu einem Vorgang im Glaubensbewusstsein der Teilnehmer heruntergespielt. Christus ist dann nicht mehr schlechthin da, sondern nur für uns, für uns Gläubige. Darin liegt eine totale und fundamentale Verkehrung der Eucharistie! Selbstverständlich ist die Gegenwart Christi dazu bestimmt, uns Gnade zu schenken, von uns aufgenommen zu werden, aber sie ist unabhängig von dieser Zweckbestimmung gegeben. Die Änderung geht vor sich in einem unsichtbaren, metaphysischen Sein, das jenseits der Empirie liegt.

Meine lieben Freunde, ich bitte Sie: Lassen Sie sich nicht verwirren durch Dunkelheiten und Abwegigkeiten, die heutige Theologen über das Altarsakrament verbreiten. Halten Sie sich an das, was gläubige Katechismen und gläubige Priester Sie gelehrt haben. Halten Sie fest am vollen und unveränderten katholischen Glauben an die reale, d.h. die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie. Sie besagt:

1. In der Eucharistie sind der Leib Christi und das Blut Christi zugleich mit seiner Seele und seiner Gottheit und darum der ganze Christus wahrhaft gegenwärtig.
2. Unter jeder der beiden Gestalten ist der ganze Christus gegenwärtig.
3. In jedem Teil der beiden Gestalten ist nach geschehener Trennung der ganze Christus gegenwärtig.
4. Nach vollzogener Konsekration sind Christi Leib und Blut in der Eucharistie dauernd gegenwärtig.
5. Dem in der Eucharistie gegenwärtigen Christus ist der Kult der Anbetung zu erweisen.

Das ist der katholische Glaube an die Eucharistie. Für diesen Glauben, meine lieben Freunde, kündigen wir jede Freundschaft. Für diesen Glauben schlagen wir jede Schlacht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Altarsakrament (3)

Die Messe als Opfer

29.06.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sind hier zusammengekommen, um das heilige Messopfer zu feiern. Was heißt opfern? Opfern heißt: Gott eine sichtbare Gabe darbringen, um ihn als den höchsten Herrn zu ehren. Das Opfer besteht aus zwei Elementen: einem äußeren Zeichen und einer inneren Gesinnung. Der innere Wille, die Gesinnung, wird symbolisiert durch die äußere Gabe. Wer opfert, legt die äußere Gabe hin und spricht zu Gott: „So wie diese Gabe vor Dir liegt, so liege ich vor Dir, so bin ich Dir ergeben, so will ich Dein Gesetz befolgen.“ Seitdem es Menschen gibt, hat es auch Opfer gegeben. Von Kain und Abel wird berichtet, dass sie ihre Feldfrüchte und ihre Herdentiere darbrachten, auf den Altar legten und verbrannten. Sie wollten damit sagen: So wie dieses Brandopfer liege ich vor Dir. Niemand soll über mich verfügen als Du allein. Zahllose Opfer wurden in dem Tempel zu Jerusalem und in allen Tempeln der Erde dargebracht. Der Sinn der Opfer war gut, aber sie waren nicht vollkommen. Sie enthielten eine heimliche Lüge. Die Menschen sagten: „So gebe ich mich Dir hin, wie dieses Opfer vor Dir liegt“, aber sie gaben sich nicht hin. Darum hatte Gott keine Freunde mehr an ihren Opfern. Er sprach: „Ich will mir ein neues Opfer suchen, das meinen Namen verherrlichen wird vom Aufgang bis zum Niedergang, in dem keine Lüge, sondern nur Wahrheit ist.“ Dieses Opfer, dieses eine, reine Opfer hat Jesus Christus, unser Herr, dargebracht. Worin bestand dieses Opfer Jesu? Es bestand in seinem Opferwillen: „Ich komme, Deinen Willen zu erfüllen. Es ist meine Speise, Gottes Willen zu erfüllen.“ Dieser Opferwille prägte sein ganzes Dasein. Es verzehrte sein Leben, sodass er buchstäblich seinem Opferwillen zum Opfer fiel. Er hat das Opfer seines Lebens vollendet in seinem Opfertod. Bis zum letzten Blutstropfen hat er sich ausgegeben. Mit Bedacht sagt deswegen Johannes in seinem Evangelium: „Es floss Blut und Wasser heraus“, d.h. es war nichts mehr drin. Es war alles ausgegeben bis zum letzten Tropfen; das Opfer war vollendet, es war nichts übrig, was er Gott noch hätte schenken können.

Dieses einzig vollkommene Opfer, das Christus am Kreuze dargebracht hat, ist unser Heil, an diesem Opfer hängt unser Heil. Mit ihm müssen wir in Verbindung kommen, wenn wir gerettet werden wollen. Damit wir an ihm wirksamen Anteil gewinnen, hat Jesu in der Nacht, in der er verraten wurde, eine Einrichtung geschaffen, die für die ständige Erreichbarkeit seines Kreuzesopfers sorgt. Er hat die Eucharistie, das eucharistische Opfersakrament gestiftet. Er hat dafür gesorgt, dass sein Opfer jeweils in der Zeit der Menschen Gegenwart werden kann. Die Eucharistie ist dieses Opfer, das Christus im Abendmahlsaal eingesetzt hat. Sie ist unter zwei Gestalten eingesetzt: Brot und Wein, und zwar unter getrennten Gestalten. Auch die Einsetzungsworte sind getrennt: Das ist mein Leib. Das ist mein Blut. Durch die Trennung der Gestalten und der Worte wird die Trennung von Leib und Blut Christi symbolisch angedeutet, wird die Hingabe in den Tod dargestellt und gegenwärtig gesetzt. Aufgrund des sakramentalen Geschehens sind Leib und Blut Christi voneinander getrennt, und dadurch stellt die Eucharistie den Tod Christi dar. Durch die sakramentale Trennung der Gestalten kommt das eucharistische Opfer zustande. Der Zusammenhang, die Verbindung zwischen der in der Eucharistie gesche-

nenen Darstellung des Todes Christi und dem geschichtlichen Tod Christi besteht darin, dass Leib und Blut Christi selbst gegenwärtig sind. Die Eucharistie ist ein wahres Opfer, weil der am Kreuze geopfert Leib Christi und das am Kreuz geopfert Blut Christi als Opfergaben gegenwärtig werden. Wir, das Volk Gottes, bringen dem Vater Leib und Blut Christi dar, wir opfern sie ihm auf in jener Hingabebewegung, in der Jesus Christus selbst Leib und Blut dem Vater dargebracht hat. Es ist dieselbe Opfergabe, es ist derselbe Opferpriester, aber die Weise des Opfern ist verschieden: am Kreuze in blutiger Weise, in der heiligen Messe in unblutiger Weise.

Von nichtkatholischer Seite wird häufig der Vorwurf gemacht, dass wir ein zweites Opfer neben das Opfer Christi am Kreuze setzen. Diese Auffassung ist völlig verkehrt. Das eucharistische Opfer ist ein relatives, ein beziehentliches Opfer, d.h. es ruht nicht in sich selbst, es hängt gänzlich vom Kreuzesopfer ab. Es geht darin auf, zum Kreuzesopfer in Beziehung zu stehen. Es ist dieselbe Opfergabe, derselbe Opferpriester, dasselbe Opfergeschehen. Die Eucharistie ist das im Hier und Jetzt des kirchlichen Lebens erscheinende Kreuzesopfer. Die Eucharistie ist das von der Kirche gefeierte Kreuzesopfer. Jedes geschichtliche Geschehen ist einmalig. Es kann nicht wiederholt werden, und so kann man auch nicht sagen, dass die Eucharistie eine Wiederholung des Kreuzesopfers wäre. Nein, das ist unmöglich. Die Messe ist keine Wiederholung, sie ist eine sakramentale Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers. Sie ist kein zweites Opfer neben dem Kreuzesopfer, sondern sie ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt.

Die Eucharistie ist ein Gedächtnis, wie wir wissen. Der Herr sagt ja selber: „Tut dies zu meinem Andenken.“ Und wir beten in jeder heiligen Messe: „So sind wir denn eingedenk des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn.“ Die Messe ist ein Gedächtnis – daran ist nicht zu rütteln – aber sie ist ein Gedächtnis besonderer Art. Man könnte die Messe in gewisser Hinsicht vergleichen mit einem Schauspiel, in dem ein historisches Ereignis auf die Bühne gebracht wird. Denken Sie etwa an das Drama „Maria Stuart“ von Schiller. In diesem Bühnenstück wird das Geschick der schottischen Königin gewissermaßen aus der Vergangenheit geholt und auf der Bühne gegenwärtig gemacht. Aber der wesentliche, der unermessliche Unterschied zwischen dem „Schauspiel“ der Messe und dem Schauspiel der Maria Stuart liegt darin, dass Maria nicht in Person erscheint, während Christus in Person gegenwärtig wird. Das ist der wesentliche Unterschied. Der Gekreuzigte wird wahrhaft, wirklich und wesentlich auf dem Altar gegenwärtig. Die schottische Königin wird nur durch eine Schauspielerin dargestellt. Das Messopfer ist ein Gedächtnis – ich nehme nichts zurück – aber es ist nicht bloß ein intentionales, ein psychologisches, sondern ein wirklichkeitserfülltes Gedächtnis. Es ist eine Nachahmung des Todes Christi, insofern in der Eucharistie durch das sakramentale Symbol der Tod Christi wahrhaft erscheint. „Die Eucharistie ist“ – ich zitiere meinen unvergesslichen Lehrer Schmaus – „die Eucharistie ist eine sakramentale Epiphanie von Golgotha“.

Das Geschehen des Kreuzesopfers ist in dem sakramentalen Symboldrama der heiligen Messe auf eine geheimnisvolle Weise gegenwärtig. Christus war der Opferpriester am Kreuze, er ist auch der Opferpriester in der Eucharistie. Aber er vollzieht das eucharistische Opfersakrament nicht wie das Kreuzesopfer unmittelbar an seinem Leibe, sondern durch den Dienst der Kirche. Die Kirche wiederum handelt durch den Priester. Nur der Amtspriester kann das eucharistische Opfersakrament gültig darbringen. Warum? Weil er in der Priesterweihe dem Opferpriester Christus verähnlicht worden ist. Weil er, wie Pius XI. sagte „ein zweiter Christus“ geworden ist. Der Priester spricht nicht mehr als er selbst, er spricht als Christus kraft der besonderen Teilhabe am Priestertum Christi, die ihm durch die Priesterweihe zuteil geworden ist. Christus wird beim eucharistischen Geschehen durch den irdischen Priester dargestellt. Wenn der Priester das Messopfer darbringt, handelt er, wie Johannes Paul II. erklärte, handelt er in „real-mystischer Identität mit Christus“. Er vertritt gleichsam Christus bei der sakramentalen Repräsentation des Kreuzesopfers. Er handelt in der Person Christi; er schlüpft gewissermaßen in die Person Christi hinein, und dadurch ist er fähig, bei der Wandlung zu sprechen: Das ist mein Leib. Das ist mein Blut.

Der Priester opfert nicht allein. Alle, die um den Altar versammelt sind, opfern mit ihm. Alle Glieder der Kirche sind am Opfer beteiligt. In dem von Christus ermächtigten Priester handelt das gläubige Volk. Der Priester stellt Christus dar, gewiss, aber er vertritt hierbei die ganze Kirche, und deswegen ist jedes Glied der Kirche am eucharistischen Opfergeschehen beteiligt. Die Gläubigen bringen in

ihrer Weise die göttliche Opfergabe dar. Sie bringen sie, wie Pius XII. erklärt hat, „durch die Hände des Priesters und zusammen mit ihm“ dar – durch die Hände des Priesters und zusammen mit ihm.

Priester und Opfergemeinde sind Opferer. Sie bringen dem himmlischen Vater das Opfer seines Sohnes dar. Aber sowohl Priester als auch Gemeinde opfern nicht nur Christus. Wenn sie den Sinn des Opfergeschehens verstehen, opfern sie auch sich selbst! Sie opfern die ganze Gemeinde, sie opfern die ganze Christenheit, sie opfern die Menschheit. Das wird in der Messe, die wir feiern, jeden Tag deutlich ausgesprochen. Wenn der Priester das Brot darbringt, spricht er, er bringe die Opfergabe dar für sich, für die Umstehenden, für alle Christgläubigen, für die Lebenden und die Verstorbenen. Und wenn er den Wein darbringt, erklärt er, die Opfergabe möge der ganzen Welt zum Heile reichen. Da sehen Sie einmal die ungeheure Macht und Verantwortung, das ungemeine Glück, das wir haben, wenn wir das heilige Opfer darbringen. Wir sind keine isolierte Sektengemeinde, wir sind die Vorhut der gesamten Menschheit! Wenn das Opfer Christi in vollem Sinne unser Opfer werden soll, dann müssen wir nicht nur ihn, sondern auch uns selbst opfern. Was heißt das? Das heißt: wir müssen alle Hindernisse der Gnade entfernen. Wir müssen uns gänzlich unterwerfen unter den Schöpfer. Wir müssen in vollem Einklang unseres Willens mit seinem Willen leben. Wir müssen restlos aufgehen in seiner Gesinnung. Und welches war seine Gesinnung? „Ich will in allem den Willen meines Vaters erfüllen. Ich bin gekommen, ihm mein Opferleben darzubringen.“ Die Opfernden müssen also ihre Entschlossenheit, den Willen Gottes zu erfüllen, Gott darbringen. Sie müssen ihre Entschiedenheit, jeden Tag besser zu werden und sich im Dienste Gottes auszuzeichnen, Gott versichern. Natürlich ist der Priester in besonderem Maße gefordert. Er ist zur persönlichen Hingabe aufgerufen. Wenn er den Sinn des Geschehens, das er vollzieht, begriffen hat, dann muss er sich selbst mitopfern: seinen Eigenwillen, seine Eigenliebe, seine Eigensucht. Der große bayerische Theologe und Bischof Johann Michael Sailer hat einmal geschrieben, was der Priester beim Messopfer tun muss: „Da schlachtet er seine liebste Leidenschaft!“ Der sich opfernde Christus ist in diesem heiligen Geschehen zugegen, und wir opfern mit ihm. Den himmlischen Christus, den sich opfernden Christus dem himmlischen Vater darbringen und dabei sich selbst, ja die ganze Menschheit, Gott übergeben, das ist der Gipfel priesterlichen Tuns. Davon schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“: „Wenn der Priester am Altar die heiligen Geheimnisse feiert, verherrlicht er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, hilft den Lebenden, verschafft den Verstorbenen die ewige Ruhe und macht sich selbst aller Güter teilhaftig.“ Meine lieben Freunde, der Priester, der das Messopfer nicht als das höchste Glück seines Lebens begreift, der Priester hat sich selbst nicht verstanden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Altarsakrament (4)

Das Opfer der Kirche

06.07.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sind hier zusammengekommen, um das heilige Messopfer zu feiern. Um es richtig zu feiern, ist es notwendig zu wissen, was hier geschieht. Das Messopfer ist das im Hier und Jetzt des kirchlichen Lebens erscheinende Kreuzesopfer. Es ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt. Es ist das von Gott der Kirche geschenkte und der Kirche von Gott dargebotene Kreuzesopfer. Das Wesen des Messopfers als des Opfers der Kirche ist ausgesagt in den drei Gebeten, welche wir jeden Tag in der heiligen Messe nach der heiligen Wandlung verrichten. Sie sehen, ich habe hier das Messbuch vor mir ausgebreitet, und zwar an der Stelle, wo die drei Gebete nach der Wandlung beginnen. Und wenn Sie wollen und wenn Sie gütig sind, würde ich Sie bitten, auch Ihre Gebetbücher aufzuschlagen, und zwar an der Stelle, wo die Gebete nach der heiligen Wandlung beginnen. Es sind drei. Sie beginnen mit den lateinischen Worten: „Unde“, „Supra“, „Supplices“ oder mit den deutschen Worten: „Daher“, „Schau“, „Demütig“. Nach der heiligen Wandlung, die ja der heiligste Augenblick der Messe ist, wird das vollzogene Geheimnis interpretiert und weitergeführt. Die Wandlung schließt mit den Worten: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ „Daher“, heißt es dann, weil Christus das gesagt und geboten hat, „daher sind wir denn eingedenk“. Weil er das Gedächtnis angeordnet hat, deswegen halten wir es. Es geschieht ein Gedächtnis. Die Gottesdienstgemeinde tritt in dankbarer Erinnerung vor Gott hin.

Worauf richtet sich die Erinnerung? Sie richtet sich auf Tod, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Wir gedenken des heilbringenden Leidens, der Auferstehung von der Toten und der glorreichen Himmelfahrt des Herrn. Warum nicht auch seiner Menschwerdung, wie es die Altkatholiken machen? Warum nicht auch seiner Predigtstätigkeit und seiner Wunderheilungen? Warum nicht auch seiner glorreichen Wiederkunft? Einfach deswegen, weil all diese Heilstaten mit der Messe unmittelbar nichts zu tun haben. Die Messe hat es unmittelbar nur zu tun mit Tod, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Vergegenwärtigt werden in der heiligen Messe Kreuz, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Der Tod wird als seliges Leiden beschrieben, weil er die Wurzel unseres Heiles ist, und die Himmelfahrt als glorreich, weil sie die Vollendung der Auferstehung ist. Tod und Auferstehung gehören untrennbar zusammen. Wir sind erlöst durch Tod und Auferstehung – auch durch die Auferstehung! „Ist Christus nicht auferstanden, dann ist eitel euer Glaube und ihr seid noch in euren Sünden“, schreibt Paulus an die Korinther. Und die Himmelfahrt gehört zur Auferstehung, weil Auferstehung und Himmelfahrt zusammengefasst werden in dem Begriff „Erhöhung“. Die Eucharistie ist das Gedächtnis eines Opfertodes, der wesentlich durchdrang in die Herrlichkeit, also Weg zu Auferstehung und Himmelfahrt ist.

Dieses Gedenken, meine lieben Freunde, ist Ihnen und mir gemeinsam. „Wir, deine Diener“, werden zuerst genannt, das ist der Priester mit seinen Dienern. Das ist altkirchlicher Brauch, dass der Klerus (die Geistlichkeit) sich als Diener Gottes bezeichnet. An zweiter Stelle aber „wir, dein heiliges Volk“. Dieser Ausdruck stammt aus dem ersten Brief des Petrus. Dort heißt es: „Ihr seid ein auserlesenes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk.“ Die hier Versammelten sind tatsäch-

lich durch Firmung und Taufe zu einem allgemeinen Priestertum berufen und geweiht. Die anwesende Gemeinde spricht und handelt, in ihrer Gliederung deutlich erkennbar, aus den Dienern Gottes und dem heiligen Volk aufgebaut. Der Vollzug der Eucharistie wird getragen von der opfernden Gemeinde mit dem Priester als dem Haupt an der Spitze. Diese Gemeinschaft ist es, die in der eucharistischen Feier vor den himmlischen Vater tritt. Und jetzt bitte ich Sie, auf die sprachliche Formulierung zu achten. Es heißt: „Wir sind eingedenk“ – das ist ein Adjektiv, aber dann kommt das Tätigkeitswort: Indem wir eingedenk sind, opfern wir, bringen wir die Opfergabe dar; also das Gedächtnis vollzieht sich nicht bloß psychologisch durch ein Gedenken im Geiste, sondern durch ein Handeln, durch das Darbringen des Opfers. Das Gedenken geschieht durch ein Handeln. Das Gedächtnis vollzieht sich in der Form der Darbringung, des Opfern. Indem wir das Gedächtnis begehen, opfern wir Leib und Blut des Herrn.

„Wir opfern“, so heißt es weiter „deiner erhabenen Majestät“, d.h. der Empfänger des Opfers ist Gott in seiner Herrlichkeit und Hoheit. Majestät ist ein Ausdruck für die Würde und für die Erhabenheit Gottes. Und ihm wird dieses Opfer jetzt dargebracht. Das Gedenken geschieht durch die Darbringung. Wir stehen hier in diesem ersten Gebet nach der Wandlung vor dem zentralen Opferakt der ganzen Messliturgie, vor dem primären liturgischen Ausdruck der Tatsache, dass die Messe ein Opfer ist. Dieses Gebet müssen Sie vor allem hochhalten und ganz mit Innerlichkeit mitvollziehen, dann bringen Sie das Opfer Christi wahrhaft seiner erhabenen Majestät dar. Wenn Gott die erhabene Majestät ist, dann ist es auch entsprechend, dass die Gaben, die wir ihm zu bieten unterfangen, nur seine eigenen Geschenke sein können – „von deinen Gaben und Geschenken“. Was wir hier haben, das hat er uns gegeben. Wir können Gott nur das zurückschenken, was er uns überlassen hat.

Und dann werden in fünfgliedriger Unterscheidung die Gaben selbst genannt, die jetzt in unseren Händen sind, und diese Bezeichnung wird zu einem Hymnus auf das heiligste Altarsakrament. Wir bringen dar ein „reines Opfer“. Das lateinische Wort heißt *hostia*, und *hostia* bedeutet im Lateinischen Schlachtopfer. Da sehen Sie die Verbindung des Opfers der Kirche mit dem Opfer von Golgotha. Er ist ja jetzt gegenwärtig, der Geopferte, jetzt haben wir ihn, und jetzt können wir ihn dem himmlischen Vater darbringen. *Hostia*, Schlachtopfer, Lamm Gottes, das bringen wir dem Vater dar. Dank seiner Gegenwart kann er von der Kirche Gott dargebracht werden. Es ist der geopferte, sich selbst opfernde Heiland und Herr, den wir dem Vater darbringen. Dieses Opfer wird in dreifacher Weise als ein „reines, ein heiliges, ein makellostes Opfer“ bezeichnet. Dieses Opfer ist konkurrenzlos. Die Gaben haben eine doppelte Gestalt: „das Brot des ewigen Lebens und der Kelch des immerwährenden Heiles“, wie es hier heißt. Es sind Gaben, deren Wirkung, wenn sie genossen werden, in das ewige Leben hinüberreicht. Damit werden die Gestalten weit über ihre ursprüngliche Bestimmung erhoben. Vom Brot unserer Felder und vom Wein unserer Berge kann niemand sagen, dass sie ewiges Leben und immerwährendes Heil verschaffen. Diese Aussage ist nur möglich von den verwandelten Gestalten. Damit wird auch der unaufhebbare Unterschied zwischen dem Opfer am Kreuze und dem Opfer des Altares ausgesagt. Am Kreuze opferte unser Herr in realer Gestalt sein Leben, seinen Leib, sein Blut. Dieser Vorgang war einmalig und ist unwiederholbar. Wenn wir an ihm Anteil gewinnen wollen, musste er in veränderter Gestalt uns vollziehbar sein. Leib und Blut Christi können nicht in ihrer eigenen Daseinsweise noch einmal geopfert werden. Das hieße ja das Kreuzesopfer wiederholen. Nein, Christus stirbt nicht mehr. Aber Leib und Blut Christi können in einer fremden Gestalt, in einer veränderten Gestalt, in der Hülle von Brot und Wein dargestellt und geopfert werden. Das ist der Sinn, wenn wir sagen, das Kreuzesopfer wird in sakramentaler Gestalt gegenwärtig.

Das erste Gebet nach der Wandlung schließt mit der Kennzeichnung der geopferten Gaben. Dann beginnt das zweite Gebet „Supra“ – „Schau huldvoll“. Es ist ein kühnes Unterfangen, dass der Mensch – und sei es auch die christliche Gemeinde – es wagt, Gott Gaben darzubringen, und seien es auch die heiligsten. Es ist nur Gottes Huld, Gottes gnädige Huld, von der wir die Annahme der Gaben aus unseren Händen erwarten. Deswegen: „Schau huldvoll darauf nieder mit gnädigem und mildem Angesichte“. Was wir können, ist Darbieten, Gottes Sache ist es, seinen Blick huldvoll darauf ruhen zu lassen und die Gaben anzunehmen. Vielleicht wundern Sie sich, meine lieben Freunde, dass, nachdem die Gaben verwandelt sind, überhaupt noch eine Annahmearbitte ausgesprochen wird. Es handelt sich doch um das heiligste Opfer, und zudem um das Opfer, das Christus selbst durch den

Dienst der Priester darbringt. Tatsächlich, insofern die Messe das Opfer Christi ist, kann seine Annahme nicht erfleht werden, denn dieses Opfer ist immer schon angenommen. Es ist von vornherein gültig. Anders steht es, wenn man bedenkt, dass das Opfer des Neuen Bundes jetzt ein kultisches Opfer ist, also in den Händen der Kirche ist, die sich an das Opfer Christi anschließt. Insofern die Messfeier Opfer der Kirche ist, muss die opfernde Gemeinde besorgt sein, dass Gott es annimmt. Gott wird es annehmen, wenn wenigstens ein Mindestgrad von innerem Hingabewillen in den Beteiligten ist. Das ist also die Sorge der Kirche bei ihrem Bitten um Annahme des Opfers, dass Gott es als Ausdruck opferwilliger Gesinnung der Teilnehmer gelten lassen möge. Da der gebrechliche und Sünden verhaftete Mensch des heiligen Gottes niemals genügend würdig ist, bleibt nur die demütige Bitte um Gottes Gnadenblick.

Sie wird aber verbunden mit dem vertrauensvollen Hinweis auf die Gestalten des Alten Bundes, deren Opfer Gottes Wohlgefallen fanden. Es handelt sich um drei Vorbilder der alttestamentlichen Gemeinde, die uns hier vorgestellt werden: Abel, Abraham, Melchisedech. Die Gemeinde fühlt sich ermutigt und beglückt, dass sie sich an diese biblischen Gottesfreunde anschließen kann. Abel, der von den Erstlingen seiner Herde geopfert hat; auch wir bringen ein Lamm dar, den Erstgeborenen der ganzen Schöpfung. Abraham, der Stammvater aller, die aus dem Glauben sind, unser Patriarch, der Held des Gehorsams. Er war bereit, Gott seinen Sohn zu opfern, erhielt ihn aber lebend zurück. Auch unser Opfer ist der vollkommenste Ausdruck des Gehorsams bis zum Tode. Endlich Melchisedech, der als Priester des höchsten Gottes Brot und Wein darbringt. Brot und Wein sind ja auch die Ausgangsstoffe unseres Opfers. Da ist es selbstverständlich, dass wir an Abel, Abraham und Melchisedech denken.

Das dritte Gebet beginnt mit dem Worte „Supplices“ oder „Demütig bitten wir dich“. Eine Gabe hat erst dann völlige Annahme gefunden, wenn sie auch in das Besitztum des Empfangenden übergegangen ist. Diese abschließende Phase der Geschenküberreichung durch Menschen wird nun in dem Gebet „Supplices“ übertragen auf unsere Opfergabe und auf Gott, dem wir sie darbringen. Wir flehen Gott an, dass er die Gaben hinaufnehme, emportragen lasse auf seinen himmlischen Opfertisch. Es wird um Entsendung eines heiligen Engels gebeten. Der Engel soll die Gaben auf den himmlischen Altar übertragen. Der Altar ist ja vor dem Angesicht der göttlichen Majestät errichtet – es ist gewiss eine bildliche Sprache, aber wir wissen, was damit gemeint ist. Es ist damit gemeint die Hingabebewegung, die vor Gott durch den heiligen Engel gebracht wird. In der Apokalypse, dem letzten Buch der Heiligen Schrift, werden die Gebete der Gläubigen durch den Engel auf den himmlischen Altar niedergelegt. Und so möge dasselbe durch den heiligen Engel jetzt mit unserem Opfer geschehen. Ohne Zweifel ist damit die Beteiligung der Engel am Messopfer ausgesagt. Das war ja schon im „Sanctus“ der Fall, wo es heißt, dass „Himmel und Erde das Dreimal Heilig singen“. Es entspricht dem ganzen Zusammenhang der christlichen Heilsordnung, dass die Engel die ja der Erlösung der Menschheit nicht gleichgültig gegenüberstehen, auch am Opfer der Erlösung teilnehmen. In der zweiten Hälfte des „Supplices“ wird darum gebetet, dass sich die Aufnahme unseres Opfers auf den himmlischen Altar im fruchtbaren Empfang der heiligen Gabe durch die versammelte Gemeinde auswirkt. Gott will uns, nachdem wir ihm etwas geschenkt haben, etwas zurückschenken. Er schenkt sich uns selbst. Er schenkt sich uns in der eucharistischen Speise. Von dieser Speise und von diesem Trank gilt, meine lieben Freunde: Obgleich Gott allmächtig ist, konnte er nichts Besseres geben. Obgleich er der Weiseste ist, wusste er nichts Besseres zu geben. Obwohl er der Reichste ist, hatte er nichts Besseres zu geben. Wenn die Gaben unseres Opfers auf den himmlischen Altar hinaufgenommen, d.h. von Gott angenommen sind, dann gibt uns die Teilnahme die Möglichkeit, Leib und Blut des Herrn entgegenzunehmen und so ihre innere Kraft zu empfangen. Es wird jetzt offen von Leib und Blut des Herrn gesprochen. Was wir erbitten, ist, dass der Empfang uns zum Heile sein möge, sodass wir mit allem Himmelssegne, wie es heißt, und aller Gnade erfüllt werden. Die letzten Worte des dritten Gebetes sind nicht unbeachtlich. Das alles erleben wir „durch Christus, unseren Herrn“. Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt: Das Wörtchen, die Präposition „durch“ ist von großer theologischer Bedeutung. Damit wird nämlich das Mittlertum Christi angesprochen. Wir empfangen unser Heil durch ihn, d.h. kraft seiner Macht und seiner Güte.

So wissen wir, welches der Inhalt des heiligen Messopfers ist und in welcher Gesinnung wir daran teilnehmen sollen. Es ist das Opfer Christi, das er der Kirche übergeben hat, damit sie es dem himmlischen Vater als ihr Opfer darbringe. Uns ist es aufgegeben, in die Gesinnung Christi einzugehen und in Vereinigung mit ihm uns dem himmlischen Vater aufzuopfern.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Altarsakrament (5)

Gläubigkeit und Würdigkeit des Spenders der Sakramente

13.07.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sakramente sind sinnenfällige Zeichen, welche die Gnade, die sie anzeigen, denen vermitteln, die gebührend disponiert sind. Die Sakramente bringen ihre Wirkung durch ihren Vollzug hervor. Die Sakramente entfalten für die Erlangung der Gnade eine echte Wirksamkeit. Sie werden nicht vollzogen durch die Gerechtigkeit der Menschen, die sie spenden, sondern sie werden gespendet und vollzogen durch die Kraft Gottes. Die Wirkung der Sakramente aus sich selbst bezeichnet man mit einem lateinischen Wort „ex opere operato“, d.h. also ungefähr: aufgrund des Vollzuges. Das hat nichts mit Magie oder Zauberei zu tun, denn die sakramentalen Zeichen haben nicht in sich die Kraft, Gnade hervorzubringen, sondern es ist Christus, der in ihnen und durch sie die Gnade wirkt. Die Sakramente sind Werkzeuge, Werkzeuge, die sich auf Gott beziehen und in denen Gott seine Heilsgnade schenkt. Der hl. Augustinus hat einmal das schöne Wort gesprochen: „Petrus mag taufen; es ist Christus, der tauft. Judas mag taufen; es ist Christus, der tauft.“ Der Hauptspender ist Christus, und der menschliche Spender ist sein Werkzeug. Mit dieser Lehre werden die Sakramente der Unzulänglichkeit der menschlichen Spender entzogen. Der Empfänger der Sakramente ist nicht dem sittlichen Zustand des Spenders preisgegeben. Das Sakrament und seine Heilswirkung kommt zustande, sofern nur der Spender den Willen hat, Christus beim Vollzug des sakramentalen Gnadenzeichens als menschliches Werkzeug zu dienen.

Der menschliche Spender muss freilich die erforderlichen Voraussetzungen erbringen, um das Sakrament gültig zu spenden. Er muss also zuerst Materie und Form des Sakramentes richtig setzen. Vor einiger Zeit wurde im Fernsehen die Taufe der Tochter des damaligen Reichsmarschalls Göring gezeigt. Der Reichsmarschall Göring ließ seine Tochter im evangelischen Dom zu Berlin von dem evangelischen Reichsbischof Müller taufen. Aber wie geschah die Taufe? Das war im Fernsehen deutlich zu erkennen: Er tauchte den Finger in Wasser und machte auf die Stirn des kleinen Kindes ein Kreuzzeichen. Das ist keine Taufe! Das ist ein ungültiges Sakrament, denn Taufe heißt Abwaschung; beim Taufen muss das Wasser fließen.

Selbstverständlich soll der Spender der Sakramente an deren Wirksamkeit glauben. Er soll darüber hinaus im vollen und unversehrten Glauben der Kirche stehen. Er spendet ja die Sakramente als Diener der Kirche. Aber was ist, wenn der Spender nicht von dem geistlichen Inhalt des Sakramentes überzeugt ist? Was ist, wenn er sich innerlich – und vielleicht auch äußerlich – vom Glauben der Kirche getrennt hat? Sind die von ihm gespendeten Sakramente von der Gnade leer? Hier sind in den letzten Jahren gewisse Zweifel aufgetreten. Manche Priester haben sich theologisch verwirren lassen, sind vom Glauben der Kirche abgewichen. Wie steht es mit den von ihnen gespendeten Sakramenten? Vor einiger Zeit erzählte mir ein Kollege, ein glaubwürdiger und besonnener Kollege, er war Zeuge von folgendem Vorgang: Der Pfarrer einer Mainzer Pfarrei teilte die Kommunion aus. Dann gingen ihm die konsekrierten, also durch die Wandlung veränderten Hostien aus. Er ging in die Sakristei und holte unkonsekrierte Hostien und teilte sie aus. Das ist ein Sakrileg! Das ist ein Betrug! Man muss fra-

gen: Wo steht dieser Priester? Welchen Glauben bekennt er? Das Konzil von Trient hat in dieser Materie endgültig Klarheit geschaffen. Es hat nämlich den Satz aufgestellt: „Das Zustandekommen der Sakramente ist nicht abhängig von der Rechtgläubigkeit des Spenders.“ Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Das Zustandekommen der Sakramente ist nicht abhängig von der Rechtgläubigkeit des Spenders. „Wer sagt, die Taufe, obschon im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, mit der Absicht zu tun, was die heilige Kirche tut, aber von Irrgläubigen gespendet, sei keine wahre Taufe, der sei ausgeschlossen.“ Was von der Taufe gesagt ist, gilt auch für die übrigen Sakramente. Der Grund für diese Tatsache liegt darin, dass Christus der verborgene Spender der Sakramente ist. Er ist der Hauptspender. Aus dem Glauben, dass die Sakramentenspendung nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk ist, erklärt sich die Entschiedenheit und Heftigkeit, mit der die Kirche für die Tatsache kämpfte, dass der Irrglaube des sichtbaren Spenders die Wirksamkeit der Sakramente nicht vereitle. Das ist keine neue Lehre; diese Wahrheit ist schon im 3. Jahrhundert festgestellt worden. Damals gab es Irrlehrer, die sich bekehrten und zur Kirche zurückkehrten. Da stellte sich die Frage: Müssen sie noch einmal getauft werden? Es gab Bischöfe wie Cyprian, die der Meinung waren: „Ja, die Ketzertaufe ist ungültig.“ „Aber nein“, sagte der Heilige Vater Stephan in Rom „die Ketzertaufe ist gültig.“ Und diese Lehre, die von Rom immer vertreten wurde, hat sich in der Kirche durchgesetzt. Also auch der ungläubige oder irrgläubige Spender bleibt repräsentationsfähig und symbolfähig für die Spendung der Sakramente. Diese Lehre wurde dann von den großen Theologen ausgebaut, etwa vom hl. Thomas von Aquin, der in seiner „Summa“ schreibt: „Weil der Spender der Sakramente in ihnen als Werkzeug wirkt, handelt er nicht aus eigener Kraft, sondern aus der Kraft Christi. Auch der Ungläubige, auch der Irrgläubige kann ein wahres Sakrament spenden, wenn er nur alles das setzt, was zur Sakramentenspendung notwendig ist.“ Das ist die Lehre des hl. Thomas, das ist die Lehre der Kirche.

Eine andere Frage ist die nach der Würdigkeit des Spenders. Die Würdigkeit besteht im Stand der heiligmachenden Gnade. Würdig ist, wer frei von Todsünden ist. Der Spender soll also im Stande der Gnade sein, wenn er die heiligen Sakramente verwaltet. Er vertritt ja die Stelle Christi, des Allheiligen, und er vermittelt in einem heiligen Ritus anderen Heiligkeit, deswegen soll er persönlich rein und heilig sein. Wer im Stande der Ungnade ist und feierlich die Sakramente spendet, begeht eine schwere Sünde. Aber was ist mit dem Sakrament? Ist es durch die Sünde des Spenders befleckt? Oder wird es gar durch die Sünde des Spenders unwirksam? Die von der Kirche Abgewichenen, also die Häretiker und Irrgläubigen, haben gewöhnlich in völliger Übertreibung alle Diener der katholischen Kirche als in schwerer Sünde befindlich und als für den Dienst Gottes unwürdig hingestellt. Gleichzeitig erklärten sie die von ihnen vorgenommenen heiligen Handlungen für befleckt und ungültig. Damit meinten sie eine wirksame Waffe im Kampfe gegen die katholische Kirche zu haben. Wer ihrer Meinung folgte, der legte ja die Wirksamkeit der Bischöfe und Priester lahm. Sie waren befleckt, sie konnten nicht gültig, nicht wirksam Sakramente spenden. Solche Lehren wurden vertreten z.B. von den Waldensern in Oberitalien, von den Hussiten in Böhmen (Tschechoslowakei), von den Wyclifiten in England und Schottland. Gegenüber diesen Leuten hat die Kirche schon einmütig erklärt, dass die Sündhaftigkeit des Spenders das Sakrament nicht unwirksam macht. Endgültige Klarheit hat das Konzil von Trient geschaffen, indem es erklärt: „Wer sagt, der Ausspender, der sich im Stande der Todsünde befinde, bringe das Sakrament nicht zustande oder teile keines mit, obwohl er alles Wesentliche beachtet, was zum Zustandekommen und Mitteilen des Sakramentes gehört, der sei ausgeschlossen.“ Der nicht im Stande der Gnade befindliche Spender verliert die Vollmacht zur Spendung nicht. „Ein stolzer Diener“, sagt der hl. Augustinus, „ein stolzer Diener ist ein Dämon. Aber die Gabe Christi, die durch ihn geht, ist nicht befleckt. Sie fließt rein durch ihn und gelangt unverletzt zum fruchtbaren Erdreich.“ Man kann gegen diese kirchliche Lehre nicht einwenden, niemand könne geben, was er selbst nicht besitzt; niemand könne die Lebensgemeinschaft mit Christus vermitteln, der selber nicht in der Lebensgemeinschaft mit Christus steht. Diese Argumentation geht völlig daneben. Denn der Spender der Sakramente gibt ja nichts aus seinem eigenen Besitz, er teilt etwas mit aus fremdem Besitz, aus dem Besitze Gottes. Der Hauptspender ist Christus, der auch einen sündigen Menschen als Werkzeug benutzen kann. Freilich für den Sakramentenspender ist von Unheil, wenn er als Repräsentant Christi von Christus sich als Werkzeug des Heilstums verwenden lässt und dabei selbst in schwerer Sünde

innerlich von Christus abgewendet ist. Ein solches Vorgehen bedeutet eine Missachtung Christi und seines Heilszeichens und ist eine schwere Sünde.

Es fragt sich nun: Wie geartet muss denn die Absicht sein, die Intention des Spenders, auch wenn er ungläubig und unwürdig ist? Welche Absicht muss er haben, wenn auch durch seine Hand das Sakrament wirksam zustande kommen soll? Nun, der sichtbare Sakramentenspender wird von Christus nicht wie ein Stück Holz oder wie ein Stein verwendet, sondern als freier verantwortlicher Mensch, d.h. er muss sich willensmäßig mit Christus verbinden. Sein Wille muss dahin gehen, sich als Werkzeug von Christus für die Sakramentenspendung benutzen zu lassen. Christus vollzieht sein Heilswirken durch die Sakramente nur dann, wenn die Menschen sich von ihm als Werkzeuge benutzen lassen. Dieser Wille begreift in sich den Entschluss, das sakramentale Zeichen zu setzen, und die Absicht, es als Christuszeichen zu setzen. Diese Absicht liegt dann vor, wenn der Sakramentenspender bei dem Vollzug des Sakramentes Diener Christi sein will oder – und das ist die Minimalintention – wenn er einen in der Kirche üblichen Ritus vollziehen will – wenn er einen in der Kirche üblichen Ritus vollziehen will. Oder wie es die Kirche immer wieder ausdrückt: Wenn er das tun will, was die Kirche tut. Erst dadurch wird das Christuszeichen eindeutig, und eine solche Absicht ist auch bei einem irrgläubigen oder unwürdigen Spender nicht unmöglich. Das Konzil von Trient hat feierlich erklärt: „Wer sagt, bei den Ausspendern der Sakramente sei nicht wenigstens die Absicht erforderlich, zu tun, was die Kirche tut, wenn sie Sakramente spendet, der sei ausgeschlossen.“ Den Anhängern von Hus und Wiclif wurde die Frage vorgelegt, ob sie glauben, dass ein schlechter Priester, wenn er gehörig Materie und Form gebraucht und die Absicht hat zu tun, was die Kirche tut, wahrhaft die Wandlung vollzieht, wahrhaft die Lossprechung spendet, wahrhaft die Taufe vollzieht, wahrhaft die anderen Sakramente spendet.

Es gibt heute Christen, die bei manchen Spendern der Sakramente besorgt sind, ob sie ihnen wirklich die Sakramente in ihrem vollen Sinn und mit ihrer ganzen Kraft spenden. Diese Besorgnis stützt sich auf das Verhalten und die Äußerungen von Priestern, die Zweifel an ihrer inneren Verfassung aufkommen lassen. Dazu möchte ich, meine lieben Freunde, folgendes sagen: Man darf allgemein annehmen, dass ein Spender der Sakramente, der den Glauben verloren hat, die Spendung der Sakramente einstellen wird. Er spürt den Zwiespalt zwischen den Erfordernissen der gültigen und erlaubten Spendung der Sakramente und seinem eigenen inneren Zustand. Und dieser Zwiespalt wird ihn in aller Regel veranlassen aufzugeben, was er nicht mehr mit Überzeugung und Befriedigung zu tun vermag. Bis dahin dürften die von ihm gespendeten Sakramente gültig sein. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: In Frankreich gab es einen durch seine literarischen Produkte berühmten Priester namens Alfred Loisy. Alfred Loisy war ein gescheiter Mann, aber er hatte durch die Lektüre von Büchern deutscher protestantischer Theologen den Glauben verloren – das gibt er selbst zu. Er zelebrierte trotzdem noch jahrelang weiter die hl. Messe. Erst als er exkommuniziert wurde, stellte er die Messfeier ein. Loisy war keineswegs frivol. Er hatte nicht die perverse Absicht Gott zu verspotten, indem er die Messe feierte, sondern er führte das, was er als gläubiger Priester gelernt hatte, weiter. Man darf annehmen, dass unter seiner Hand die Wandlung gültig zustande gekommen ist. Die Besorgnis, dass bei einem oder bei vielen Spendern die Sakramente in der Gegenwart ihre Heilswirksamkeit nicht mehr besitzen, diese Besorgnis ist in der Regel unbegründet. Man darf darauf vertrauen, dass Gott solche Mängel, welche die Sakramente unwirksam machen, verhindert. Dass er jedenfalls durch die Mängel des menschlichen Sakramentenspenders das Heil eines Menschen nicht in Gefahr kommen lässt. Gott ist getreu, getreu auch in seiner Mitwirkung bei der Spendung der heiligen Sakramente.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Suchet zuerst das Reich Gottes

20.07.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das soeben gehörte Evangelium wird Ihnen bekannt vorkommen. Wir haben es ja schon einmal am vierten Sonntag in der Fastenzeit gehört: das Evangelium von der wunderbaren Brotvermehrung. Die Menschenmassen waren Jesus zugeströmt nicht, um irdische Bedürfnisse zu befriedigen, sondern um ihre Seele zu heilen. Welche Gewalt, welche Kraft muss von der Predigt des Herrn ausgegangen sein, dass er Tausende von Menschen an sich ziehen konnte, die ihm in die Wüste folgten und dann in Verlegenheit gerieten, wie sie sich sättigen sollten. Aber der Herr wusste einen Ausweg. „Mich erbarmt des Volkes“, das ist der Ruf des Heilandsherzens, „mich erbarmt des Volkes.“ Und dann setzte er seine Wunderkraft ein nicht, um sich selbst einen Vorteil zu verschaffen, sondern um die Hungernenden zu befriedigen. Erbarmen mit leiblicher Not hat den Herrn zu diesem Wunder veranlasst. Aber wie bei allen Wundern verfolgt er damit einen höheren Zweck. Es geht nicht nur um die Sättigung Bedürftiger, nein, durch diese Tat will er eine Lehre geben. Eine Lehre, die er bereits früher mit den Worten angedeutet hatte: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch zugegeben werden.“

Was meint er mit dem Reich Gottes? Nun, im vollen Sinne ist das Reich Gottes der Zustand, der eintreten wird, wenn der Herr wiederkommt, die künftige Gottesherrschaft, der neue Himmel und die neue Erde, auf die wir warten – mit Zuversicht warten. Solange dieses Ereignis nicht eingetreten ist, bleibt das Heil unserer Seele im Himmel der Freuden verankert. Der Zustand, in den unsere Seele nach dem Tode zu Gott gehen wird, das ist unser augenblickliches Ziel. Es ist das allen Menschen vorgegebene und anzustrebende Ziel. „Das hab ich mir vorgenommen: In Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zu viel.“ Für den Jünger Christi gibt es also eine überraschende Sorge: die um das Reich Gottes und die um das für das Eingehen in das Reich Gottes erforderliche Gerechtigkeit. Der gläubige Christ macht Gottes Sache zu seiner Sache. Er arbeitet für Gott, und er leidet für Gott. Ihm ist daran gelegen, dass Gottes Name verherrlicht und sein Wille getan wird. Gleichzeitig richtet er seine Lebens- und Handlungsverhältnisse darauf aus, dass er gewürdigt wird, an dem Reiche Gottes teilzuhaben. Der Herr hat keinen Zweifel an den Forderungen gelassen, die das Reich Gottes an die Menschen stellt. Wer an der Gottesherrschaft Anteil gewinnen will, der muss sie mehr als alles Irdische schätzen. „Das Himmelreich gleicht einem Schatz. Der Mann, der ihn gefunden hat, verkauft alles, was er hat, und erwirbt den Schatz.“ Er muss nach lauterer Gesinnung und vollkommener Tat streben, er muss in der radikalen Erfüllung des Willes Gottes, wenn nötig, auf alle irdischen Güter verzichten. Er muss in der Nachfolge Jesu zur Hingabe des Lebens bereit sein. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer sein Leben mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Gott beansprucht den Menschen ganz für sich und duldet keinen irdischen Konkurrenten neben sich.

Das soll keineswegs heißen, dass wir uns nicht um das sorgen sollen, was zum irdischen Leben notwendig ist. Die tägliche Berufsarbeit ist für uns alle eine heilige Pflicht. Das Suchen des Reiches Gottes und die Sorge für die Bedürfnisse des Lebens sind kein Widerspruch. Vielmehr ist nur der auf der Suche nach Gottes Reich, der auch den irdischen Notwendigkeiten Rechnung trägt, die ja eben-

falls von Gott gewollt sind. Wir dürfen nur nicht darüber die Wertordnung der Dinge vergessen. Wir dürfen nicht über dem Leibe die Seele vergessen. Die Sorge um die Seele, um das Heil der Seele, muss vielmehr an erster Stelle stehen; es muss unsere wichtigste und erste Sorge sein. Die Sorge um die irdischen Bedürfnisse darf nicht die Suche nach Gottes Willen übermächtigen. Wir dürfen nicht Gottes Gebote übertreten, weil uns die täglichen Notwendigkeiten in Atem halten. Es stimmt nicht, wenn Bertolt Brecht sagt: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ – es stimmt nicht. Das göttliche Sittengesetz gilt für die Hungernden genauso wie für die Satten. Aus der Pflicht gegen Gott wird man niemals entlassen weder im Wohlstand noch im Mangel. Das macht die Würde des Menschen aus, dass er sich stets, in allen Verhältnissen, unter allen Umständen an Gottes Gebot gebunden weiß. Wenn wir das tun, dürfen und sollen wir auch das Vertrauen haben, dass Gott uns in unseren leiblichen Bedürfnissen nicht im Stiche lassen wird. Er ist der Schöpfer und Erhalter der Menschen; er weiß, was der Mensch zum irdischen Leben braucht. Das Gottvertrauen, nicht die eigene Betriebsamkeit, ist es, die den Jünger ruhig macht. Freilich unnötige und überflüssige Dinge dürfen wir von Gott nicht verlangen. Unser Gottvertrauen muss mit der rechten Genügsamkeit verbunden sein. Es war ja kein üppiges Mahl, das der Herr den Volksscharen bot: Brot und ein wenig Fisch. Das ist der Grund so vieler Unzufriedenheit, dass Menschen oft weniger danach fragen, was sie wirklich unbedingt brauchen, sondern dass ihr begehrlischer Blick sich auf andere richtet, die mehr haben, denen es besser geht. Die Ansprüche an das Leben wachsen durch den Vergleich mit anderen, die besser in diesem Leben davongekommen zu sein scheinen. Der begehrlische Blick fremder Güter weckt in uns neue Bedürfnisse, neue Ansprüche an das Leben, Wünsche, die sich nicht erfüllen können. Das Geheimnis der Zufriedenheit liegt nicht im Besitz und im Genuss, sondern es liegt in der richtigen Unterscheidung dessen, was notwendig ist, und in der inneren Freiheit gegenüber den irdischen Gütern. Besitzen, als besäße man nicht, kaufen, als kaufte man nicht.

Es ist wahr, dass die Verkündiger des Reiches Gottes alles Mögliche tun sollen, um den Hörern des Wortes das Beispiel eines Lebens zu geben, das stets auf die jenseitige Welt ausgerichtet ist. Mir persönlich, meine lieben Freunde, hat das heilige Gesetz des Zölibates immer deswegen am meisten eingeleuchtet, weil es ein Verweis auf jene Wirklichkeit ist, wo sie nicht mehr freien noch gefreit werden. Wir sind frei für Gott, und wir sind ein Signal, ein Wegweiser in den Himmel durch unsere Lebensform. Von den Verkündigern des Reiches Gottes muss erwartet werden, dass sie ein anspruchsloses und bedürfnisloses Leben führen. Sie müssen durch ihre Lebensführung zeigen, dass sie auf das Reich Gottes hin unterwegs sind. Gute Priester waren immer genügsam und gebefreudig.

„Suchet zuerst das Reich Gottes.“ Es gibt kaum ein Wort in der Heiligen Schrift, das von den Wortführern des Marxismus, aber auch der diesseitigen Lebenskultur so oft und mit bitterem Hohn angeführt worden ist wie dieses Heilandswort. Immer wieder konnte man von ihnen hören, es sei so leicht und so bequem aus dem Wohlstande heraus, aus der Sicherheit heraus von der Sorge um das Reich Gottes zu reden. Das sei nichts anderes als Volksverdummung. Für die Armen gelte die Losung: Suchet zuerst euren Anteil an den Gütern der Erde, dann braucht ihr kein Reich Gottes mehr. Wir kennen dieses marxistische Evangelium der Erde. Ich habe es selbst noch als Knabe auf den Straßen meiner Heimat singen hören: „Uns hilft kein Gott und kein Tribun. Uns vom Elend zu befreien, das müssen wir selber tun.“ Wenn Armen und Mittellosen gepredigt wird: „Suchet zuerst das Reich Gottes“, so ist das kein Hohn auf ihre bedürftige Lage. Auch im Kampf ums Überleben bleibt das Reich Gottes der alles überragende Schatz. Wenn den Bedürftigen die Hoffnung auf das Jenseits gepredigt wird, dann ist das keine billige Vertröstung, sondern das ist die Verkündigung der Wahrheit. Der Herr hat selber so gepredigt in seinem Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Es ist auch nicht wahr, dass das Evangelium von der Sorge um das Reich Gottes aus gesichertem Wohlstand gepredigt wird. Es wird von jedem katholischen Priester gepredigt, der auf der Höhe seiner Berufung steht, ob er nun materiell gesichert ist oder nicht! Wer, irdisch gesehen, gut gestellt ist, hat das Reich Gottes nicht weniger zu suchen als der Bedürftige, aber er hat es vielleicht schwerer, es zu finden, weil ihm die irdischen Schätze allzu leicht zu genügen scheinen. Er kann über ihnen den Himmel vergessen. Gewiss, es ist wahr, einen Mensch, der unter dem Joch des Lebens gebeugt ist, der von schwerer Sorge um die Notdurft des Tages niedergedrückt ist, mag zuweilen ein Gefühl der Bitterkeit überkommen, wenn er auf die ewigen Güter hingewiesen wird, denn sie sind in der Zukunft;

sein Leid ist in der Gegenwart. Aber jene, die den überragenden Wert der Gottesherrschaft verkündigen, haben die miserable Lage der Armen und Bedürftigen nicht verschuldet. Die Predigt vom Reich Gottes ist nicht am Elend der Massen schuld. Sodann gilt: Je mehr wir an irdischer Not leiden, umso dringender brauchen wir den Glauben an die ewigen Güter, brauchen wir das feste Vertrauen auf den Vatergott. Dadurch, dass man den Glauben an das ewige Leben wegwirft, wird die Last des irdischen Lebens nicht kleiner. Es ist auch nicht wahr, dass die Kirche, unsere Kirche, eine Kirche der Reichen sei. Die Reichen sind spärlich bei uns. Unsere Kirche ist im Wesentlichen eine Kirche der Armen und des unteren Mittelstandes. Diese Menschen machen die Masse unserer Gläubigen aus. Zu uns gehört das Dienstmädchen, nicht die gnädige Frau; bei uns ist der Pförtner, aber nicht der Direktor.

Die Kirche ist weit davon entfernt, den Menschen den Verzicht auf ein menschenwürdiges Dasein und einen vernünftigen Lebensgenuss zu predigen. Sie setzt vielmehr alles daran, das Leben der Menschen so zu gestalten, dass es ihnen nicht schwer fällt, die Gebote Gottes zu beobachten. Es gibt eine katholische Sozialethik, und diese wird seit zweihundert Jahren verkündet. Im 19. Jahrhundert waren es katholische Theologen und katholische Unternehmer, die beispielhaft gezeigt haben, wie die soziale Lage zu bessern ist. Die Sozialgesetzgebung Bismarcks ist von katholischen Parlamentariern an erster Stelle getragen worden. Als ich das einmal im Geschichtsunterricht vorbrachte, da fuhr mich der Lehrer an: „Wir treiben hier deutsche Geschichte und keine konfessionelle! Und wenn du das nicht willst, dann musst du dir eine andere Schule suchen.“ Er wollte nicht hören, dass katholische Sozialethik die Sozialgesetze Bismarcks zum großen Teil hervorgebracht hat. Die personellen und materiellen Mittel der Kirche sind begrenzt. Unsere Missionare sind wenig zahlreich und meistens überaltert. Das Geld fließt spärlich in die Missionsgebiete. Aber es ist und bleibt wahr: Die Kirche hat das geistige und materielle Wohl, hat die Bildung und den Fortschritt zahlloser Menschen zu einer Zeit vertreten, als das Wort „Entwicklungshilfe“ überhaupt noch nicht bekannt war. Und sie tut es heute noch. Wir haben jetzt die Fußballmeisterschaft in Brasilien erlebt. In Brasilien wirken viele katholische Orden selbstlos und beispielhaft. Die Salesianer, der Orden der Salesianer betreut in Brasilien 80 Standorte mit mehr als 250.000 Kindern und Jugendlichen – ein einziger Orden. Niemand tritt entschiedener für die Armen und Notleidenden ein als die Kirche. Niemand fordert nachdrücklicher soziale Gerechtigkeit und gegenseitige Hilfeleistung als die Kirche. Wenn sie dennoch so oft und eindringlich mahnt, zuerst das Reich Gottes zu suchen, so tut sie nichts anderes, als die Mahnung des Heilands zu wiederholen, der in der Wüste sprach: „Mich erbarmt des Volkes.“ Mag das irdische Leben noch so unmittelbar und brutal seine Forderungen an uns stellen, so bleiben doch die ewigen Güter unwandelbar bestehen, und sie müssen über alle Erdenzwecke hinaus unser letztes und höchstes Ziel bleiben. Sie sind kein Märchen, sondern sie sind Wirklichkeit. Manche Menschen vertreten den Standpunkt, ein solcher Glaube an Gottes Vorsehung und die Sorge um das Reich Gottes an erster Stelle führe zur Lebensverneinung. Dieser Glaube, so sagen sie, verlege das Schwergewicht des Menschendaseins ins Jenseits und hindere die Diesseitsaufgaben des Menschen in Familie, Beruf und Volk. Nichts ist falscher als diese Ansicht. Freilich ist das Diesseits für den gläubigen Christen nicht der Höchstwert, aber der Christ weiß, dass das Dasein auf Erden eine Aufgabe ist, und dass er das Reich Gottes nur erwerben wird, wenn er diese Aufgabe gut und vorbildlich gelöst hat. Der Gedanke an das Reich Gottes mindert nicht den Einsatz auf Erden, er intensiviert ihn. Durch die Erfüllung der irdischen Pflichten gehen wir in das Himmelreich ein. Wir verneinen nicht das Leben, wir bejahen es. Aber wir bejahen es unter dem Höchstwert des Reiches Gottes. Wir suchen die Harmonie zwischen dem Schaffen und Wirken und Erwerben auf Erden und dem Sehnen und dem Arbeiten für das Reich Gottes. In einem Kirchengebet des Kirchenjahres flehen wir zu Gott: „Lass uns dich in allem und über alles lieben.“ „In allem“, d.h. wir müssen alles auf Gott beziehen, „über alles“, d.h. wir dürfen Gott nichts vorziehen. „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch dazugegeben werden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Falsche Propheten

27.07.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein ernster Warnruf dringt heute an unser Ohr: „Hütet euch vor den falschen Propheten.“ Der Herr hatte in seiner Gegenwart Lehrer der Theologie vor Augen, welche die kleinen Dinge wichtig, aber die großen Dinge nicht wichtig nahmen. „Ihr gebt den Zehnten von Minze, Dill und Kümmel“, sagte er seinen Gegnern, „aber die großen Dinge: Treue, Barmherzigkeit, Nächstenliebe, die lasst ihr beiseite.“ Und er hat das erschütternde Gleichnis erzählt von den Männern, die an dem Wundgeschlagenen vorbeigingen, weil sie angeblich Wichtigeres zu tun hatten, als ihm zu helfen, bis auf den einen, der sich seiner annahm. Die falschen Propheten halten sich an geringfügige Dinge und lassen die großen, die bedeutenden auf dem Speicher stehen. Das allwissende Auge des Herrn hat aber auch in die Zukunft geschaut. Er wusste, dass in seine Gemeinden Irrlehrer eindringen werden. Häufig schon in den Briefen, die uns im Neuen Testament vorliegen, wird vor falschen Lehrern, vor Irrlehrern, vor falschen Propheten, vor irrliehrenden Propheten gewarnt. Und der Herr hat sicher auch in die Zukunft unserer Zeit geschaut und hat die Irrlehrer gesehen, die heute unter uns sind. Die Geschichte der Kirche hat gezeigt, wie berechtigt der Warnruf des Herrn ist. Es gibt kein Jahrhundert der Kirchengeschichte, das nicht seine falschen Propheten gehabt hat. Immer sind in die christlichen Gemeinden falsche Prediger eingesickert und haben die Gläubigen zu verführen gesucht. Es gibt keine Lehre des Christentums, die nicht im Laufe der Jahrhunderte verzerrt oder geleugnet worden wäre.

Und wie ist es heute? Gibt es auch heute falsche Propheten? Die meisten – und gewöhnlich die gefährlichsten – falschen Propheten unserer Zeit sind Theologen. Sie treten mit dem Schein des Wissens auf und mit dem Anspruch ihres Titels. Sie behaupten mit der Autorität des Gelehrten zu reden, verkehren aber in Wirklichkeit den Dienst, der ihnen aufgetragen ist. Ich habe hier ein Buch von Klaus Berger. Dieses Buch hat den Titel „Die Bibelfälscher: Wie wir um die Wahrheit betrogen werden.“ In diesem Buch, das soeben erschienen ist, listet Berger all diese Irrtümer der falschen Propheten auf, z.B. Jesus ist nicht in Bethlehem geboren; Jesus war verheiratet; Jesus hat nicht den Lazarus vom Tode erweckt, den Lazarus hat es gar nicht gegeben; Jesus hat keine Kirche gestiftet; Jesus hat kein Bundesmahl eingesetzt; die sieben letzten Worte Jesu sind Erfindungen der Evangelisten. Das ist nur eine kleine Auswahl aus dem, was die falschen Propheten unserer Tage von sich geben. Das alles dringt auf unsere Jugend, auf die kommenden Religionslehrer und die kommenden Priester ein. Zahlreiche falsche Propheten befinden sich in den Redaktionen der Zeitungen und der Medienanstalten. Sie lauern auf jede Blöße, die sich die Kirche gibt, stürzen sich darauf, verbreiten sie als eine schlimme Sensation. Sie machen aus menschlicher Schwäche einen Skandalfall, zerstören den Gläubigen die Freude an der Kirche und am Glauben, bereiten sie für den Abfall und den Kirchenaustritt. Leider gibt es falsche Propheten auch unter den Hirten der Kirche. Sie sind es müde geworden, eine Botschaft zu verkündigen, die auf Ablehnung stößt. Sie möchten ankommen bei den Menschen, beliebt, geehrt, anerkannt sein. So lassen sie in der Verkündigung das aus, was den Menschen nicht eingeht. Und so predigen sie harmlose Dinge, mit denen sich auch der gottvergessenste Mensch zufrieden geben kann.

Die falschen Propheten treten in verschiedener Form auf, aber eines ist ihnen gemeinsam, nämlich dass sie in „Schafskleidern“ kommen. Sie geben sich den Anschein der geistigen Überlegenheit, des

Wissens, des Fortschritts, des Willens zur Erneuerung, sie sprechen von Reformen. Sie führen große und schöne Worte im Munde und missbrauchen edle Begriffe und Ideen, um sie ihren falschen religiösen Lehren dienstbar zu machen: Wissenschaft, Freiheit, Humanität, Menschenrechte, soziale Gerechtigkeit, frohe Lebensbejahung. Das alles wird angerufen, um die Botschaft der falschen Propheten annehmbar zu machen. Eines haben alle falschen Propheten gemeinsam, nämlich sie wollen es mit ihren Lehren nicht Gott, sondern den Menschen recht machen. Sie tragen das vor, was ankommt, was Beifall findet, wofür man anerkannt, belobigt, eingeladen, befördert wird. Es ist das Kennzeichen der falschen Propheten, dass sie das lehren, was die Menschen wünschen, nicht das, was sie brauchen. Die falschen Propheten verkaufen das Christentum zu Discountpreisen.

Sie sagen: Mach dir's auf Erden schön. Kein Jenseits gib'ts, kein Wiedersehen. Die ewige Wahrheit sagt: „Was der Mensch sät, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten; wer aber auf dem Geist sät, wird vom Geist das ewige Leben ernten.“ Die falschen Propheten sagen: Ich habe gesündigt, und was ist mir passiert? Gar nichts. Die ewige Wahrheit sagt: „Täuscht euch nicht. Gott lässt seiner nicht spotten.“ Die falschen Propheten sagen: Eitel ist es Gott zu dienen. Welchen Vorteil haben wir davon, dass wir seine Gebote halten? Die ewige Wahrheit lehrt: „Die Liebe verzeiht alles, mit einer einzigen Ausnahme: die ist darin gelegen, nicht wieder geliebt zu werden.“ Die falschen Propheten sagen: Der Sonntag ist zum Ausschlafen, zum Feiern, zum Sporttreiben da. Die ewige Wahrheit lehrt: „Diejenigen, welche im Leben die Glocken der Kirche nicht gehört haben, werden die Posaunen des ewigen Gerichtes nicht überhören.“ Die falschen Propheten sagen: Es ist egal was man glaubt, Hauptsache man ist ein anständiger Mensch. Die ewige Wahrheit lehrt: „Wenn du mit dem Munde bekenntest Jesus als den Herrn und im Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, wirst du gerettet werden.“ Christus ist gekommen, die Wahrheit zu bringen. Wie soll es da egal sein, was einer glaubt? Und was ist das: ein anständiger Mensch? Wer sagt uns, was anständig ist? Woher weiß man es, wenn es uns Gott nicht sagt? Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hielt im August 1943 eine Rede in Posen vor SS-Leuten. Und da sagte er: „Die meisten von euch werden wissen, was es heißt, wenn da tausend, zehntausend Tote liegen. Das alles mitgetragen zu haben und dabei anständig geblieben zu sein, das ist ein Ruhmestitel, auf den wir nie verzichten werden.“ – und dabei anständig geblieben zu sein! Die Menschen sind sehr verschiedener Ansicht darüber, was anständig ist. Lügen, Steuerhinterziehung, Schwarzarbeit, Seitensprünge; dadurch wird man nicht unanständig nach der Meinung der Menschen. Ich staune immer wieder, was sich Politiker leisten, besonders auf dem Gebiet des Geschlechtlichen und doch von uns als anständige Menschen anerkannt sein wollen. Der französische Staatspräsident Hollande lässt sich mit einem Motorroller zur Unzucht fahren! Die Moral des anständigen Menschen, des sogenannten anständigen Menschen, kommt ohne Gott aus. Die religionslose Moral leugnet Gott, aber er ist doch der Urheber des Sittengesetzes. Ohne ihn hängt doch das Sittengesetz in der Luft. Es gibt doch kein Gesetz ohne Gesetzgeber. Nur Gesetze, die von Gott ausgehen, sind unverbrüchlich. Nur Gesetze, die Gott gibt, sind sicher zu begründen. Nur Gesetze, die Gott als Urheber haben, vermögen die Kräfte zu erwecken, die notwendig sind, um das Sittengesetz auch unter schwierigen Umständen zu beobachten.

Die falschen Propheten sagen: Es ist alles gleich unter den Konfessionen. Es ist gleichgültig, welcher Konfession man anhängt, ob man Katholik oder Protestant ist. Der Apostel Paulus lehrt: „Wenn einer euch ein anderes Evangelium verkündet, als ihr empfangen habt, der sei verflucht!“ Der Apostel Johannes lehrt: „Wenn einer zu euch kommt und bringt nicht diese Lehre, den nehmt nicht ins Haus auf und bietet ihm nicht den Gruß.“ Die falschen Propheten erzeugen den heute alltäglichen „Zwitterkatholiken“: den protestantischen Katholiken. Er hat Restbestände aus der katholischen Vergangenheit bewahrt – soweit sie nicht anspruchsvoll sind –, aber er lebt aus den beliebigen Ansichten, wie sie nun einmal bei unseren evangelischen Brüdern gang und gäbe sind. Falsche Propheten sind Theologen und Bischöfe, welche die Weihe von Frauen zu Diakonen oder Priestern fordern. Falsche Propheten sind Männer der Kirche, die Kommunionunwürdigen die Kommunion spenden wollen. Falsche Propheten sind jene, die die Beichte für überflüssig erklären. Falsche Propheten sind Prediger, welche die ernstesten Wahrheiten des Evangeliums unterschlagen. Der Münchener Erzbischof Marx fordert die Kirche auf, für die Bilder der Hölle und des Fegefeuers Buße zu tun, mit denen sie angeblich den Menschen Angst vor dem Tode gemacht hat. Ich frage Herrn Marx: „Sind Hölle und Fegefeuer Bilder

oder Wirklichkeiten? Sind sie Meinungen oder unaufgebbare Wahrheiten des Evangeliums?“ Und warum soll die Kirche dafür Buße tun? Weil Menschen dadurch erschreckt wurden? Ja, das ist der der Sinn dieser Wahrheiten! Wenn uns die Liebe nicht zur Buße treibt, dann wenigstens die Furcht! Wir sollen uns fürchten, damit uns wenigstens die Furcht vom Sündigen abhält, wenn es die Liebe nicht vermag. Seit wann tut die Kirche Buße, d.h. nimmt sie Strafe auf sich, wenn sie das Evangelium verkündet? Weiß Herr Marx, welche Ungeheuerlichkeiten er hier in Erding von sich gegeben hat?! Alle falschen Propheten nehmen sich der Welt des Geschlechtlichen an und bereiten sie nach ihrem Empfinden zu. Ich kenne keine einzige Irrlehre, die nicht Abstriche an der katholischen Sittlichkeit des Geschlechtlichen macht. Daraus erklärt sich ihre Beliebtheit. Die falschen Propheten sagen: Was ich mit meiner Geschlechtlichkeit tue, geht niemand etwas an. Wirklich? Auch Gott nicht, der sie geschaffen hat? Der sie mit unveränderlichen Gesetzen ausgestattet hat? Die Kirche erfindet nicht diese Gesetze, sie verkündigt sie. Die falschen Propheten sagen: Die homosexuelle Betätigung ist eine andere mögliche Form geschlechtlicher Liebe. Die ewige Wahrheit lehrt: Homosexualität ist eine diabolische Verirrung und eine himmelschreiende Sünde. Ein falscher Prophet, meine lieben Freunde – es fällt mir schwer, es zu sagen – ein falscher Prophet lebt in Trier. Er heißt Ackermann und sitzt auf dem Bischofsthron. Nach ihm hört das Geschlechtsleben in einer ungültigen Ehe nach einiger Zeit auf, sündhaft zu sein. Nach ihm kann Geschlechtsverkehr zwischen Nichtverheirateten zulässig sein. Nach ihm ist die Unterscheidung zwischen Geschlechtsverkehr in der empfängnisfreien Zeit und Verkehr mit „Gummi“ oder Pille unverständlich. Nach ihm ist Homosexualität nicht widernatürlich. Es ist nicht zu viel gesagt, dass sich dieser famose Nachfolger der Apostel von der katholischen Sittenlehre verabschiedet hat! Der Erzbischof Marx fordert eine breite Debatte über Ehe und Familie. Ich erlaube mir die Frage: Was ist hier zu debattieren? Ist nicht aus der unfehlbaren und unwandelbaren Lehre der Kirche bekannt, was Gottes Wille über Ehe und Familie ist? Wissen wir nicht aus den Erkenntnissen der Natur, der Offenbarung und aus den Entscheidungen der Konzilien und Päpste, wie es um Ehe und Familie steht? Was soll hier eine Debatte? Ich vermute, es geht darum, die unfehlbar vorgetragene Lehre der Kirche zu verbiegen. Es soll solange über die Ehe und über die Familie geredet werden, bis die Wahrheit nicht mehr durchdringt. Der Erzbischof Marx behauptet, die Unauflöslichkeit der Ehe sei keine moralische Leistung des Menschen, sondern eine Verheißung. Eine Verheißung ist die Zusage der künftigen Erfüllung. Was wird bei der Eheschließung verheißen? Die Gnade und die Treue Gottes zu diesem Bunde. Der Bund selbst ist keine Verheißung. Der Bund ist ein Gesetz, und Gesetze muss man halten. Es macht mir keinen Spaß, Bischöfe vor das Tribunal zu zerren, aber um der Wahrheit willen muss gesagt werden, was zu sagen notwendig ist.

Ich weiß mich bei dieser Arbeit mit der Kirche der Apostel verbunden. „Glaubt nicht jedem Geiste“, sagt der Apostel Johannes, „sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“ Wir haben einen Maßstab, einen sicheren Maßstab, um die Geister zu prüfen. „Einer ist euer Lehrer: Christus. Wer die Kirche nicht hört, der sei euch wie ein Heide.“ An der Lehre der Kirche prüfen wir die Aussagen der falschen Propheten und verwerfen sie. Christus weist auf ein doppeltes Kennzeichen der falschen Propheten hin: auf ihre Früchte und auf ihr Schicksal. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Welches sind denn die Früchte der falschen Propheten? Die leeren Priesterseminare? Die zusammenbrechenden Klöster? Die Millionen Geschiedenen? Das ist das Kennzeichen jeder Häresie: Ihre Lehren sind unfruchtbar. Nimm den Rest des katholischen Glaubens fort, den die Häresie noch bietet, und was bleibt, ist Lehrstreit, Wortspalterei, Proteste. Und das Schicksal? „Jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Das Schicksal der falschen Propheten ist, dass sie in den Abgrund der Vergessenheit ziehen. Alle Religionsgemeinschaften, die sich von der römischen Kirche getrennt haben, sind entweder versteinert wie Alpenberge oder zerfließen wie die Wogen eines Sees. Die Religionsgeschichte ist ein riesiges Trümmerfeld voll von Ruinen großer und kleiner Bauwerke, die der Menscheng Geist errichtet hat. Und wenn sich, meine lieben Freunde – was ja leider Gottes wahr ist – und wenn sich Menschen wegen der Verkündigung von uns, von unseren Gemeinden, von unserer Kirche abwenden, was dann? Dann erinnern wir uns an das, was der Apostel Johannes schreibt: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht wirklich von uns. Denn wenn sie wirklich von uns gewesen wären, wären sie bei uns geblieben.“ Dann denken wir auch an das, was der Herr den ausgesandten Jüngern auf den Weg mitgab: „Wenn ihr in eine Stadt kommt, in der man

euch nicht aufnimmt, dann geht hinaus an ihre Straßen und sprecht: Auch den Staub, der sich in eurer Stadt an unsere Füße gehängt hat, schütteln wir auf euch ab. Aber das sollt ihr wissen: dass das Reich Gottes nahe ist. Ich sage euch: Sodoma wird es an jenem Tage erträglicher ergehen als jener Stadt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Fleisch und Geist

03.08.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In einer seiner schwersten Stunden sagte Jesus zu seinen auserwählten Jüngern: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Der Herr hat hier den Gegensatz zwischen Geist und Fleisch angesprochen. Dieses Thema: Fleisch und Geist ist einer der Hauptgegenstände in der Verkündigung des Apostels Paulus. Wir haben ja soeben in der Lesung aus dem Römerbrief gehört, welcher Gegensatz zwischen Fleisch und Geist besteht. Wir wollen zusehen, was dieser Gegensatz bedeutet, was die Lehre von Fleisch und Geist uns zu sagen hat.

Paulus verwendet das Begriff Fleisch in mannigfacher Bedeutung. Oft bedeutet Fleisch nichts anderes als Mensch, der Mensch in seiner Hinfälligkeit, in seiner Gebrechlichkeit. „Kein Fleisch“, sagt er einmal in seinem Brief an die Galater, „wird aus Gesetzeswerken gerechtfertigt, sondern nur durch den Glauben Jesu Christi.“ Ähnlich gebraucht er auch die Verbindung Fleisch und Blut für den Menschen, und zwar im Sinne des natürlichen Menschen: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben.“ Auch von der leiblichen Abstammung gebraucht Paulus das Wort Fleisch: „Ich könnte auf mein Fleisch bauen“, sagt er den Philippenern – er ist ja ein Jude, er stammt ja aus dem Stamm Benjamin, und die Juden sind das auserwählte Volk, deswegen: „Ich könnte auf mein Fleisch bauen, aber ich will es nicht. Ich vergesse, was hinter mir liegt, und schaue nach dem, was vor mir liegt.“ Und das ist der Glaube und – wie wir gleich sehen werden – der aus dem Glauben erworbene Geist. „Niemand hat sein eigenes Fleisch je gehasst, sondern er hegt und pflegt es.“ Das ist ein Hinweis auf die leibliche Verfassung des Menschen – Fleisch gleich Leib. Auch der Christ lebt im Fleische: „Ob wir auch im Fleische leben, so kämpfen wir doch nicht nach dem Fleische.“ „Im Fleische“ ist etwas wesentlich anderes als „nach dem Fleische“ leben und handeln. „Im Fleische“ sind wir alle, aber „nach dem Fleische“ handeln die ohne den Geist Christi. „Fleisch“ wird auch oft gebraucht von Paulus für den irdischen Sinn, für die Menschen, die nach dem Fleische wandeln. An die Kolosser schreibt der Apostel einmal von „solchen, die ohne Grund aufgeblasen sind, in ihrem fleischlichen Sinn“. Der fleischliche Sinn ist diese irdische Gesinnung. Es sind die pseudoreligiösen Wichtigtuere. Was sie tun und empfehlen, hat keinen Wert vor Gott, sondern dient nur zur Befriedigung des Fleisches. Es sind jene, die sich rühmen nach dem Fleische, nach ihrer irdischen Verfasstheit. Mit dem Fleische dient der Mensch der Sündenmacht. „Als wir im Fleische waren, wirkten die sündigen Leidenschaften in unseren Gliedern, sodass wir dem Tode Frucht brachten.“ Im Fleische wohnt nichts Gutes. Das ganze siebente Kapitel im Römerbrief – das ich Ihnen sehr zur Lektüre empfehle –, das ganze siebente Kapitel im Römerbrief ist dem Gegensatz von Geist und Fleisch gewidmet. Der Apostel schreibt: „Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, in meinem Fleische als in meinem Geiste. Das Fleisch begehrt wider den Geist. Der Geist aber begehrt aber wider das Fleisch. So sind sie einander gegengesetzt.“ Was Paulus hier ausspricht, ist ja unsere alltägliche Erfahrung. Wir alle spüren den Kampf in unserem Inneren zwischen hochgemuten Entschlüssen und kläglichem Versagen, zwischen der Anziehungskraft des Guten und dem Lockruf des Bösen. Und deswegen ruft Paulus am Ende des siebenten Kapitels aus: „Ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich von diesem todbringenden Leibe erlösen?“ Theologisch versteht Paulus unter „Fleisch“ den unerlösten Menschen: Den Menschen ohne Geist, ohne Christus,

der ist fleischlich, verkauft unter die Sünde. Unter der unerbittlichen Herrschaft der Sündenmacht setzt das Fleisch dem Gesetze seinen Widerstand entgegen. „Ich weiß, dass in mir (d.h. in meinem Fleische) nichts Gutes wohnt, denn das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten nicht.“ Mit dem Begriff Fleisch bezeichnet der Apostel also den Menschen in seiner Ohnmacht vor Gott, nachdem Tod und Sünde ihre Herrschaft über die Welt angetreten haben. Es gibt für Paulus nur zwei Arten von Menschen: die erlösten und die unerlösten, die im Geiste lebenden und die im Fleische lebenden. Einen neutralen Menschen gibt es nicht, sondern nur den gefallenen oder den vom Fall aufgerichteten. Wer nach dem Fleische lebt, muss sterben. Und Paulus zählt wiederholt die Werke des Fleisches auf: „Die Werke des Fleisches sind Unzucht, Unreinheit, Zügellosigkeit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Hader, Eifersucht, Zornausbrüche, Streitereien, Zwistigkeiten, Spaltungen, Neid, Trunkenheit, Gelage und ähnliche Dinge, von denen ich euch schon oft gesagt habe: Wer das tut, der kann nicht das Reich Gottes erben.“ Diese Werke des Fleisches sind uns nur allzu gut bekannt. Wir verabscheuen sie und wir leiden unter ihnen. Der fleischliche Mensch ist also nicht zuerst und allein der geschlechtlichen Dingen hingeebene Mensch, sondern der Mensch ohne Christus und ohne Gott, der gottferne, der gottfeindliche Mensch, das ist der Mensch im Fleische.

Aber da hat sich etwas getan, denn der fleischliche Mensch ist begraben worden in der Taufe. „In Christus habt ihr eine Beschneidung empfangen“, nicht mit Händen gemacht, wie sie im jüdischen Volke üblich war, sondern jene Beschneidung, die im Ablegen des Fleischesleibes besteht, die christliche Beschneidung, d.h. die Taufe. Die Taufe bringt den Menschen aus dem Bereich des Fleisches in den Bereich des Geistes. Geist ist das Wesen Gottes. Gott ist Geist, das weiß Paulus. Und das eigentliche Merkmal des Christen ist der Besitz des Geistes. Wer den Geist besitzt, nimmt an Gottes innerstem Wesen Anteil. Geist ist das Göttliche im Menschen. Und insofern stehen Geist und Fleisch in ausschließlichem Gegensatz. Das Fleisch begehrt wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch; das sind einander gegengesetzte Mächte. Das Sinnen des Fleisches ist Tod, das Sinnen des Geistes aber ist Leben und Friede. Den Geist, den göttlichen Geist, den Heiligen Geist empfangen die Menschen durch Glauben und Taufe. Er fragt die Galater: „Das allein möchte ich von euch wissen: Habt ihr den Geist aufgrund von Gesetzeswerken empfangen oder wegen der Annahme des Glaubens?“ „Der euch den Geist verleiht, tut er es wegen eurer Gesetzeswerke oder um der Annahme des Glaubens willen?“ Glaube und Taufe gehören zusammen. Die Taufe ist ja das Sakrament des Glaubens. In der Taufe verleiht sich der Glaube. Und deswegen kann Paulus ebenso die Taufe wie den Glauben als Ursache für den Geistempfang ausgeben. „Ihr seid abgewaschen, ja geheiligt und gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes.“ „In einem Geiste sind wir alle zu einem Leibe getauft, und alle sind wir mit einem Geiste getränkt.“ Die Begabung mit dem Geiste durch Glaube und Taufe ist keine vorübergehende Sache. Der Geist ist bleibend in den Christen, er wohnt in ihnen. „Ihr lebt im Geiste“, schreibt er an die Römer „wenn anders Gottes Geist in euch wohnt“. Er hat Wohnung aufgeschlagen in den Herzen der Christen. „Wisst ihr nicht“, fragt er die Korinther, „wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt, den ihr von Gott habt?“ Der Geist verwandelt das Leben des Christen. Von nun an werden sie vom Geiste getrieben. Eine der schönsten Stellen aus dem Römerbrief, die ich kenne, lautet: „Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes.“ Jetzt wissen wir, meine Freunde, woran wir erkennen können, ob wir Kinder Gottes sind: Wenn wir uns vom Geiste Gottes leiten lassen. Im Galaterbrief schreibt er noch einmal: „Lasst euch vom Geiste leiten, dann steht ihr nicht mehr unter dem Gesetz.“ Die Christen werden vom Geiste auch belehrt. „Kein Auge hat es geschaut, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Uns aber hat es Gott geoffenbart durch seinen Geist.“ Der Geist ist die Kraft der Offenbarung. Er ist auch die Norm unseres Lebens. Wenn der heilige Paulus so oft von der Freiheit spricht, die der Geist bringt, dann meint er: Wir sind deswegen nicht mehr unter dem Gesetz stehend, weil der Geist uns alles das von sich aus erfüllen lässt, was das Gesetz gebietet. Wir brauchen nicht auf das Gesetz zu starren, um zu wissen, was wir tun müssen; wir brauchen uns nur vom Geiste treiben zu lassen. Wer im Geiste lebt, der hat die Norm seines sittlichen Handelns in sich. Dieser Geist ist es auch, in dem wir beten. „Mit allerlei Bitten und Gebeten flehet allezeit zu Gott im Geiste.“ Der Geist tritt mit unaussprechlichem Seufzen für uns ein, denn wir wissen ja nicht, was wir bitten sollen, aber der Geist weiß

es und tritt mit unaussprechlichen Seufzern bei Gott für uns ein. Im Geist erwarten wir auch, aufgrund des Glaubens, die erhoffte Gerechtigkeit.

Jetzt kommt aber eine Wendung, die bei Paulus sehr häufig ist, nämlich die Geistbegabung erspart dem Christen nicht die Anstrengung. Was er besitzt, das muss er ständig neu erwerben. Auf den Indikativ, die Ansage: „Ihr habt den Geist“, folgt der Imperativ: „so wandelt also auch im Geiste.“ Wer den Geist empfangen hat, muss nach ihm leben. Er muss das aus freier Gnade Geschenkte Tag für Tag verwirklichen. „Daher, meine Brüder, sind wir Schuldner nicht des Fleisches, um nach dem Fleische zu leben. Denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Taten des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“ „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt? Wenn aber einer den Tempel Gottes zerstört (durch die Sünde), den wird Gott zerstören. Denn der Tempel Gottes ist heilig und der seid ihr. Wisst ihr nicht, dass ihr nicht euch selbst gehört? Um hohen Preis seid ihr erkauft. Verherrlicht Gott in eurem Leibel! Wandelt im Geiste, dann werdet ihr die Werke des Fleisches nicht erfüllen. Leben wir durch den Geist, so lasst uns auch im Geiste wandeln.“ Wer dies tut, erbringt die Früchte des Geistes. Und die werden von Paulus genauso geschildert wie die Werke des Fleisches, die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit. Das sind die Früchte des Geistes. Wir kennen diese Früchte, wir lieben sie, wir sehnen uns nach ihnen und wir möchten sie erbringen. Unser Streben und Ringen geht danach, die Früchte des Geistes in unserem Leben hervorzubringen. An diesen Früchten, meine lieben Freunde, können wir erkennen, ob wir im Geiste leben. Also fragen wir uns: Haben wir Liebe, Freude, Friede, Langmut – das ist dasselbe wie Geduld –, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit? Wenn wir das haben, dann wissen wir, wir leben im Geiste. Mit diesen Früchten bekennen wir unsere Zugehörigkeit zu Christus. Mit diesen Früchten werben wir für den Glauben unserer Kirche. Gottes Geist wohnt in uns und wirkt in uns. Im Römerbrief schreibt Paulus wiederholt: „Gottes Geist wohnt in euch. Der Geist dessen, der Christus von den Toten erweckt hat, wohnt in euch.“ Den Galatern schreibt er: „Weil ihr nun Söhne seid (Söhne Gottes), hat Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gesandt, der da ruft: Abba, lieber Vater!“ Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist. Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, auch nicht Imbiss und Umtrunk, das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. Paulus spricht auch oft von der Kraft des Geistes. Der Geist ist eine Kraft. „Keiner, der im Geiste Gottes redet, sagt: Verflucht sei Christus. Und keiner kann außer im Geiste reden und sagen: Herr ist Christus.“ Die ganze Fülle des Geistes hat selbstverständlich in Christus selbst gewohnt.

Der Geist ist der Geist Christi, d.h. er besitzt ihn, er ist Geistträger. Er ist Geistträger in einem Sinne wie kein anderer Mensch. Der Geist Gottes ruht auf ihm, treibt ihn in die Wüste, lässt ihn das Duell mit dem Satan bestehen, triumphiert mit ihm über den Tod. In der Auferstehung hat sich die Macht des Geistes an Christus am deutlichsten geoffenbart. „Jesus“, schreibt Paulus im Eingang des Römerbriefes, „Jesus stammt dem Fleische nach aus dem Geschlecht Davids. Er wurde dem Heiligen Geiste nach machtvoll als der Sohn Gottes erwiesen durch seine Auferstehung von den Toten.“ Der erste Mensch wurde zum lebenden Wesen, der letzte Mensch, der zweite Adam, wurde zum lebendig machenden Geist.

Nun ist noch ein Problem zu besprechen, meine lieben Freunde. Es gibt nämlich Theologen – evangelische Theologen –, die behaupten, der Geist sei eine unpersönliche Kraft. Er sei also ein Geschöpf Gottes und nicht Gott selbst. Das ist ein sehr schwerwiegender Einwand, denn wir bekennen ja im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.“ Es gibt Stellen in der Heiligen Schrift, in denen von der Kraft des Geistes die Rede ist. Und diese Stellen akzeptieren wir, aber man muss sie mit denen vergleichen, wo der Heilige Geist eindeutig als Person bezeichnet wird. Wenn der Geist im Menschen wohnt, dann ist offenbar an seine Personalität gedacht. Wenn die Gemeinde „Tempel des Geistes“ genannt wird, dann ist offenbar die personale Struktur des Geistes angesprochen. Der Geist bezeugt unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Das Bezeugen ist eine Tätigkeit, die einer Person zugehört. Eine Reihe von Stellen schreiben dem Geist persönliches Handeln zu in einer Art, die offensichtlich über Personifizierungen hinausgeht. Der Geist bezeugt unserem Geiste, dass wir Kinder Gottes sind. Er tritt für

uns ein in unaussprechlichen Seufzern. Er ruft – er ruft! – im Herzen der Christen, er lehrt, er lehrt Worte göttlicher Weisheit. Gewiss hat Paulus nicht zu einer letzten begrifflichen Klarheit in seinen Ausführungen über den Geist gefunden. Die Theologie fing ja mit ihm erst an. Und das Nachdenken musste sich weiter mit dem Geist beschäftigen, und das ist in den folgenden Jahrhunderten geschehen in den Kämpfen der christologischen und trinitarischen Auseinandersetzungen. Das Konzil von Chalzedon hat feierlich erklärt, „dass ein und derselbe Christus in zwei Naturen unvermischt und unverwandelt, ungeteilt und ungetrennt anzuerkennen ist“. Hier, in Chalzedon 451, wurde das Dogma aufgestellt, das bis heute unseren Glauben beherrscht und das – ich muss es leider sagen – fast von allen evangelischen Theologen verworfen wird. Die göttliche und die menschliche Natur sind in der Einheit der Person miteinander verbunden. Das Konzil von Konstantinopel 381 hat den Passus in das Glaubensbekenntnis aufgenommen, das wir an jedem Sonntag in der heiligen Messe beten: „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn – das ist derselbe Ausdruck, der Gottvater und Christus zukommt – den Herrn und Lebensspender. Er wird mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet.“ Ja, natürlich nur deswegen, weil er selber Gott ist. Hier ist die Personalität des Geistes, seine göttliche Wesenheit ausgesprochen. Er ist Gott und Herr wie der Vater und der Sohn.

Diese Lehre vom Heiligen Geist bietet uns ein wichtiges Lehrstück unseres Glaubens, meine lieben Freunde. Dieser Glaube ruht auf Schrift und Überlieferung, nicht auf der Schrift allein, sondern auf Schrift und Überlieferung. Er kann nicht allein auf der Schrift ruhen, weil die Schrift vielfältiger Auslegung fähig ist. Ohne die authentische und unfehlbare Auslegung der Kirche wird die Schrift zum Spielball der Meinungen. Es ist derselbe Geist, den die Schrift zum Urheber hat und dem sie ihre Auslegung verdankt. Der Geist hat also die Schrift fertiggestellt, hat aber nicht abgedankt. Er lebt weiter in unserer Kirche und legt die Schrift durch seine Kirche aus. Der Geist leitet die Erkenntnis und widerspricht sich nicht. Die Dogmen der Kirche verfälschen nicht die Schrift; sie verbürgen ihren Sinn. Die Lehre der Schrift und die Definitionen der Dogmen passen aufeinander wie die Versatzstücke einer Rohrleitung. Wir sind in der glücklichen Lage, dass wir in unserer Kirche eine untrügliche, eine unfehlbare, authentische Auslegung der Schrift, der Offenbarung der Schrift besitzen. Wenn wir dem Lehrwort der Kirche vertrauen, führt uns der Geist in alle Wahrheit ein, wie es der Heiland verheißen hat.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer vermeint zu stehen, der achte darauf, dass er nicht falle

10.08.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel des heutigen Sonntags erinnert der Apostel Paulus an vorbildliche, warnende Beispiele des Alten Bundes. Das alte Gottesvolk Israel empfing auf seine Weise Gottes Wohltaten, und doch wurden nicht alle Israeliten gerettet. So kann auch den Christen Taufe und Herrenmahl keine absolute Heilsgewissheit verschaffen. Es bedarf ernstlicher Anstrengung und tapferen Kampfes, um das Heil zu erlangen; jedes falsche Selbstvertrauen ist ausgeschlossen. So ergeht die Warnung an die Christen: „Wer meint zu stehen, gebe acht, dass er nicht falle.“ Worauf muss man achten, dass man nicht fällt? Die Wirkursache der Sünde ist allein der freie Wille des Menschen. Keine innere oder äußere Macht kann ihn zwingen, Böses zu tun. Aber der Mensch unterliegt mannigfacher Einflüssen, Anreizen, die für ihn Veranlassung zur Sünde sein können. Es gibt innere und äußere Anreize zur Sünde. Innere Anreize sind die ungeordnete Begierlichkeit, die verschuldete Unwissenheit in sittlichen Dingen, die durch wiederholtes Sündigen erzeugte Gewohnheit. Äußere Anreize sind die Welt – insofern sie im Argen liegt, der Teufel, die böse Gelegenheit und die Versuchung. Die böse Gelegenheit, meine lieben Freunde, soll der Gegenstand unserer heutigen Überlegungen sein.

Die böse Gelegenheit besteht in äußeren Verhältnissen, die dem Menschen Anlass zur Sünde werden oder seine ungeordnete Begierlichkeit wecken. Die Gelegenheit zur Sünde ist noch keine Versuchung, denn die Versuchung kommt von innen, die Gelegenheit von außen. Aber sie ist die Quelle von möglichen Versuchungen. Die nächste Gelegenheit besteht darin, dass die äußeren Verhältnisse so geartet sind, dass die Gefahr zu sündigen sehr groß ist. Das ist die nächste Gelegenheit. Wer fortwährend schlechte Bücher und Zeitschriften liest, kann sich deren Beeinflussung schwerlich entziehen. Er wird allmählich die Ansichten und Verhaltensweisen übernehmen, die er in diesen Büchern und Zeitschriften gefunden hat. Ich habe einmal einen Medizinprofessor in Mainz getroffen, der mir sagte: „Ich lese gern Pornographie.“ Pornographie ist die Darstellung sexueller Akte mit der Absicht, sexuelle Reizwirkungen auszuüben. Eine nächste Gelegenheit ist der ungezügelter Fernsehkonsum. Ich kann im Fernsehen Belehrung und Unterhaltung suchen – das ist zulässig. Aber ich kann auch Belustigung oder Erregung der sinnlichen Leidenschaften suchen; und das gibt es im Fernsehen ja in reichem Maße. Es hängt von mir ab, was ich mir ansehe. Wenn ich nicht aufpasse und stark bin, werden mich aufreizende Bilder und Geschehnisse in Erregung und Sinnestaumel versetzen. Die Suggestivkraft der Bilder ist stark. Das ist die nächste Gelegenheit zur Sünde. Die entfernte Gelegenheit besagt, dass die äußeren Verhältnisse die Sünde möglich, aber nicht wahrscheinlich machen. Während des letzten Krieges richtete die Wehrmachtsführung für die Soldaten Bordelle ein – Wehrmachtsbordelle. Niemand wurde gezwungen, sie aufzusuchen. Wer von ihnen Gebrauch machte, der tat es freiwillig. Aber die Gelegenheit zur Sünde war geboten. Oder denken wir an die Kaufhäuser und Großmärkte. Da sind Waren in reicher Fülle ausgebreitet. Es ist so leicht, sich ohne Bezahlung zu bedienen. Und wir wissen, dass Herren und Damen aller Gesellschaftsschichten dieser Versuchung oder besser dieser Gelegenheit erliegen. Die nächste Gelegenheit kann so geartet sein, dass sie an und für sich, also vermöge ihrer Natur, zur Sünde verleitet. Das Lesen religions- und sittenfeindlicher Bücher ist für jeden Menschen eine Gelegenheit zur Sünde. Die Kirche hatte früher ein Verzeichnis verbotener Bücher

aufgestellt, und ich habe es immer für segensreich gehalten, aber es wurde nach dem Konzil abgeschafft. Wer sich einer homosexuellen Vereinigung anschließt, wird ohne Schwierigkeit zu homosexueller Tätigkeit veranlasst werden. Meine lieben Freunde, es fällt mir schwer, es auszusprechen, aber ich muss es sagen: Der gesamte Ökumenismus ist eine Gelegenheit zum Abfall von der katholischen Kirche. Ich möchte nicht missverstanden werden: Wir achten und lieben unsere nichtkatholischen Mitbrüder und Mitschwester, aber unsere Achtung und Liebe verpflichtet uns, alles daran zu setzen, dass sie eine Heimat in unserer Kirche finden. Größeres und Besseres können wir ihnen nicht bieten. Wieso und warum ist der Ökumenismus eine nächste Gelegenheit zur Sünde? Er verwischt den unaufhebbaren Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und den Abspaltungen von ihr. Er erweckt den Anschein, die katholische Kirche und die nichtkatholischen Gemeinschaften seien gleichwertige und gleichberechtigte Formen des Christentums. Er lädt ein zum Übergang vom katholischen Glauben zur nichtkatholischen Gemeinschaft, denn die machen es „billiger“. Im Protestantismus gibt es kein Priestertum. Dort kann man mit schweren Sünden das Abendmahl empfangen. Ja, die Leute werden eingeladen, mit schwerer Sünde zum Abendmahl zu gehen. Im Protestantismus herrscht sexuelle Freiheit. Ehescheidung und nochmalige Verheiratung sind gestattet; wie viele evangelische Pfarrer sind zum zweiten Mal verheiratet. Es ist leichter, protestantisch zu sein. Es besteht die Gefahr, dass katholische Christen die Folgerung ziehen, alle diese Dinge seien auch für sie zulässig, „denn es ist heute nicht mehr so schlimm“, so sagen die Leute nach dem Konzil, „es ist ja alles nicht mehr so schlimm“, d.h. wir brauchen das Christentum nicht mehr ernst zu nehmen. Der Vorsitzende des Rates der evangelischen Kirche in Deutschland, Schneider, ist von seinem Amt zurückgetreten. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Marx, zeigte sich davon sehr betroffen, denn er habe Schneider und seine Frau „als aufmerksame Gesprächspartner und treue Wegbegleiter geschätzt“ – treue Wegbegleiter. Der erwähnte Schneider ist verantwortlich für ein Papier, in dem ein Verständnis von Ehe und Familie vorgetragen wird, das der biblischen Schöpfungsordnung widerspricht. Schneider förderte auch die diabolische Genderideologie. Die Position dieses Mannes stellt eine Verhöhnung der biblischen Schöpfungsordnung dar. Aber das hindert den Kardinal Marx nicht, ihn als treuen Wegbegleiter zu schätzen. Dass dieser Weg in den Abgrund führt, das hätte er auch sagen müssen! Denkt er nicht an die Gefahr der Ansteckung? Spürt er nicht, dass diese Äußerung als Empfehlung für die irrigen Ansichten Schneiders verstanden werden kann? Die nächste Gelegenheit kann auch so gestaltet sein, dass sie nur mit Rücksicht auf bestimmte Menschen, wegen derer persönlichen Beschaffenheit und wegen der von ihnen gemachten Erfahrungen, zur Sünde verleitet. Die Jugend hat eine starke Aufnahmefähigkeit für Lektüre und Bild und gleichzeitig eine beschränkte Urteilsfähigkeit. Starke Aufnahmefähigkeit und beschränkte Urteilsfähigkeit gefährden die Jugend. Was für Erwachsene unbedenklich und gefahrlos sein kann, das kann für Jugendliche eine große Gefahr bedeuten. Das Wirtshaus ist für Menschen, die dem Alkohol ergeben sind, eine Gelegenheit zur Sünde. Man muss also versuchen, solche Menschen vom Wirtshaus fernzuhalten. Für viele Menschen ist der Gedanke an eine Selbsttötung ausgeschlossen, aber labile, furchtsame Menschen, die leicht in Panik geraten, mögen in der Selbsttötung einen Ausweg aus einer angeblich oder wirklich aussichtslosen Lage sehen. Es besteht die Möglichkeit – wie Hans Küng angedeutet hat – es besteht die Möglichkeit, in die Schweiz zu fahren und sich dort ein Mittel geben zu lassen, das den Eintritt des Todes bewirkt – assistierte Selbsttötung.

Wenn das Eintreten oder die Fortdauer der Gelegenheit vom freien Willen des Menschen abhängt, spricht man von der freiwilligen Gelegenheit. Jemand plant einen Ausflug mit dem Omnibus. Er weiß, dass bei dieser Fahrt keine Möglichkeit sein wird, an einem Sonntagsgottesdienst teilzunehmen. Diese Gelegenheit hat er freiwillig aufgesucht, die schafft er sich selbst. In einer besonderen Lage sind Verliebte und Verlobte. Sie können und sollen zusammenkommen; sie müssen sich ja kennenlernen. Aber bei dem an sich zulässigen Austausch gewisser Zärtlichkeiten besteht die Gefahr, dass die Grenze zur geschlechtlichen Betätigung überschritten wird. Die Eingehung einer konfessionsverschiedenen Ehe ist nach allen Erfahrungen ein Risiko. Der katholische Christ ist in Gefahr, die religiöse Praxis wie Gebet, Besuch des Gottesdienstes, Empfang der Sakramente aufzugeben. Große Gefahr besteht auch für die katholische Erziehung der Kinder. Erst recht bedenklich ist die Eingehung einer religionsverschiedenen Ehe. Wer einen Juden oder einen Muslim heiratet, begibt sich in die große Gefahr, in sei-

nem Glauben lau zu werden und ihn zu verlieren und die Kinder aus dieser Ehe an das Judentum oder den Islam abzugeben. Im REWE-Laden von Budenheim bedient mich eine junge polnische Frau; sie hat einen Muslim geheiratet. Das erste Kind wurde noch getauft, das zweite Kind nicht mehr. Wenn die Gelegenheit zur Sünde notwendig und unvermeidlich ist, spricht man von der notwendigen Gelegenheit. Wir Jugendliche mussten ja in der Nazizeit die Schule besuchen – Schulpflicht besteht in Deutschland und wird rigoros durchgesetzt. Aber der Unterricht war – jedenfalls in bestimmten Fächern – von der nationalsozialistischen Ideologie durchtränkt. Ich denke etwa an Biologie, Geschichte und Deutsch. Aber es war eine notwendige Gelegenheit. Wir mussten in die Schule gehen. Für die Gegenwart denke ich an den schulischen Sexualunterricht. Hier werden den Kindern die verschiedenen Möglichkeiten und Praktiken sexueller Betätigung vor Augen geführt, ohne dass die entsprechenden sittlichen Normen mitgelehrt werden. Es wird den Eltern regelmäßig verwehrt sein, ihre Kinder von diesem Unterricht fern zu halten – eine notwendige, eine unvermeidliche Gelegenheit zum Sündigen.

Es gibt Gelegenheiten, die dem Menschen immer nahe sind, ohne dass er sie eigens aufsucht. An manchen Drogerien hängen Kondomautomaten; jedermann kann sich an ihnen bedienen. Es gibt aber auch Gelegenheiten, die erst durch den Menschen herbeigeführt werden. Petrus suchte, als der Herr gefangen war, die Gesellschaft der Feinde Christi im Vorhof des Hohenpriesters ohne Notwendigkeit auf, und er fiel in die Verleugnung. Schlechter Umgang oder besser Umgang mit schlechten Menschen ist die häufigste Ursache für den religiösen und sittlichen Zusammenbruch katholischer Christen. Allzu oft bewahrheitet sich der altdeutsche Spruch: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.

Wie ist nun die moralische Bewertung der Gelegenheit zum Sündigen? Nun, wer freiwillig die nächste Gelegenheit aufsucht oder festhält, der will entweder unmittelbar die Sünde oder vertraut in vermessener Weise auf Gottes Gnade oder auf die eigene Kraft. Wer die böse Gelegenheit leichtfertig aufsucht, begeht schon dadurch eine Sünde. Er wird daher von der Gnade Gottes verlassen und fällt in die Todsünde. Die böse Gelegenheit lieben und in die Sünde fallen, ist ein und dasselbe. Ich lernte im Jahre 1956 in München einen ungarischen Priester kennen. Er erzählte mir, er werde fortwährend von Prostituierten angesprochen. Meine lieben Freunde, ich bin viele Jahre in München gewesen. Ich wurde nicht ein einziges Mal von einer Prostituierten angesprochen. Man geht eben nicht dahin, wo man von Prostituierten angesprochen werden kann! Die schlechte Presse übertritt frech die Gebote Gottes und der Kirche, zieht den Leser vom Göttlichen ab. Die religionsfeindliche Presse ist der größte Verderber des katholischen Christentums. Die meisten Zeitungen sind gefährlich für Glaube und Sitte. Denken Sie an den „Spiegel“. Der „Spiegel“ ist ein grundsätzlich religionsfeindliches, vor allem katholikenfeindliches Blatt. Wer es liest oder gar abonniert, begibt sich in die Gefahr, gegen seinen Glauben aufgebracht zu werden. Das Meiden bzw. das Aufgeben einer solchen Gelegenheit ist unbedingte Voraussetzung für eine aufrichtige Bekehrung und für die sakramentale Lossprechung im Bußsakrament. Der Beichtende, aber auch der Beichtvater, hat ein untrügliches Mittel, um festzustellen, ob wahre Reue vorliegt. Sie ist nämlich nur dann gegeben, wenn der feste Wille besteht, die freiwillige Gelegenheit zu meiden. Nicht immer reicht das Versprechen, diese Gelegenheit aufgeben zu wollen, aus. Wenn einer fortwährend das Versprechen gegeben und gebrochen hat, dann kann es sein, dass man die Lossprechung aufschieben muss, bis man als Beichtvater die Gewissheit gewonnen hat: Diesmal ist sein Vorsatz ernst. Ist die nächste Gelegenheit unfreiwillig oder ihr Aufgeben unmöglich, dann muss man alle möglichen Mittel anwenden, um die Gefahr zu sündigen, fernzuhalten oder unwirksam zu machen. Man muss also die nächste Gelegenheit in eine entfernte verwandeln. Wodurch? Durch treues, anhaltendes Gebet, durch häufigen, würdigen Empfang des Buß- und des Altarsakramentes, durch Sichvertrautmachen mit Gottes Willen anhand der Lehre der Kirche. Wer sich von Amtes wegen oder aus Notwendigkeit in die böse Gelegenheit begeben muss, der darf auf Gottes Schutz hoffen. Wer Gott nicht durch Vermessenheit versucht, kann auf den Beistand der Gnade rechnen. Die entfernten Gefahren zur Sünde zu meiden, ist unmöglich. Wir müssen Umgang mit anderen Menschen haben; wir können uns nicht isolieren; wir brauchen die Menschen und die Menschen brauchen uns. Wir müssen mit ungläubigen, sittenlosen Menschen umgehen, ob sie im gleichen Hause oder in der Nachbarschaft wohnen, ob wir mit ihnen dienstlich oder geschäftlich zu tun haben. Diese Notwendigkeit war schon in der Urkirche bekannt. Paulus schreibt an die Gemeinde in Ko-

rinth: „Habt keinen Umgang mit Unzüchtigen; ich meine damit nicht allgemein die Unzüchtigen dieser Welt oder die Habsüchtigen oder die Götzendiener oder die Räuber. Denn diese sind so zahlreich, dass man sie gar nicht meiden kann, sonst müsstet ihr aus der Welt hinausgehen. Nun aber schreibe ich euch, ihr sollt keinen Umgang haben mit einem, der sich Bruder nennt und dabei ein Unzüchtiger, ein Habsüchtiger oder ein Götzendiener ist; mit einem solchen sollt ihr nicht einmal zusammen essen.“ Nach dem Kriege gab es in Bayern einen Kultusminister mit Namen Alois Hundhammer. Er war wegen seiner katholischen Überzeugung heftig angefeindet. Er hatte aber eine derartige Lauterkeit der Gesinnung, dass auch seine Gegner darüber nicht hinwegsehen konnten. Ein Rundfunkkommentator urteilte über ihn: „Wenn man Hundhammer mit einem Sack voll Geld und einer Jungfrau auf Weltreise schicken würde, er würde beides unversehrt zurückbringen.“ Für Hundhammer waren Besitz und Frauen keine Gelegenheit zur Sünde. Die Offenbarung Gottes und die Lehre der Kirche empfehlen die heilige Gottesfurcht. Das ist eine Schutzwehr, meine Freunde, gegen die Sünde und gegen die Gelegenheiten zur Sünde. Der Apostel Paulus mahnt uns, vorsichtig zu wandeln. Und der Apostel Petrus ruft auf: „Wandelt in Furcht in der Zeit eurer Pilgerschaft! Wisst ihr doch, dass ihr nicht mit Silber oder Gold erkauft seid, sondern mit dem kostbaren Blute Jesu, des fehlerlosen Lammes.“ Wer die Gefahr liebt, kommt darin um. Deswegen ergeht an uns, meine lieben Freunde, die Mahnung: Meide die Gelegenheit zur Sünde, soweit es unter Anwendung von Vernunft und Glaube möglich ist. „Wer vermeint zu stehen, der achte darauf, dass er nicht falle.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Maria, die Ersterlöste und die Vollerlöste

15.08.2014 (Mariä Himmelfahrt)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 1. November 1950 hat Papst Pius XII. in Rom den Glaubenssatz feierlich definiert, d.h. mit unfehlbarer Kraft ausgesagt: „Maria ist nach Vollendung ihres irdischen Lebens mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden.“ In nichtkatholischen Kreisen gab es damals eine große Aufregung. Die katholische Kirche hat sich einem Mythos ergeben, ist einer Irrlehre gefolgt und vom Evangelium abgewichen, so sagte man. Pius XII. hat unbeirrt um die vorauszusehende Kritik dieses Dogma feierlich verkündet. In einer Zeit, wo der Protestantismus eine Wahrheit nach der anderen fallen lässt – ich habe schon mehrfach erwähnt: Die meisten evangelischen Theologen glauben nicht an den dreieinigen Gott, sie glauben nicht an die Gottheit Christi, sie glauben nicht an das Priestertum, sie glauben nicht an den vollen Inhalt des eucharistischen Opfersakramentes –, also in einer Zeit, wo das alles geschieht, hat sich die Kirche, gelenkt und geführt und gestärkt vom Heiligen Geist, dafür entschieden, eine Wahrheit zu verkünden, die all diesen Leugnern des Glaubens ins Gesicht schlägt: Maria, die Mutter des Herrn, ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Für uns katholische Christen war das eine Selbstverständlichkeit. Wir wussten, dass Maria ausgezeichnet worden ist vom Herrn durch Bewahrung vor der Erbschuld. Maria ist die Ersterlöste, aber sie soll auch die Vollerlöste sein. Vollerlöst ist sie, insofern sie mit Leib und Seele, nicht nur mit der Seele, in den Himmel aufgenommen wurde. Schwierigkeiten, die sich gegenüber diesem Glaubenssatz einstellen könnten, werden vor allem von Seiten der Naturwissenschaft aufgerufen. Man kann, so sagt man, im Weltall keinen Ort namhaft machen, wo sich der Leib Mariens befinden könnte. Das stimmt, das kann man nicht. Aber Maria ist nicht im Weltall, sondern in der Welt Gottes. Sie ist nicht in den Wolkenhimmel hinaufgefahren, sondern in die Wirklichkeit, die Gott vorbehalten ist. Also nicht in das, was wir mit dem englischen Wort „sky“ bezeichnen, sondern in jene Wirklichkeit, die wir mit „heaven“ im Englischen wiedergeben. Maria ist die Ersterlöste und sie ist die Vollerlöste. Von ihr wurde ausgesagt, im Dogma von 1864: „Maria ist vom ersten Augenblick ihren Daseins vor der Erbsünde bewahrt worden.“ Und jetzt kam die Ergänzung, die notwendige, die folgerichtige Ergänzung dieses Dogmas, nämlich: „Sie ist als Ersterlöste auch die Vollerlöste, die in den Himmel aufgenommen wurde, mit Leib und Seele.“ Diese Wahrheit ist eine Bekräftigung dessen, was ich Ihnen immer versucht habe, vorzuführen. Die Kirche ist vom Heiligen Geist geführt und geleitet. Sie lässt sich nicht vom Zeitgeist führen, sondern vom Geiste Gottes. Sie passt sich nicht an – wie es ja nun der Protestantismus in weitester Linie tut –, sie passt sich nicht an, sondern sie richtet das Zeichen Gottes auf in einer gottentfremdeten und einer gottvergessenen Welt. Dieses Dogma stärkt unseren Glauben an die göttliche Stiftung unserer Kirche, an die göttliche Führung unsere Kirche, an den Gottesgeist, der diese Wahrheit uns geschenkt hat.

Das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel unterscheidet sich von dem Fest der Himmelfahrt Christi. Christus ist aus eigener Kraft in den Himmel aufgestiegen; Maria ist in den Himmel aufgenommen worden aus der Kraft Gottes. Wir verwechseln nicht die Bereiche, sondern wir unterscheiden sie. Mit dem Feste der Aufnahme Mariens in den Himmel hat die Kirche seit hunderten von Jahren einen schönen Brauch verknüpft, nämlich die Weihe von Kräutern. Ich bin überzeugt, dass der Sinn dieser Kräuterweihe darin liegt, zu zeigen, dass Maria die schönste Blume des Feldes ist, wie wir

sie im Kirchenlied ja auch verehren. Weil sie die schönste Blume des Feldes ist, deswegen werden heute Kräuter, Blumen und Gewürzpflanzen geweiht. Was sie in einem übernatürlichen Sinne ist, dass bedeuten diese Kräuter und Blumen im natürlichen Sinne: Heilung, Kraft, Genesung, Freude. Die Kräuterweihe, die wir heute vornehmen, ist ein so genannte Sakramentale. Ein Sakramentale unterscheidet sich wesentlich von einem Sakrament. Ein Sakrament ist ein sinnenfälliges Zeichen, das Christus eingesetzt hat und das bei seiner richtigen Anwendung dem dafür Disponierten unfehlbar Gnaden vermittelt. Anders das Sakramentale. Es ist ein von der Kirche eingesetztes Zeichen, das nicht aufgrund des Vollzugs „ex opere operato“, wie die Theologie sagt, Gnaden vermittelt, sondern dem, der diese Kräuter und Blumen ehrfürchtig verwendet, auf das Gebet der Kirche hin Gesundheit, Freude, Heilung vermittelt. Unsere gläubigen Bauern haben die Kräuter den Tieren gegeben, damit auch sie Anteil an dieser Freude gewinnen, damit auch sie durch die Fürbitte der Kirche und natürlich ihres vornehmsten Gliedes, der Gottesmutter, Heilung, Genesung und Kräftigung finden. Wir wollen also gläubig vertrauen, diese Übung heute aufnehmen, die Kräuterweihe pflegen und dann die Kräuter nach Hause tragen, ehrfürchtig aufbewahren im Vertrauen auf das Gebet der Kirche.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zölibat

17.08.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich habe hier einen Zeitungsausschnitt, den mir unsere lieben Gottesdienstbesucher aus Kreuznach gebracht haben. Die Überschrift lautet: „Pfarrer tritt von seinem Amt zurück – Abschied: Thomas Müller aus Langenlonsheim hat sich in eine Frau verliebt – bewegende Messe.“ Der Fall Thomas Müller in Langenlonsheim ruft die alte Frage nach Sinn und Zweck des Zölibates wach. Sie ist tausendfach gestellt und tausendfach beantwortet worden. Was ist der Zölibat? Der Zölibat ist die gesetzliche Verpflichtung zu vollkommener und immerwährender Enthaltensamkeit um des Himmelreiches willen, wodurch die geistlichen Amtsträger leichter und mit ungeteiltem Herzen Christus anhängen und sich freier dem Dienst an Gott und den Menschen widmen können. Welches sind die tragenden Gründe für dieses Gesetz? Ich nenne drei. Erstens: Der Zölibat ist ein Hinweis auf die Lebensform des Himmels. Dort wird nicht mehr geheiratet und dort heiraten sie nicht mehr. Sie sind, wie der Heiland sagt, wie die Engel. Die Gläubigen sollen am katholischen Priester erleben, dass er an Gott und die jenseitige Welt glaubt. Der Glaube wird am glaubwürdigsten, wenn er mit einem Opfer verbunden ist. Dieser Glaube drückt sich sichtbar und erfahrbar in dem Verzicht aus, den er leistet. Was den meisten Menschen unverzichtbar und höchstes Glück scheint, nämlich die Zweisamkeit mit dem anderen Geschlecht, das gibt der Priester willig drein, weil er damit Zeugnis ablegt für seinen Gott und Herrn und für die jenseitige Welt. Dieses Zeugnis ist notwendig, denn die Menschen haften an der Erde und an ihrem kümmerlichen Glück. Sie brauchen den Beweis, dass Gott lebt und das Leben im Jenseits existiert und dass dieser Glaube die Menschen befähigt, große und schwere Opfer zu bringen.

Zweitens: Der katholische Priester ist Stellvertreter Christi als Hirt, Lehrer und Sakramentenspendender. Er soll und muss seinem Herrn möglichst weitgehend angenähert sein. Diese Annäherung geschieht grundlegend im Sakrament der Priesterweihe. Aber sie soll nicht nur ontologisch grundgelegt, sie soll auch psychologisch wirksam sein, d.h. sie soll sich vollziehen in der Lebensform durch betende Verbindung, durch liebende Vereinigung, durch ergreifenden Verzicht. Jesus ist der jungfräuliche Meister. Er hat auf Ehe und Familie verzichtet um seines göttlichen Auftrages willen. Es ist höchst geziemend, dass der Priester ihm darin folgt.

Drittens: Der ungeteilte Dienst für Gott und sein Reich beansprucht den Menschen ganz. Wer verheiratet ist, dessen Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit wird notwendig zum erheblichen, häufig zum überwiegenden Teil von Ehe und Familie beansprucht; für Gebet und Seelsorge bleibt der Rest. In Zeiten der Not haben sich Zölibatäre besser bewährt als Verheiratete. Im Jahre 1945 kam die Rote Armee nach Schlesien, in meine Heimat. Viele, die meisten evangelischen Pfarrer flohen. Ich habe nicht von einem einzigen katholischen Priester gehört, dass er seine Gemeinde verlassen hat. Mein Breslauer Mitbruder Gerhard Schaffran wurde nicht gefangengenommen, er ging freiwillig 1945 in die russische Gefangenschaft, um seinen Kameraden als Seelsorger beizustehen und blieb fünf Jahre in dieser Gefangenschaft. Hat das nichts mit dem Zölibat zu tun? Im Jahre 1955 kam der deutsche General Friedrich Foertsch aus russischer Gefangenschaft. Er erzählte dem Militärgeneralvikar Werthmann: „Zwei Gruppen von Menschen haben sich in der Gefangenschaft am besten gehalten: die katholischen Priester und die Förster.“ In Zeiten der Unterdrückung und Verfolgung haben sich die

katholischen, zölibatären Priester entscheidend tapferer verhalten als die Religionsdiener anderer Gemeinschaften. Im Konzentrationslager Dachau befanden sich 2806 Geistliche; davon waren 94,7% katholische Priester.

Ich kenne alle Argumente gegen den Zölibat. Am häufigsten hört man: In den anderen christlichen Gemeinschaften sind die Amtsträger doch auch verheiratet: bei den Protestanten, bei den Anglikanern, sogar bei den Orthodoxen. Ich antworte: Ja, bei denen sind sie verheiratet, aber aus einsichtigen Gründen. Die Protestanten haben keine Priester. Sie erheben gar nicht den Anspruch, dass ihre Prediger Priester seien. Sie sind also gar nicht ontologisch, seinshaft Christus verähnlicht. Deswegen brauchen sie nicht den Zölibat. Die Anglikaner nennen zwar ihre Amtsträger Priester, aber sie sind keine Priester, denn ihre Weihe ist ungültig, wie das höchste kirchliche Lehramt entschieden hat. Die anglikanischen Priester stehen deswegen auf derselben Ebene wie die protestantischen Prediger. Die Orthodoxen lassen Männer, die Priester werden wollen, heiraten, aber nur vor der Weihe. Wenn ihnen die Frau stirbt, dürfen sie nicht mehr heiraten. Und das alles geschieht aus Konzession an die menschliche Schwäche. Die zahlreichen Mönche bei den Orthodoxen sind in keiner Weise verheiratet; sie sind alle zölibatär. Und aus ihnen (aus den Mönchen) werden die Bischöfe genommen. Alle Bischöfe der Orthodoxen sind unverheiratet.

Ich möchte angesichts der Flucht von Priestern aus unserem Abendmahlsaal noch auf einen anderen Aspekt hinweisen. Der Zölibat als Lebensform, nicht als Gesetz, ist nicht auf katholische Priester beschränkt. Viele Männer und Frauen leben bewusst und mit Überzeugung und ohne Täuschung enthaltsam. Es sei an Politiker wie den Reichskanzler Brüning erinnert oder an den Ministerpräsidenten Bernhard Vogel. Es sei an Frauen erinnert wie Gertrud von le Fort und Edith Stein. Wir haben in unserer Gemeinde Männer und Frauen, die in der Treue zu Gottes Gebot lauter und enthaltsam leben. Wie wollen wir Priester bestehen vor den Männern und Frauen, deren Gatten verstorben sind und die jetzt allein leben müssen? Vor den zahlreichen Menschen, denen die Lebensumstände die Ehe versagt haben und die jetzt tapfer und rein durch das Leben gehen? Wie wollen wir vor ihnen bestehen, wenn wir die heilige Bürde der Enthaltensamkeit nicht tragen wollen? Die Priester, welche über das Gesetz des Zölibates murren, sollten sich schämen vor den Männern und Frauen, die lauter und klaglos ein reines Leben führen.

Müller sagt, es sei eine Frau in sein Leben getreten, und aus Sympathie sei nach und nach eine tiefe Beziehung geworden, vor der er sein Herz nicht verschließen könne. Anders ausgedrückt: Müller hat sich verliebt. Wie kam es dazu? Was hat er getan oder unterlassen, dass er, ein Priester, der Christus repräsentiert und dem die Kirche angetraut ist, sich emotional einer Frau zuwendet? Hat er nicht bemerkt, was in ihm vorgeht? Hat er sich nicht an die Regeln erinnert, die er im Priesterseminar empfangen hat für solche Situationen? Das kirchliche Gesetzbuch schreibt vor, dass sich die Kleriker mit der gebotenen Klugheit gegenüber Personen verhalten müssen, mit denen umzugehen die Pflicht zur Bewahrung der Enthaltensamkeit in Gefahr bringen könnte. Hat das Müller getan? Der Diözesanbischof hat darüber Normen zu erlassen und über die Einhaltung dieser Pflicht in einzelnen Fällen zu urteilen. Ist das im vorliegenden Falle geschehen? In der Diözese Trier unter dem Bischof Ackermann, der die Änderung der göttlichen Gebote über der Welt des Geschlechtlichen fordert? Was hat Müller getan, um die aufkeimende Neigung, die mit seinem Beruf und mit seiner Pflicht unverträglich ist, aus dem Herzen zu entfernen? Die Liebe zu einer Frau kommt ja nicht unentrinnbar wie das Schicksal über einen Menschen; jeder hat es in seiner Hand, was er mit einer aufkeimenden Neigung tut. Er kann sie hegen und pflegen und so zu einer Leidenschaft entwickeln; er kann sie aber ebenso gut überwinden und davon absteigen. Er braucht nur an seine Weihe zu denken, die ihn mit Christus verbunden hat. Soll er auf ihre Ausübung um einer Frau willen verzichten? Er braucht nur an seine Gemeinde zu denken, der er verbunden ist. Darf er sie preisgeben, verlassen wegen einer Frau? Im Kampf zwischen Neigung und Pflicht muss die Pflicht siegen. Müller spricht von der Liebe. Welche Liebe ist hier gefragt? Die Liebe zu Jesus oder die Liebe zu einer Frau? Was wiegt schwerer auf der Waage Gottes? Was sagt ein solcher Priester einem verheirateten Mann, in dem die Zuneigung zu einer anderen Frau aufflammt? Kann, darf der Mann dieser Neigung folgen? Selbstverständlich nicht. Aber der Priester hätte es vorleben sollen, was Pflicht und Treue vermag. Auch an die Frau wären Fragen zu richten. Ist ihr bewusst, was sie tat, als sie eine emotionale Bindung zu einem Priester einging? Hat sie ihre Ver-

antwortung bedacht, einer Gemeinde ihren Hirten zu entziehen? Hätte sie nicht Schluss machen müssen, als sie spürte, dass hier mehr als Zuneigung oder Freundschaft im Spiel ist? Müller erklärt, ein Doppelleben komme für ihn nicht in Frage. Ganz richtig, sehr erfreulich, aber dieses Doppelleben hätte er sehr leicht beenden können, indem er die Bindung aufgab.

Als Müller seinen Abschied vom Priestertum wegen der Frau bekanntgab, so heißt es hier in diesem Zeitungsausschnitt, „reagierte die Gemeinde mit Betroffenheit und tief empfundenem Respekt und spendete ihm minutenlang Beifall“. Betroffenheit ist verständlich, denn die Gemeinde erlebt die Untreue ihres Vorstehers und verliert ihren Hirten. Sie konstatiert das Überwiegen nach der Suche eines privaten Glücks über das Gebundensein an Gottes und der Kirche Sache. Wird dieser Vorgang ihren Glauben stärken oder schwächen? Werden Jugendliche und junge Männer durch das Ausscheiden des Priesters aus seinem heiligen Dienst zum Anstreben des Priestertums ermutigt oder entmutigt? Betroffenheit ist also verständlich. Aber Respekt und Beifall? Respekt ist nach Dudens Fremdwörterbuch Ehrerbietung oder schuldige Achtung; Beifall ist Anerkennung und Zustimmung. Seit wann, meine Freunde, empfangen Fahnenflüchtige Respekt und Beifall? Wie weit muss die Verbildung in dieser Gemeinde fortgeschritten sein, dass sie in dieser Weise die Aufgabe der Berufung eines Priesters feiert! Die Vorsitzende des Pfarreienrates, so lese ich hier, bezeichnete die Aufgabe des Dienstes durch Müller „als Neuordnung seines Lebens“. Dazu ist zweierlei zu sagen. Erstens: Im jetzigen Augenblick ist von Ordnung keine Rede. Im jetzigen Augenblick ist nur Wortbruch und Untreue zu konstatieren. Erst wenn der Papst – und nur der Papst – die Laisierung ausspricht, wäre eine vorläufige, eine Notordnung – aber nur eine Notordnung – möglich. Denn ein Priester, der laisiert ist, lebt im Zwiespalt. Er ist und bleibt geweihter Priester, aber er kann und darf seine Weihe nicht ausüben. Kann man das als neue Ordnung bezeichnen?

Der zuständige Dekan, so lese ich hier, feierte den Priester Müller „als richtig guten Priester“. Kann der ein guter Priester sein, der seine Herde verlässt? An Müller wären noch Fragen zu stellen, z.B.: Wie ist es zu dieser Entscheidung gekommen? Hat er die priesterlichen Pflichten sorgfältig und zuverlässig erfüllt? Hat er täglich das Stundengebet verrichtet? Die heilige Messe würdig gefeiert? Den Rosenkranz gebetet? Die Betrachtung gehalten? Häufig das Bußsakrament empfangen? Hat er das alles getan? Wir wissen es nicht. Ebenso wäre an den zuständigen Dekan die Frage zu richten, ob er seine Pflicht getan hat. Er hat nämlich die Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Geistlichen seines Bezirkes ein Leben führen, das ihrem eigenen Stand entspricht, und dass sie ihren Pflichten gewissenhaft nachkommen. Hat das der Dekan, der für Langenlonsheim zuständig ist, getan?

Im ganzen Zusammenhang mit dem Fall Thomas Müller ist mit keinem Wort davon die Rede, wie Gott ihn beurteilen mag. Kann es ihm gleichgültig sein, wenn sein Gnadengeschenk, die Priesterweihe, geringgeachtet, stillgelegt und für ein vermeintliches irdisches Glück eingetauscht wird? Kann ihm das gleichgültig sein, wenn das Versprechen, die enthaltsame Lebensform freiwillig zu übernehmen und darin zu verharren, gebrochen wird? Es gibt ein Buch mit dem Titel: „Wo Gott weint“. Wird sich Gott über den Abgang von Thomas Müller freuen?

Wie steht es um den Glauben eines Priesters, der Priestertum und Feier des Messopfers fahren lässt, um angeblich das Glück in den Armen einer Frau zu finden? Die Zeitumstände sind am Zusammenbruch der Priester nicht unbeteiligt. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat in der Kirche eine allgemeine Verunsicherung eingesetzt. Sie erfasst die Glaubens- und Sittenlehre ebenso wie den Gottesdienst und die gesamte Disziplin. Die schlimmste Wirkung des innerkirchlichen Zusammenbruchs ist der Kollaps des Glaubens! Die Fraglosigkeit des Glaubens ist verlorengegangen. Die Erschütterung des Glaubens trifft die priesterliche Persönlichkeit in der Wurzel. Der Priester steht und fällt mit dem Glauben. Ich habe in 63 Priesterjahren viele Priester kommen und gehen gesehen. Ich bin fest überzeugt: In aller Regel hängen Zölibatsprobleme mit Mängeln im Glauben zusammen. Wenn die lebendige Beziehung zum dreifaltigen Gott verlorengeht, wenn die Liebe zu Christus, dem Herrn, erkaltet, wem die Feier des Messopfers nicht über alles geht, dem erscheinen die zölibatäre Lebensform und die damit verbundenen Pflichten unerträglich. Der Abgang von Priestern ruft unweigerlich die Frage hervor: Haben die Bischöfe, die erstverantwortlichen Hüter und Pfleger und Prediger des Glaubens, den Glauben vollständig und ohne durchsichtige Auswahl verkündet? Haben sie ihn gegen Abschwächungen und Verdrehungen unnachtsichtig verteidigt? Was hat Herr Ackermann, was

haben seine Vorgänger im Trierer Bischofsamt getan, um die Priester im unversehrten Glauben und in der Treue zu der priesterlichen Lebensform zu festigen und zu stützen? In der Diözese Trier, meine lieben Freunde, lehrte jahrzehntlang ein Theologe, der das Priestertum leugnete. In der Diözese Trier lehrte jahrzehntlang ein anderer Theologe, von dem festgestellt wurde, dass er den lebendigen Gott leugnet. Das sind die Bedingungen, unter denen man in Trier wirken muss.

Der Mainzer Bischof Lehmann sagt, die Lebensform des Zölibates werde nicht mehr verstanden. Ich stelle zwei Fragen. Erstens: Was hat Lehmann, was haben seine bischöflichen Mitbrüder getan, damit sie verstanden wird? Wie viele Predigten haben sie zu ihrer Erklärung gehalten? Welche Hirtenbriefe haben sie diesem Thema gewidmet? Die Antwort lautet: Sie haben fast nichts getan. Sie haben tatenlos zugehört, wie diese Lebensform untergraben wird und haben selbst unbedachte Äußerungen gemacht. Zweitens: Wie viele Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche werden heute nicht mehr verstanden? Verstehen die Leute, dass die deutschen Diözesanbischöfe wie Staatssekretäre bezahlt werden? Verstehen sie das Gebot, jeden Sonntag das Messopfer mitzufeiern? Verstehen sie die Pflicht, wenigstens einmal im Jahr die Sünden zu beichten? Verstehen sie das Verbot der Trennung der Ehe nach dem Banne und das Verbot der nachfolgenden Wiederverheiratung? Und wie steht es um die grundlegenden Dogmen? Wie steht es um die Menschwerdung? Was feiert die Masse der katholisch Getauften an Weihnachten? Das Fest der Liebe, das Fest des Schenkens, aber doch nicht die Herabkunft des LOGOS auf diese Erde. Wie viele so genannte Christen teilen noch den Glauben, dass der unendliche Gott die Gestalt eines Menschen angenommen hat? Wie steht es um das Dogma von der jungfräulichen Mutterschaft Mariens? Wie viele katholische Christen teilen die Meinung der Irrlehrer, dass Josef der biologische Vater Jesu sei? Wenn wir alles das aufgeben wollen, was heute nicht mehr verstanden wird, dann können wir die Kirche zumachen! Es ist ja gerade die Aufgabe der Kirche, zu ihrer Lehre und Ordnung zu stehen ohne Rücksicht darauf, ob die Menschen sie akzeptieren oder nicht. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündige.“

Der Priester Thomas Müller will heiraten. Wir wissen nicht, wie seine Verbindung aussehen wird, aber wir haben die Erfahrung mit anderen Priestern, die geheiratet haben. Man kann fragen: Wie verhalten sich die verheirateten Priester in der Ehe? Werden sie Vater einer zahlreichen Kinderschar, oder greifen sie zu Pille und Kondom? Zwei meiner Kollegen an der Universität Mainz haben unter Bruch ihres Versprechens eine Ehe geschlossen. Der eine zeugte ein Kind, der andere zwei; danach ließ er sich scheiden. Ich bin überzeugt, dass der Abgang vom Zölibat und der Übergang zur Ehe in der Regel erst attraktiv wird mit der Absicht der Empfängnisverhütung und der Möglichkeit der Ehescheidung. Was erwarten sich zölibatsmüde Priester von der Ehe? Sie suchen ihr irdisches Glück. Werden sie es finden? Wir Priester schauen in viele Ehen hinein. Wie viele glückliche Ehen haben wir gefunden? Wenn man sagt, dass Priester unter dem Zölibat leiden, dann frage ich, ob sie wissen, wie viele Eheleute unter der Ehe leiden. Zu allen Zeiten, wenn der Glaube in der Kirche verdunstet und die Liebe zu Gott erkaltet, wird die enthaltsame Lebensform des katholischen Priesters in Frage gestellt. Das war so in der von der Aufklärung geprägten Zeit. Die Tübinger Theologische Quartalschrift schrieb im Jahre 1831: „Die Aufhebung des Zölibats wird kommen.“ Seitdem sind fast 200 Jahre vergangen, aber der Zölibat steht noch. Ich weiß nicht, meine lieben Freunde, was die Zukunft bringt. Vielleicht kämpfe ich auf verlorenem Posten, weil maßgebende Leute in der Kirche das heilige Gesetz des Zölibats innerlich bereits aufgeben haben. Aber: Lieber will ich mit wehender Flagge untergehen, als die Fahne verraten, unter der ich angetreten bin!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Versuchung

24.08.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir alle beten täglich: „und führe uns nicht in Versuchung“. Was ist Versuchung? Versuchung ist der innere Anreiz, etwas dem moralisch Gebotenen Widersprechendes zu denken, zu wollen oder zu tun. Versuchung ist die gespürte Einladung, Böses zu tun, zu sündigen. Woher stammen die Versuchungen? In erster Linie vom Teufel. Er lebt in der Gottferne, und er sucht andere in seine Gottferne hineinzuziehen. Der Teufel hat keine Ruhe, bis er, der Böse, andere böse gemacht hat. Der Teufel heißt in der Heiligen Schrift „der böse Feind“ oder „der Versucher“. Er ist der Urheber der Sünden in der Menschheit. Das Buch der Weisheit bezeichnet den Teufel als „Verführer der Menschen von Anfang“. Und wir wissen, dass er die ersten Menschen versucht und zu Fall gebracht hat. Gegenüber Adam und Eva leugnet er kühn, dass die Frucht des Baumes den Tod bringe. Geschickt senkt er den Zweifel an Gott in die Herzen der ersten Menschen. Er legt das göttliche Gebot als Ausfluss von Missgunst und Übelwollen gegenüber den Menschen aus. Er verspricht der Frau von dem Genuss der verbotenen Frucht übermenschliches Wissen: „Ihr werdet sein wie Gott und damit Gott gleich gemacht.“ Die Verheißung des Teufels ist eine Lüge. Aber keine plumpe Lüge, sondern die listige Lüge des Betrügers, der den Ahnungslosen mit doppelsinniger Lüge, mit doppelsinniger Rede hereinlegt. Die Evangelien berichten im Anschluss an die Taufe Jesu im Jordan und an das vierzig tägige Fasten von der Versuchung des Herrn durch den Teufel. Als Quelle dieses Berichtes kommt nur Jesus selbst in Frage; er wird es den Jüngern erzählt haben. Die Versuchung war nicht, wie die ungläubigen Theologen sagen, ein bloß inneres Erlebnis des um Berufsklarheit ringenden Messias. Nein, sie war ein geschichtliches, äußeres Ereignis am Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu. Satan will Jesus von dem leidvollen Weg des Messias abdrängen. Unter geschickter Ausnutzung der Umstände will er ihn zur Anpassung an die zeitgenössischen Messiaserwartungen bewegen, die dem Willen Gottes widersprechen: Missbrauch der Wunderkraft, Gewinnung der Massen durch ein Schauwunder, Annahme eines glanzvollen Messiasreiches aus der Hand des Satans, des Fürsten dieser Welt. Indem sich Jesus selbst vom Teufel entführen und versuchen ließ, bezeugte er dessen natürliche Macht. Die teuflischen Zumutungen wecken in der Seele Jesu keinen Zwiespalt. Er ist dagegen gefeit; mit ruhiger Bestimmtheit weist er sie ab. Der Teufel lässt von ihm ab. „Aber“, so bemerkt der Evangelist Lukas, „bis auf ein anderes Mal“. Also Jesus ist nicht nur am Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit versucht worden, sondern auch bei anderen Gelegenheiten. Wir denken vielleicht an den Ölberg. In jedem Falle wurde einer seiner Jünger vom Teufel versucht und überwunden, nämlich Judas aus Kariot. Bei dem Abendessen in der Nacht, da der Herr verraten wurde, bei diesem Abendessen, das der Einsetzung der Eucharistie voranging, tauchte Jesus einen Bissen ein und gab ihn dem Judas; und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn.

Die Macht des Teufels ist gefährlich für alle, die sich nicht zu Christus halten. Sie sind gegen seinen überlegenen Verstand, seine gottwidrigen Einflüsterungen, seine Fallstricke von Natur aus die Schwächeren. Der Teufel ist der Versucher schlechthin. Er kann aber nur mittelbar auf den freien Willen einwirken; er kann ihn nicht zwingen. Er ist stark, aber er ist nicht allmächtig. Der Satan kennt uns,

meine lieben Freunde. Er kennt die schwachen Punkte, und dort setzt er an. Er kennt die schwachen Stunden, und die passt er ab.

Doch, das ist Lehre der Kirche, nicht alle Sünden der Menschen sind auf Versuchungen des Teufels zurückzuführen. Wir neigen von Natur aus zum Verbotenen. Dem gefallen Menschen wohnt eine verkehrte Neigung inne, die Konkupiszenz, wie die Theologie sie nennt, der Zunder der Sünde, wie das Tridentinum sagt: *fomes peccati*. Es gibt in uns eine angeborene, erbsündliche Neigung und Ungeordnetheit zum Bösen. Das bezeugt der heilige Apostel Johannes, wenn er sagt: „Alles, was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.“ Fleischeslust – die Sinnlichkeit; Augenlust – der Besitzdrang; Hoffart des Lebens – nun, die Suche nach Anerkennung, nach Beifall, nach Lob. Als tiefste einheitliche Wurzel der Sünde erscheint die ungeordnete Selbstliebe. Der Mensch will gegen Gottes Willen etwas haben, besitzen, genießen; das ist die einheitliche Wurzel unserer Sünde. Nicht jeder Anlass zur Sünde ist eine Versuchung. Manche äußere Dinge und auch innere Gedanken bieten die Möglichkeit zum Bösen. Und sie begründen auch eine gewisse Leichtigkeit, das Böse zu tun, aber sie üben nicht notwendig einen Reiz und einen Anreiz, einen Antrieb auf den Menschen aus, das Böse zu verüben. Dass aus der Möglichkeit der Versuchung eine Sünde wird, das hängt vom Menschen ab, von seiner Eigenart und von der Mentalität des Einzelnen. Eine Versuchung liegt erst dann vor, wenn jene äußeren und inneren Anlässe zur fühlbar anziehenden und antreibenden Macht zum Bösen in der Seele werden. Versuchungen spielen sich immer in der Seele ab. Also wenn man durch ein Wort zur Sünde gereizt wird, wenn man durch ein Buch oder durch ein Bild zur bösen Lust bewegt wird, wenn die eigene Fantasie ein Begehren nach dem Bösen wachruft – das sind Versuchungen. Die Versuchung ist noch nicht die Sünde selbst, sondern ein Vorstadium. Der Anreiz zur Sünde treibt von der Versuchung zur Tat. Aus der bösen Lust wird die Sünde erst dann geboren, wenn der freie Wille hinzutritt. Das müssen Sie sich, meine lieben Freunde, für immer merken: Ohne den freien Willen kann keine Sünde in uns oder außer uns geschehen. Wegen der Gefahr zur Einwilligung ist das bewusste, unmittelbare Herbeiführen der Versuchung unerlaubt; bloße Zulassung ist aus einem hinreichenden Grunde gestattet.

Wie hat man sich vor und in der Versuchung zu verhalten? Wachsamkeit, Selbstzucht und Gebet beugen am besten gegen Versuchungen vor – Wachsamkeit, Selbstzucht und Gebet. Demütiges Vertrauen zu Gott ist besser als Ängstlichkeit. Falsch ist es immer, mit der Versuchung zu verhandeln, zu überlegen, wie weit man gehen kann, ob die Gelegenheit zum Sündigen günstig ist. Nein, nicht warten, sondern sofort handeln. Wer versucht wird, ist verpflichtet, die Versuchung mit seinem Willen abzuwehren. Der Versuchte muss mit seinem Willen der Versuchung beharrlich widerstehen. Am wirksamsten ist die ruhige Ablenkung, sich ablenken von dem lockenden Reiz und sich hinwenden zu anderem Gegenstand ohne Verkrampfung, einfach ruhig ablenken. Das schützt weit mehr vor Einwilligung als direkter Widerstand. Und außerdem: Der Mensch vermag mit Hilfe der Gnade jede Versuchung zu bestehen. Keine Versuchung ist unüberwindlich. Der Mensch vermag mit Hilfe der Gnade jede Versuchung zu überwinden. Er darf sich dieser Gnade auch gewiss sein. „Gott ist getreu. Er wird euch nicht versuchen lassen über eure Kräfte, sondern bei der Versuchung auch den Ausgang schaffen, dass ihr ihn bestehen könnt“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth.

Wie entsteht nun, meine lieben Freunde, in unserer Seele aus der Versuchung die Sünde? Welche Stadien sind dabei zu unterscheiden? Nun, der erste und an sich wichtigste Punkt ist: Der Keim der Sünden liegt in bösen und gefährlichen Vorstellungen und Gedanken. Hygiene der Gedanken ist das A und O der Überwindung der Versuchung. Alle Sünden beginnen in der Vorstellung. Und deswegen ist es so gefährlich, sich in bösen Vorstellungen aufzuhalten. Ich muss freilich erklären: Das bloße Nachdenken über das Böse ist noch keine Sünde, ist selbst nicht böse. Aber das Nachdenken kann je nach Inhalt und nach der Veranlagung des Menschen leicht die Neigung zum Bösen hervorrufen. Die zweite Stufe der Versuchung ist die an die Vorstellung sich anschließende unwillkürliche Lust am vorgestellten Bösen, also das, was wir sündhafte Gedanken nennen. Sie ist ein Gefühl sinnlichen oder geistigen Wohlgefallens, eine Angleichung des Willens an den Vorstellungsgehalt. Solange die Lust ungewollt ist, ist sie nicht sündhaft. Aber wenn der freie Wille an ihr positiv teilnimmt, indem er sich die Lust zu Eigen macht, sie hervorruft oder ihr zustimmt, entsteht die „*delectatio morosa*“, wie die Theologie sagt, also das sündhafte Verweilen in der schlechten Vorstellung, das gewollte sündhafte

Verweilen in der bösen Vorstellung, das freiwillige mit Wohlgefallen am Bösen verbundene Verweilen der Gedanken und Empfindungen bei einem sündhaften Gegenstand ohne den Wunsch, das Böse zu tun. Das ist zu beachten: ohne den Wunsch, das Böse zu tun, nur das Wohlgefallen, reines Wohlgefallen am Bösen. Hier muss ich als langjähriger Beichtvater vor einer Gefahr warnen. Meine guten Beichtkinder verwechseln manchmal das Nachdenken über Geschlechtliches mit dem sündhaften Wohlgefallen am Bösen. Das Nachdenken über Geschlechtliches ist keine Sünde, denn das Geschlechtliche ist von Gott geschaffen und darum gut. Nur der Missbrauch des Geschlechtlichen und das Wohlgefallen am Missbrauch des Geschlechtlichen ist Sünde. Das Geschlechtliche ist gut, aber der Missbrauch ist schlecht. Und solange ich nicht am Missbrauch des Geschlechtlichen Wohlgefallen habe, liegt eine Sünde nicht vor. Die Freude, das Wohlgefallen am vorgestellten Bösen heißt deswegen sündhaftes Wohlgefallen, weil der Wille sich an ihm ergötzt und es bejaht. Obschon nicht jede derartige Ergötzung auf eine unreine Tat hinzielt, sondern oft nur Personen, Bilder und Handlungen anderer zum Gegenstand hat, so geht doch das freiwillige, lüsterne Wohlgefallen fast notwendig in unlautere Begierden über. Und das ist die dritte Stufe: Die Fortentwicklung des einfachen Wohlgefallens zum Begehren ist die böse Begierde. Hier wird die bloße Ergötzung an der vorgestellten Sünde zum praktischen Wunsch nach der Sünde ohne – ohne! – den bestimmten Entschluss zur Ausführung. Die Begierde nach den im sechsten und neunten Gebot verbotenen Sünden ist ja schon im Alten Bunde untersagt worden. Und der Herr stellt die Begierde der Tat gleich. „Wer eine Frau anschaut, um sie zu begehren, hat die Ehe schon gebrochen in seinem Herzen.“ Die freiwillige Begierde der bösen Tat nimmt die Art derselben nach Gegenstand und Umständen an. Die vierte und letzte Stufe ist dann der freie Entschluss, die Tat zu vollbringen. Diese Stufe gehört schon mehr zum Wesen als zur Vorbereitung der Handlung. Dieser Entschluss ist die Seele der äußeren Tat.

Aber damit ist die Sünde nicht immer abgeschlossen, meine lieben Freunde. Es gibt auch die rückschauende Billigung und Freude über eine begangene Sünde – die rückschauende und billigende Freude. Man erinnert sich daran, an das Vergnügen – das angebliche Vergnügen –, das man damals gehabt hat. Auch das Bedauern, etwas gebotenes Gutes getan, oder etwas Böses nicht getan zu haben, auch das Bedauern ist eine Sünde. Es kommt vor, dass Menschen sich anklagen, bedauert zu haben, eine Gelegenheit, Böses zu tun, nicht benutzt zu haben, vor allem in der Wehrmacht. Wie die sündhafte Handlung ist auch die spätere Freude über begangene eigene oder fremde Sünden unerlaubt.

Jeden Tag beten wir im Vaterunser: „und führe uns nicht in Versuchung“. Das ist ja das Gebet, das der Herr uns selbst gelehrt hat. Hier wird um die Bewahrung vor der Versuchung, d.h. vor der Gefahr zur Sünde gebetet. Aber es wird ausdrücklich vor einem Hineinführen in die Versuchung durch Gott gesprochen. Das entspricht der jüdischen Denkweise. Jesus war ja Jude und lebte im Judentum, in der jüdischen Religiosität. Und im Judentum war der Gedanke geläufig, dass jede Versuchung von Gott ausgeht. Gott selbst ist es, der den Menschen, und zwar den gerechten, in die Versuchung führt, um ihn zu erproben. Der Engel spricht zu dem jungen Tobias: „Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung dich bewähren.“ Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Versuchung dich bewähren. Gott prüft seine Gerechten. Das Ziel der Versuchung ist also ein positives, nämlich die Bewährung und Feststellung der Frömmigkeit. Gott will den Menschen nicht zu Fall bringen. Dagegen erhebt schon das Buch Sirach Einspruch, wenn es schreibt: „Niemand soll sagen, er sei durch Gott zu Fall gebracht worden.“ Im Christentum haben sich wohl schon früh Missverständnisse der sechsten Vaterunserbitte eingestellt. Deswegen hat der Apostel Jakobus in seinem Brief dazu Stellung genommen: „Niemand sage, wenn er versucht wird, dass er von Gott versucht werde. Denn Gott kann nicht zum Bösen versucht werden und versucht auch selber niemand. Vielmehr wird jeder versucht, indem er von seiner eigenen Begierde gereizt und gelockt wird.“ Das ist ja eigentlich selbstverständlich. Es ist unmöglich, dass die Vaterunserbitte im Gegensatz zu vielen anderen Aussagen der Heiligen Schrift verstanden würde; der himmlische Vater will doch nicht das Verderben seiner Kinder. Deswegen kann sie nicht so verstanden werden, als ob Gott durch die Prüfung den Menschen zum Bösen führen wolle. Freilich erklärt Jesus selbst, dass sein Leiden für seine Jünger zum Ärgernis werden kann – Ärgernis ist Anlass zur Sünde. Und er sagt auch, dass Satan sich die Jünger ausgebeten hat, um sie zu sieben, wie man Weizen siebt. An diesen Versuchungen ist eben Satan der Hauptverantwortliche, aber es ist auch Gott beteiligt, indem er sie zulässt. Er lässt die Versuchungen über uns

kommen. Wenn in jüdischen Gebeten um Bewahrung vor der Versuchung gebetet wird, so kommt darin eine Frömmigkeit zum Ausdruck, der eine vermessene Selbstsicherheit fernliegt. Vor solcher Selbstsicherheit soll auch die sechste Vaterunserbitte uns bewahren. Es liegt immer an Gottes Gnade, dass wir die Versuchung bestehen.

Angesichts der Versuchlichkeit des Menschen gebietet uns die Klugheit und die Heilige Schrift ein doppeltes Verhalten. Nämlich erstens: Achtsamkeit. Wir wissen um unsere Gefährdung und unsere Schwäche. Darum gilt es vorsichtig zu wandeln, die Gelegenheit zum Bösen zu meiden, die Mittel, im Guten zu verharren, anzuwenden. „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle.“ Es hat einmal Einer ein schönes Gebet erfunden. Ein Gebet, das ich – ich gebe es zu – oft bete: Herr, schütze mich nur vor mir selber. Herr, schütze mich nur vor mir selber, vor den Untiefen meines Wesens. Zweitens: Liebe. Wer in der Liebe zu unserem Herrn lebt, wird das Ansinnen des Verführers sofort und entscheidend zurückweisen. Wie könnten wir den geliebten Herrn betrüben, ihm undankbar sein, die Treue verraten! „Wer mit starker Liebe liebt, steht fest in allen Versuchungen und traut den listigen Einflüsterungen des bösen Feindes nicht“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe

31.08.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Juden hatten theologische Fakultäten, an denen ihre Gesetzeslehrer ausgebildet wurden. Und diese spürten die Konkurrenz, die Jesus als Lehrer für sie bedeutete, und deswegen lesen wir im heutigen Evangelium, ein Gesetzeslehrer wollte ihn versuchen, d.h. er wollte ihn reinlegen, auf die Probe stellen. Und so fragt er ihn: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu besitzen? Um gegenüber den Nichtigkeiten dieser Welt wirkliche Werte zu erlangen, das Leuchten heller, großer Edelsteine, den Besitz eines übermächtig bewachten Gutes zu erlangen? Was muss ich tun, um die Inhaltlosigkeit dieser Zeit und dieser Menschheit zu entgehen? Wo stehen die ewigen Wohnungen?“ Der Gesetzeslehrer weiß, dass er etwas tun muss, wenn er das ewige Leben erlangen will; es fällt ihm nicht in den Schoß. Er muss sich regen, und jetzt fragt er, was er tun muss, um das ewige Leben zu erlangen. Der Herr dreht die Frage um: „Was steht geschrieben im Gesetz? Wie liestest du?“ Die Frage „Was steht geschrieben im Gesetz?“ bezieht sich auf den Inhalt; die Frage „Wie liestest du?“ bezieht sich auf die Ausdeutung dieses Inhalts. Der Gesetzeslehrer kennt natürlich die Bücher des Alten Testaments auswendig. Er kennt das Deuteronomium und er kennt das Buch Levitikus. Also zitiert er das Deuteronomium: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus dem tiefsten Grunde deiner Seele, aus der Quellkraft deiner Natur, mit der letzten Dynamik deines Denkens.“ Und dann aus dem Buche Levitikus das Zweitgrößte: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Der Herr nickt bedächtig und sagt: „Du hast recht geantwortet: tu das, und du wirst leben. Es braucht nur die Ausführung, dann wirst du das ewige Leben gewinnen.“ Womöglich haben sich die Jünger dabei angestoßen, denn der Herr hatte ja den Gesetzeslehrer abgefertigt. Er will sich aber nun rechtfertigen und verfolgt seine Frage weiter. „Das ist nicht das eigentliche Problem“, sagt er, „sondern ich möchte wissen, was die Schrift eigentlich meint, wenn sie sagt: deinen Nächsten. Wer ist denn mein Nächster? Auch die Sklaven von Babylon? Auch die Verächter des jüdischen Gesetzes? Die Zöllner? Auch die Samariter, die Halbheiden in Samaria? Auch die Barbaren im Dunkeln? Sind das auch meine Nächsten?“ Er denkt an das, was er gelernt hat auf der Fakultät in Jerusalem. Da hat man den Standpunkt vertreten: Der Nächste ist nur der Volksgenosse und evtl. der im Volke lebende Fremdling. Aber darüber hinaus geht der Begriff des Nächsten nicht.

Da antwortet der Herr mit einer malerischen und lieblichen Geschichte. Wir brauchen nicht anzunehmen, dass das, was der Herr erzählt, wirklich passiert ist, aber er hat es eben als Gleichnis gut erfunden. Er spricht davon, dass jemand den langen Weg von Jerusalem nach Jericho zurücklegt. Das ist tausend Meter Höhenunterschied, denn Jericho liegt ganz tief und Jerusalem ist erhaben. Das sind 27 Kilometer, so weit wie von Bonn nach Köln. Und auf diesem Wege wanderte ein Jude und wurde hier das Opfer von Räubern. Das war eine günstige Gelegenheit für die Räuber, zuzuschlagen, denn auf dem Wege nach Jerusalem und natürlich auch zurück da pilgerten die Menschen aus Arabien, die Börse gespickt voll. Oder auch bei der Rückkehr beladen mit Schenswürdigkeiten, mit Denkwürdigkeiten, mit Andenken. Und die Beduinen, die auf ihren Pferden durch die Steppe traben, nehmen die Gelegenheit wahr. Sie plündern ihn aus, sie schlagen ihn blutig, sie lassen ihn halbtot und ausgezogen am Straßenrande liegen. Nun hebt sich der Vorhang. Es kommt ein Priester, der seine drei Monate Tem-

peldienst hinter sich hat. Er kehrt voller froher Erwartungen heim zu Frau und Kind; es geht um jede Minute. Er schaut sich nicht um, er hört das Wimmern, aber er schreitet weiter. Fünfzig Schritte hinter ihm folgt sein Assistent, der Levit, der die drei Monate mit ihm im Altardienst verbracht hat. Jetzt zieht es ihn heimwärts; der Acker ruft, jede Sichel wird gebraucht. Er hat keine Zeit, sich umzuschauen. Er hört das Stöhnen und schreitet weiter. Dann wird es eine Weile still. Da kommt ein reisender Kaufmann, aber kein Jude, sondern einer aus Samaria. Sein Gehirn ist mit Zahlen angefüllt, mit Rechnungen; er ist Geschäftsmann. Vom Rande der Straße her hört er ein leises Jammern. Er horcht auf, er schaut um: Da liegt einer. Das Blut rinnt in den Graben, der heiße Atem steigt über die trockene Lippe, der Kopf ist bleich, nach hinten gesunken wie das Haupt eines Sterbenden. Der Kaufmann vergisst alles Kaufmännische. Der Mensch in ihm begreift alles Menschliche. Er packt seine Reiseapotheke aus: Öl und Wein. Er wäscht die Wunde aus und verbindet sie, und dann hebt er ihn, der ungefüge Mann, auf sein Lasttier. Er stützt ihn mit seinem Mantel, er führt das Tier vorsichtig im zagen Schritt, bis er an die Herberge kommt. Und dann führt er ihn in das Fremdenzimmer, er wacht bei ihm die ganze Nacht, er horcht auf den fiebernden Atem. Er netzt die Zunge, aber er muss weiter; das Geschäft ruft. Und deswegen zieht er aus der Tasche zwei Denare – das ist ein ganzes Stück Geld – und gibt es dem Wirt: „Was du darüber aufwendest, werde ich dir geben, wenn ich zurückkomme.“ So erzählt der Herr diese wunderbare Geschichte. Er singt sie wie eine Melodie über dem Staub der jüdischen Straße, über dem herzlosen Staub, über der egoistischen Welt. Der Herr schaut den Schriftgelehrten an. „Wer von den dreien hat die Preisfrage gelöst, hat sie praktisch entschieden nach dem Umfang des Begriffes: der Nächste?“ Dieser kuscht sich bis zur tiefen Erde, er ist geschlagen und sagt nun wohl auch ergriffen: „Der nicht flüchtete, der nicht auswich, der gehandelt hat, der Barmherzigkeit tat.“ Und Jesus sagt: „Gehe hin und tue desgleichen.“ Beachten Sie den Unterschied zwischen Frage und Antwort. Der Schriftgelehrte fragt: „Wen soll ich als Nächsten lieben?“ Jesus antwortet mit einer halbrhetorischen Frage: „Wer hat in dieser Geschichte als Nächster gehandelt?“

Jesus hat mit dem Liebesgebot kein neues Gebot gegeben. Ich sagte schon: Im Deuteronomium und im Levitikus sind die beiden Gebote, Gott und den Nächsten zu lieben, enthalten. Aber er hat sie verbunden, das Gebot der Gottesliebe und der Nächstenliebe; das ist seine eigene Tat. Das lässt sich im palästinischen Judentum nicht nachweisen. Und: Das Alte Testament und das zeitgenössische Judentum kennen auch nicht das Gebot der allgemeinen Menschenliebe. Der Nächste, den man lieben muss, ist der Volksgenosse und, wie ich schon sagte, evtl. der in der Mitte des Volkes lebende Fremdling, aber darüber hinaus niemand. Jesu Fassung des Liebesgebotes knüpft an das Alte Testament an, aber überbietet es. Erstens, indem er den Begriff des Nächsten ins Grenzenlose erweitert. Wahre Nächstenliebe fragt nicht nach der Person, nach der Religion, nach der Nation, sondern jeder Mensch, der helfende Liebe braucht, ist unser Nächster und wir sind es ihm gegenüber. Zweitens: Die Erweiterung des Begriffs des Nächsten geht zurück auf die Begründung des Liebesgebotes und die Stellung, die Jesus ihm in der gesamten Ethik anweist. Es ist nicht mehr ein Gebot neben vielen anderen; es ist die Summe des ganzen Gesetzes, der Inbegriff der Sittlichkeit. Niemand hat das so gut verstanden wie der Apostel Paulus, der im Römerbrief schreibt: „Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn die Gebote: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis geben, du sollst nicht begehren, und alle anderen sind in diesem Gebot enthalten: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Des Gesetzes volle Erfüllung ist also die Liebe.“ Es steht das Liebesgebot nicht neben dem Gebot der Gottesliebe, sondern in innigstem Zusammenhang. Jesus sieht die beiden Gebote als eine Einheit. Die Nächstenliebe hat ihren Lebensgrund in der Gottesliebe, und die Nächstenliebe ist selbst wiederum die Bewährung der Gottesliebe. Wenn wir wissen wollen, ob wir Gott lieben, brauchen wir nur zu fragen, ob wir den Nächsten lieben. So wenig echte Gottesliebe ohne Nächstenliebe möglich ist, ebenso wenig echte Nächstenliebe ohne Gottesliebe. Wollte man die Nächstenliebe von der Gottesliebe als ihrem Lebensgrund lösen, dann käme man zur bloßen Humanität: Menschlichkeit, Mitmenschlichkeit. Aber weil die Nächstenliebe Nachahmung Gottes ist, der die Sonne scheinen lässt über Gute und Böse und der Regen fallen lässt über Gerechte und Ungerechte, deswegen erstreckt sie sich auf jeden Menschen, der unserer Hilfe bedürftig ist. Aus der Begründung durch die Gottesliebe – und das ist das Dritte – und

der Nachahmung Gottes ergibt sich, dass die Nächstenliebe im Munde Christi die höchste Vollendung findet in der Liebe zum Feinde. „Ihr sollt die lieben, die euch verfolgen, die euch hassen.“

Diese Liebe ist ihrer Art nach wesentlich verschieden von dem, was die Menschen sonst Liebe nennen. Der Eros: Das ist die begehrende Liebe, die nach der Steigerung des eigenen Lebens trachtet und deswegen eine wahrhaft egoistische Liebe ist. Die Freundschaft: Freundschaft beruht auf natürlicher Sympathie. Sie beschränkt sich bewusst auswählend auf einen bestimmten Kreis gleichgesinnter Menschen. Sie dient der Verschönerung und Veredelung des eigenen Lebens. Die Liebe Christi ist auch verschieden von der Humanität. Humanität kannten die Griechen, kannte vor allem die Stoa auch. Die hat ihren Grund im Wert des einzelnen Menschen, in der Menschennatur. Weil der Mensch ein Mensch ist, deswegen soll man ihn human (menschlich) behandeln. Bei dieser Auffassung ist eben der Gedanke bestimmend, dass der Mensch als solcher etwas „Heiliges“ ist, wie Seneca sagt. Die von Jesus geforderte Liebe ist von dieser Liebe zur Menschheit grundsätzlich verschieden. Der Nächste ist stets nur der im konkreten Umgang Begegnende und niemand sonst, und darum ist sie so eine unbequeme Liebe. Sie hat ihren Grund im Willen Gottes und darin, dass alle Menschen Gott zum Vater haben. Sie ist unabhängig vom Gefühl und von der Neigung und kann deshalb zum selbstlosen Dienst an den anderen werden, ja, zur Feindesliebe und zum Gebet für die Verfolgten. Das Wesentliche an ihr ist nicht das Gefühl, sondern die Entscheidung des Willens zur helfenden Tat am Mitmenschen.

Nun muss ich aber eine Einschränkung hinzufügen. Das Liebesgebot, meine Freunde, kann auch missverstanden und missbraucht werden. Wodurch? Achten wir darauf, dass der Nächste im Gleichnis des Herrn in einer extremen Notlage ist; hier geht es um Leben und Tod. Wer hier versagt, der verfehlt sich gewiss gegen das Gebot der Nächstenliebe. Die Verpflichtung ist aber geringer, oder besteht überhaupt nicht, wo andere und leichtere Fälle der Bedürftigkeit vorliegen. Das Maß des Einsatzes an Nächstenliebe richtet sich nach der Dimension der Not, nach der Schwere der Not, nach der Dringlichkeit der Hilfe. Sodann, in unserer Gesellschaft ist das Prinzip der Arbeitsteilung zu beachten. Nicht jeder ist für alles zuständig. Es gibt eine Polizei, eine Feuerwehr, einen ärztlichen Notfalldienst. Es ist kein Verstoß gegen die Nächstenliebe, Notfälle an die zuständige Einrichtung zu überweisen, die dafür geschult und dazu bestellt ist. Schließlich darf die Anrufung der Nächstenliebe auch nicht als Mittel der Erpressung dienen. Man kann nicht auf die Liebe zum Nächsten pochen, um sich Verpflichtungen zu entziehen, die man rechtmäßig eingegangen ist. Die Nächstenliebe ist barmherzig zu den wahrhaft Notleidenden, aber sie kann nicht angerufen werden, um den bürgerlichen Rechtsverkehr lahmzulegen.

Nehmen wir, meine lieben Freunde, aus dem Evangelium des heutigen Tages zwei Erkenntnisse mit. Nämlich erstens: Gottesliebe und Nächstenliebe lassen sich nicht trennen. Es gibt keinen sicheren Aufstieg zur Gottesliebe als die Liebe zum Mitmenschen. Der hl. Johannes vom Kreuz schreibt sogar einmal: „Wer seinen Nächsten nicht liebt, verachtet Gott.“ Zweitens: Wahre und dauerhafte Nächstenliebe kann nur mit echtem Glauben bestehen, denn sie gründet in der Gottesliebe. Strohfeder der Nächstenliebe, vorübergehende Anwandlungen brennen auf allen Herden. Aber die ewige Lampe der Liebestätigkeit, die ewige Lampe brennt nur im Heiligtum des Glaubens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus, wahrer Gott

05.10.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man fragt, was das Christentum ist, so lautet die Antwort: Das Christentum ist Christus. Christus ist der Inhalt des Christentums, aber der ganze Christus, der wirkliche Christus, der göttliche Christus. Gegen diese Wahrheit stürmt der Unglaube an. Er hat weite Felder erobert, vor allem in der protestantischen Theologie. Die Mehrheit der protestantischen Theologen lehnt die Gottheit Christi ab. Wie denkt man sich den Entwicklungsgang der kirchlichen Lehre? Nun, nach der Meinung der ungläubigen Theologen hat die Urgemeinde Christus zum Gott gemacht. Er war es nicht, sondern die Urgemeinde hat ihm die Gottheit zugeschrieben, unberechtigt zugeschrieben. Die Synoptiker, die ersten drei Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas wissen angeblich von der Gottheit Christi nichts. Dagegen, meine lieben Freunde, erhebt die Erklärung, die gesunde, die rechte Erklärung der Evangelien Einspruch. Die Jünger waren von ihrer Missionsreise zurückgekehrt. Sie erzählten jetzt von ihren Erfolgen, wie die bösen Geister ihnen untertan seien, wie sie Kranke geheilt hätten. Jesus hört eine Weile zu. Dann nimmt er das Wort: „All die kleinen Tageserfolge, deren ihr euch rühmt. Was ist das gegen die monumentale weltgeschichtliche Tatsache, dass ihr Schüler des Messias seid, dass der Messias in eurer Nähe ist. Das ist das große Ereignis, dass ihr die messianische Zeit erleben könnt. Viele Alte, viele Große des Alten Bundes wollten erleben, was ihr erlebt und haben es nicht erlebt, wollten sehen, was ihr seht und haben es nicht gesehen, nämlich den Anbruch der messianischen Zeit. Isaia, Jeremias, Ezechiel, die großen Propheten des Alten Bundes haben gewartet, haben ersehnt, aber die Erfüllung haben sie nicht geschaut. Die großen Könige David, Ezechias, Josias: Sie wollten die Heilszeit sehen; sie haben sie nicht gesehen. Ihr aber, ihr meine Jünger, ihr könnt erleben, was anderen nicht vergönnt war. Ihr habt den Messias in eurer Mitte.“ Dieses Wort Jesu ist ein eindeutiger Beweis für sein messianisches Bewusstsein. Noch immer streiten Theologen, ob Jesus sich als Messias verstanden hat. Ja selbstverständlich! In ihm ist eingetroffen, was seit langer Zeit verheißen war, das ist in ihm erfüllt. Worauf Generationen gehofft haben, das ist eingetroffen. Er ist der Messias, der Herold Gottes, nicht einer der Propheten, sondern deren Überbietung.

Die Selbstaussage Jesu vor seinen Jüngern war nicht die einzige Kundgabe seines Wesens und seiner Würde. Gewiss, die Bezeichnung als Messias ist grundlegend. Diese Gestalt war den Juden bekannt, bei ihr musste Jesus einsetzen. Aber bei ihr bleibt er nicht stehen. Denn jetzt geht es darum, seine Messianität zu erklären. Zu diesem Zweck wendet er sich, wie im heutigen Evangelium gehört, an die Pharisäer: „Was haltet ihr vom Messias? Wessen Sohn ist er?“ Sie antworteten: „Der Sohn Davids.“ Der Messias ist nach ihrem Verständnis ein Nachkomme Davids, ein Abkömmling des großen Königs. Das war die geläufige Bezeichnung des Messias im Volke Israel. Die Davidsohnschaft des Messias ist ja im Neuen Testament wie im Alten Testament wiederholt ausgesprochen. Der Prophet Jeremias hat Jahrhunderte vor dem Kommen Jesu prophezeit: „Wahrlich, es kommt die Zeit, da ich einen gerechten Spross dem David erwecke; König wird er sein und herrschen voll Weisheit, Recht und Gerechtigkeit wird er üben im Lande.“ Das war eine der vielen Weissagungen über die Davidsohnschaft des Messias. Aber die Juden verstanden diesen Davidsohn als einen bloßen Menschen. Ein Menschen wie jeder andere, aber natürlich besonders hervorgehoben durch seine Herkunft und durch

seinen Auftrag, aber ein bloßer Mensch und nur ein Mensch. Diese zu niedrige, irdisch-politische Messiasidee greift Jesus an, und zwar mit Berufung auf David selbst. David galt ja als der Verfasser der Psalmen, also auch des Psalms 110. Und in diesem Psalm sagt David, der inspirierte Verfasser dieses Psalms, viel Größeres über den Messias aus. Er nennt ihn seinen „Herrn“ und lässt ihn zur Rechten Gottes thronen. Im Psalm 110 heißt es nämlich: „Es spricht der Herr (das ist Gott) zu meinem Herrn (das ist der Messias): ‚Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde dir zu Füßen lege.‘“ Wenn hier David den Messias „Herr“ nennt, wie kann er dann sein Sohn sein? Kein Vater nennt seinen Sohn seinen Herrn. Jesus will sagen: Wenn David selbst den Messias in solcher Weise neben Gott stellt, dann kann dessen Abstammung von David unmöglich seine eigentliche Bedeutung und sein wahres Wesen bezeichnen. Dann entspricht auch die landläufige Vorstellung von seinem Reiche nicht der Wirklichkeit. Jesus zwingt seine Zuhörer zum Umdenken. Ganz offen hat Jesus in seinem Prozess auf die Frage des Hohenpriesters: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ geantwortet mit der nämlichen Psalmstelle: „Ich bin es. Ihr aber werdet den Menschensohn sehen, sitzend zur Rechten Gottes, zur Rechten der Kraft (damit ist Gott gemeint) und kommend auf den Wolken des Himmels.“ In der Predigt der Apostel hat der Psalm 110 die größte Bedeutung erlangt. Sie greifen immer wieder darauf zurück. Petrus schon bei der Pfingstpredigt: „Gott hat Jesus auferweckt. Zur Rechten Gottes erhöht, empfing er die Verheißung des Vaters.“ Also erfüllt ist das Wort des Psalms 110: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde dir zum Schemel der Füße lege.“

Mit seinem Beweisgang eröffnet Jesus den Zuhörern das Verständnis seiner das Menschliche überschreitenden Wesenheit. Er ist der Messias, aber er ist mehr als der menschliche Messias, er ist mehr als der Nachkomme Davids. Jesus weist die Davidsohnschaft nicht zurück, aber er zeigt ihr Ungenügen. Sie reicht nicht aus, um sein Wesen zu beschreiben. Er ist gewiss der Davidsohn, aber er ist auch der Gottessohn. Jesus weiß sich als Gottessohn in einer die Gottessohnschaft aller Menschen übersteigenden Weise, in einer die Gottessohnschaft aller anderen Menschen wesentlich und wirklich übertragenden Kraft. Er tritt mit jenem herrschaftlichen Anspruch auf, mit dem nur Gott selbst auftreten kann. Er spricht von Gott als seinem Vater wie sonst niemand. „Wer in das Himmelreich eingehen will, der muss den Willen meines Vaters tun. Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, den will ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ Er ist Gottes einziger, geliebter Sohn, er ist der Sohn. Ihm ist Gott, was einem anderen Vater und Mutter ist. Alles, was er hat und was er ist, verdankt er dem Vater im Himmel. Der Vater seinerseits hat ihm alles gewährt, was ihm, dem Vater, selbst zu Eigen ist. Er nimmt am Sein des Vaters in vollkommener Weise Anteil. Er ist Gott vom Wesen her. Der Mensch Jesus Christus ist göttlichen Wesens wie der Vater. Als die 72 Jünger von ihrer Missionsreise zurückkehren und berichten, dass ihnen im Namen Jesu die Dämonen gehorchen, da sieht Jesus den Untergang der Satansherrschaft besiegelt: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“, und er bricht im Heiligen Geist in die Worte aus: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du dies vor Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen.“ Und jetzt kommt die Weissagung, jetzt kommt die Aussage, die größte Aussage, die sich bei den Synoptikern findet: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben. Niemand weiß, wer der Sohn ist als nur der Vater, und nur der Sohn weiß, was der Vater ist und wem der Sohn es offenbaren will.“ Der Sohn allein ist imstande, den Vater zu erkennen, und es gibt keine Kenntnis von Gott außer vom Sohne her. Im feierlichen Gleichmaß hat Jesus seine Gottessohnschaft unterstrichen: „Den Alten wurde gesagt..., ich aber sage euch....“ Da leuchtet das Bewusstsein auf, dass er nicht nur der von Gott Bevollmächtigte, sondern der Herr selbst ist, der Verfügungsgewalt hat über die von ihm geschaffenen Dinge und Einrichtungen. Er ist mehr als Jonas, mehr als Salomon, mehr als der Tempel. Er hat die Gewalt, Sünden zu vergeben, die Gottesferne im Menschen zu überwinden. Weil er Gottes Sohn ist, darum sind alle seine Verheißungen, Verfügungen und Drohungen rechtmäßig. Er ist zuständig für alle Angelegenheiten des Heils. Er ist es, an dem sich alle Wege und Zeiten, alle Geister und Schicksale scheiden, um den sich alle Liebhaber Gottes sammeln, um dessen willen Gutes getan und Gute verfolgt werden, für den gelebt und gestorben wird. Das Neue Testament, auch die Synoptiker, die drei ersten Evangelisten, lassen keinen Zweifel daran, dass der Mensch Jesus von Nazareth Gottes eingeborener, einziger Sohn ist. Aber die Bilder und Aussagen der Heiligen Schrift reichten nicht aus, um Unklarheiten zu beseitigen, um Einwänden zu begegnen. Die junge Kirche musste auf das Instru-

mentarium der Philosophie zurückgreifen, um begriffliche Klarheit zu schaffen und Widersprüche auszuräumen. In jahrhundertlangem Denken, Beten und Kämpfen ist der Kirche die geheimnisvolle Wesensart Jesu aufgegangen. Die Kirche hat nichts verfälscht, sondern alles erkannt. Die Dogmen haben die Geschichte Jesu nicht vergewaltigt, sondern sie haben herausgeholt, was in ihr vorlag. Die Dogmen von Nicäa, von Konstantinopel, von Chalcedon, von Ephesus, diese Dogmen sind die geistgeleiteten Beschreibungen der Wesensart Jesu Christi. Sie sind unauflösbar! Mit ihnen steht und fällt das Christentum. Hinter sie gibt es kein zurück, und über sie hinaus gibt es kein voran. Jesus ist Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, einen Wesens mit dem Vater.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus heilt körperliche und seelische Not

12.10.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Erklärer der Heiligen Schrift sind sich über die Krankheit des Mannes, von dem heute im Evangelium die Rede ist, nicht einig. Wir haben eben die Übersetzung gehört, es sei ein Gichtbrüchiger gewesen. Die Mehrheit der Erklärer neigt dazu, in ihm einen Gelähmten zu sehen, vielleicht einen Mann mit spinaler Kinderlähmung. Wir wissen es nicht. Die Art der Krankheit ändert nichts an dem Geschehen, von dem wir eben gehört haben. Das von allen drei Synoptikern Matthäus, Markus, Lukas berichtete Begebnis war aufsehenerregend, ja erschütternd. Die Freunde des Kranken und dieser selbst ließen es sich etwas kosten, um zu Christus zu gelangen. Das Haus, in dem er lehrte, war vollbesetzt. Auch der Platz vor der Tür war nicht ausreichend. Da gingen sie den Weg über da Dach. Sie warfen die Hecken und das Dornengestrüpp ab, das in palästinensischen Häusern zum Schutz vor Räubern und wilden Tieren auf dem Dach lag. Dann gruben sie die Lehmschicht aus, die das Dach vor Regen schützen sollte. Und schließlich hoben sie die Baumstämme ab, die das ganze Dach tragen. Sie nahmen die Anstrengung und den Unwillen der anderen, vor allem des Hausbesitzers, auf sich. Durch die Öffnung lassen sie die Trage mit dem Gelähmten hinab, sodass sie unmittelbar vor Jesus steht. Jesus ist überrascht über die Findigkeit und die Kühnheit der Männer. Das ist ihr Glaube, das ist ihr Vertrauen, das sich darin ausdrückt, das Vertrauen auf ihn, den Wundertäter von Galiläa. Nun sind alle Augen auf Christus gerichtet. Was wird er tun? Ist er empört über die Störung? Keineswegs. Wird er ihn heilen, berührt durch diesen Glauben, den er vor sich sieht? Jesus bereitet ihnen eine große Enttäuschung. Der Gelähmte und seine Freunde erwarten die Heilung des Leibes. Der Herr aber sichert ihm zu, was er gar nicht haben will: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Er gewährte ihnen nicht, was sie mit so großer Mühe erreichen wollten: die leibliche Gesundheit. Der Kranke mag es vielleicht geradezu als Bloßstellung empfunden haben, dass er öffentlich als Sünder gekennzeichnet wurde. Doch die Enttäuschung war heilsam. Jesus deckt die hintergründige Verlorenheit des Mannes auf. Was hinter seiner leiblichen Krankheit steht, das ist die seelische Krankheit, das ist die Sünde, die er selbst nicht kannte, von der er auch gar nicht geheilt werden wollte, aber deren Symptome die leibliche Erkrankung waren. Durch diese Enthüllung wurde die Situation aller Anwesenden aufgedeckt. Christus erklärte, dass er diese Urnot heile. Er sicherte dem Kranken Befreiung von einer Fessel zu, von der ihn kein Mensch befreien kann.

Die Teilnehmer, die Anwesenden hörten aus dem Ereignis den unerhörten Anspruch Jesu heraus. Er beansprucht gewähren zu können, was keinem Menschen gestattet ist, zu tun, was keinem Menschen gewährt ist, zu verrichten. Sie haben nun zwei Möglichkeiten diesem Anspruch des Herrn zu begegnen. Sie können ihn als den Ausdruck von Irrsinn belachen, oder sie müssen ihn als Häretiker verdammen, wenn sie nicht in Christus den Messias Gottes, den zu solchem Tun ermächtigten Sohn und Erben Gottes anerkennen wollen. Die erste Möglichkeit, Jesus für wahnsinnig zu halten, kommt ihnen nicht in den Sinn. Jesus wird von seinen Zuhörern nicht als Geisteskranker angesehen. Er macht offensichtlich zu sehr den Eindruck des Gesunden, des Erhabenen, des Ernstzunehmenden. Der Gedanke kommt gar nicht auf, dass man es hier mit einem Anormalen zu tun haben könnte. Das hat sich schon bei anderer Gelegenheit bewiesen. Einmal rief er aus: „Ehe Abraham ward, bin ich.“

Abraham hat sich gefreut, meinen Tag zu sehen.“ Christus machte auch damals auf seine Zuhörer einen so überwältigenden Eindruck, dass sie selbst einen so übermenschlichen Anspruch ernst nehmen mussten. Wie sehr sie ihn ernst nahmen, sieht man daraus, dass sie Steine aufhoben, um ihn zu töten. Nein, Christus ist kein Wahnsinniger. So bleibt für die Ungläubigen nur die zweite Möglichkeit, nämlich Christus zu verwerfen, weil er sich in seiner Hybris, in seiner Anmaßung Gott gleichstellt – und dass tut der in der Tat. Das haben die Zeitgenossen richtig gesehen: „Wie kann einer so reden? Er lästert Gott. Wer kann Sünden vergeben als Gott allein?“

Christus behauptet, dass er bevollmächtigt ist, die Beziehungen des Menschen zu Gott zu ordnen. Er greift mit sicherer Hand in die Seele des Menschen hinein und wirkt das Heil in der Tiefe des Herzens. Und Gott erkennt sein Tun an, ohne dass er sich der göttlichen Zustimmung versichern muss. Jesu Anspruch ist keine leere Phrase. Er beweist ihn. Auf die Anklage der Lästerung geht er gar nicht ein; er protestiert nicht einmal. Er beschränkt sich auf die für ihn entscheidende Frage: Was habe ich mit Sündenvergebung zu schaffen? Er beweist sein Wort. Er beweist durch die Tat. Er fragt seine Zuhörer: „Was von beiden ist leichter zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Nimm dein Bett, geh nach Hause und sei geheilt?“ Nun, wenn es auf das Wortemachen ankommt, ist das eine so leicht wie das andere. Soll aber dem Worte die Tat folgen, dann hat derjenige, der sagt: „Dir sind die Sünden vergeben“ es leichter, denn das ist nicht kontrollierbar. Wer aber dagegen sagt: „Steht auf, nimm dein Bett und geh nach Hause“, der geht ein gewaltiges Risiko ein, denn entweder steht der Kranke auf oder er steht nicht auf. Wenn er nicht aufsteht, dann ist derjenige, der dieses Wort gesprochen hat, ein Lügner, ein Betrüger, ein Fälscher. Jesus sagt: „Ich kann euch nicht direkt beweisen, dass ich Sünden nachlassen kann, denn das ist ein innerer, ein verborgener, ein unsichtbarer Vorgang. Aber ich mache eine andere Anwendung meiner Worte, bei der der Erfolg oder Nichterfolg sichtbar und kontrollierbar ist. Habe ich hier keinen Erfolg, dann habe ich auch im anderen Falle, nämlich der Sündenvergebung, gelogen. Lässt aber Gott meinem Worte die Tat folgen, dann bin ich also kein Lügner gewesen, dann bin ich es auch im anderen Falle nicht gewesen. Ich will euch beweisen, ihr sollt wissen, dass der Menschensohn Macht hat, Sünden zu vergeben.“ Und dann heilt Christus den unheilbar Kranken. Die Heilung geschieht ohne äußere Gebärde, ohne Untersuchung, ohne Zeichen. Das gebietende Wort allein genügt: „Ich befehle dir: Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Als wäre etwas Alltägliches geschehen, so soll der Gelähmte nach Hause gehen. Und eben dieses Heimgehen ist ein unerhörtes Wunder. Und tatsächlich: Der Kranke steht auf, nimmt das Bett, trägt es nach Hause. Alle haben es gesehen. Derselbe, der eben auf seinem Bett von Freunden herabgelassen wurde, der geht jetzt, beladen mit seinem eigenen Bett und aufrecht, vor aller Augen hinaus. An der Tatsache ist überhaupt kein Zweifel. Kein Wunder, dass alle ganz außer sich geraten und sprechen: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“ Dieser Beweis ist unübersehbar. Jesus hat den schweren Paralytiker vollkommen geheilt, mithin – und das ist ja der Zweck seines Wunders – mithin müssen ihm auch die Sünden vergeben worden sein. Weil das eine eingetroffen ist, muss auch das andere geschehen sein. Jesus wusste, dieser Mann ist ein Sünder, ein schwerer Sünder. Aber Jesus weiß auch, dass es im Willen des himmlischen Vaters liegt, diesen Mann durch ihn zu heilen. Das heißt aber, dass Gott auch entschlossen ist, ihm seine Sünden zu vergeben. Erst muss die Urnot beseitigt werden, ehe das Symptom jener Urnot geheilt werden kann. Erst muss die Krankheit der Seele geheilt werden, ehe der Leib gesunden kann. Heute wissen die Ärzte, dass es leibseelische Krankheiten gibt, und dass der Leib nur gesunden kann, wenn auch die Seele gesundet. In der Schweiz gab es einen berühmten Psychotherapeuten, nämlich Carl Gustav Jung. Er galt als bedeutendster Psychotherapeut seiner Zeit. Von Carl Gustav Jung stammt das Wort: „Ich habe noch nie einen seelisch Kranken, einen Nervenkranken heilen können, wenn er nicht zuvor seinen religiösen Glauben wiedergefunden hatte.“ Christus und er allein hat Gewalt über Seele und Leib. Er heilt beide. Er befreit den Menschen von den Hemmungen und Verstrickungen des Leibes und der Seele. Er gibt dem Menschen eine wahrhaft menschenwürdige, eine humane Existenz zurück. Das ist es, meine lieben Freunde: Es gibt kein menschenwürdiges Leben ohne Christus. Es gibt auch keine Humanität ohne Christus.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Außerhalb der Kirche kein Heil

19.10.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Das Heil des Volkes bin ich, so spricht der Herr, beobachtet meine Gesetze.“ Mit diesen Worten beginnt die heutige heilige Messe, der Introitus, das Eingangsgesang. „Das Heil des Volkes bin ich, so spricht der Herr, beobachtet meine Gesetze.“ Mit diesen Worten ist der Grundgedanke des heutigen Evangeliums ausgedrückt. Der Vergleich mit einer Hochzeit, mit einem Hochzeitsmahl, mit einem hochzeitlichen Gewand ist hergebracht in der israelitischen Religion. Beim Propheten Hoseas heißt es: „Ich vermähle mich mit dir (dem Volk) auf ewig, ich vermähle mich mit dir rechtskräftig und gesetzlich; in Zartheit und Liebe vermähle ich mich mit dir auf das Festeste, dann wirst du deinen Herrn erkennen.“ Gott will unser Gott, wir sollen sein Volk sein. Das ist der Sinn dieses Hochzeitsbildes. Zu einer solchen Hochzeit gehört das hochzeitliche Gewand. Die Stände wurden – zumindest früher – durch ihr Gewand unterschieden. Jeder Stand hatte sein eigenes Kleid. Und auch heute noch treten ja Polizeibeamte in ihrer Kleidung auf, Soldaten in ihrer Uniform, Bahnbedienstete mit ihrem Dienstkleid. Wir haben auch ein Gewand bekommen bei der Taufe. Da hat der Priester zu uns gesprochen: „Nimm hin dieses hochzeitliche Gewand, dieses weiße Kleid und trage es unbefleckt vor den Richterstuhl unseres Gottes.“ Dieses hochzeitliche Gewand ist die heiligmachende Gnade, ist die Freundschaft, mit der wir zu Gott stehen, ist seine Huld, die uns mit einer neuen Qualität überkleidet.

Diese Gedanken vom Hochzeitsmahl, vom hochzeitlichen Kleid enthalten eine zweifache Lehre für uns, nämlich erstens: Die Geladenen wollten nicht kommen. Wer sind die Geladenen? Es sind alle Menschen. Alle Menschen sind geladen, die Offenbarung Gottes in Christus anzunehmen. Jesus ist der universale Offenbarer und Träger der Wahrheit. „In keinem anderen“, so predigt Petrus an Pfingsten, „in keinem anderen ist Heil. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben den Menschen, dass sie mit ihm sollten selig werden.“ Rettung gibt es nur in Christus. Das ist keine Anmaßung, das ist der Wille Gottes. Niemand kann nach seiner Fassung selig werden. Alle, die erlöst werden und zum Heil kommen, werden es durch Christus. Er selbst sagt von sich: „Niemand kommt zum Vater als durch mich.“ Ohne Christus gibt es kein Heil. Christus lebt in seiner Kirche weiter. Die Kirche ist sein Organ, mit dem er die Menschen zum Heil führt. Die Kirche vermittelt das Heil. Und deswegen, weil Christus und Kirche untrennbar miteinander verknüpft sind, gibt es keine Möglichkeit, gerettet zu werden, ohne die Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in Übereinstimmung mit der gesamten zweitausendjährigen Lehre der Kirche erklärt: „Die einzige wahre Religion ist verwirklicht in der katholischen, apostolischen Kirche, die von Jesus den Auftrag erhalten hat, sie unter allen Menschen zu verbreiten.“ Also muss sich auch ein jeder dieser Kirche anschließen. Sie ist der Hort der Wahrheit, sie allein. Die Kirche ist das universale vom Sohne Gottes eingesetzte Heilssakrament. Außerhalb der Kirche ist kein Heil. Wir wissen, dass in anderen Religionen Splitter der Wahrheit sind, Elemente der Wahrheit, Spuren – vestigia – Spuren der Wahrheit. Aber sie sind weder ein Heilsweg noch ein Heilmittel. Nun ist aber Gott gerecht. Er lohnt und straft nach den Taten der Menschen in Gerechtigkeit. Er schenkt und versagt das Heil nach Verdienst und Schuld. Deswegen gilt: Es wird niemand verworfen, der ohne Schuld ist. Wer also ohne Schuld die Kirche nicht findet, aber Gott aus ehrlichem Herzen sucht, kann durchaus das Heil erlangen. Alle, die außerhalb der sichtbaren Gemeinschaft der Kirche stehen, erlangen es durch die Kirche, weil sie nämlich den Willen haben, alles das zu

tun, was Gott zu ihrem Heil verordnet hat. Nun hat aber Gott verordnet, dass sie in die Kirche eintreten. Also wären sie, wenn sie es erkennen würden, auch bereit, in diese Kirche einzutreten. In diesem Sinne ist die Kirche tatsächlich allein-seligmachend. Sie ist die Arche des Heiles, und sie vermittelt den Menschen das Heil. Alle Erlösungsgnaden fließen nur mit Hinblick auf Christus und seine Kirche.

Die Kirche lädt nun alle ein, sich ihr anzuschließen. Aber nicht alle folgen der Einladung. Warum treten die Menschen nicht in die Kirche ein? Die Einladung steht. Warum folgen sie ihr nicht? Vor kurzem hat der lutherische Pfarrer Andreas Theurer ein Büchlein geschrieben mit dem Titel: „Warum werden wir nicht katholisch?“ Er selber ist nämlich mit seiner Familie katholisch geworden. Ja, warum werden sie nicht katholisch? Wir vermögen nicht, in die Herzen der Menschen zu schauen. Aber wir können aus ihrem Reden und Verhalten erschließen, warum sie der Kirche fern bleiben. Viele bemühen sich nicht um religiöse Erkenntnis; sie suchen die Wahrheit nicht. Sie geben sich zufrieden mit der Arbeit und Erholung, mit Essen und Trinken. Sie sind zufrieden, wenn sie die Bedürfnisse des irdischen Lebens befriedigen können. Für bescheidene religiöse Ansprüche haben sie ja die ökumenischen Andachten. Manche haben auch keine Gelegenheit, wahrhaft überzeugte und nach ihrer Überzeugung lebende katholische Christen zu erleben. Es fehlt ihnen das Vorbild. Und das ist die Frage, die wir an uns stellen müssen: Sind etwa wir schuld, dass die Menschen nicht zur Kirche finden? Versperrt ihnen unser Leben den Zugang zu der Arche des Heiles? Ich kannte die evangelische Frau eines katholischen Gemüsehändlers. Die Frau sagte eines Tages zu mir: „Ich wäre katholisch geworden. Aber wenn man ein Bild vor sich hat wie ich mit meinem Manne, der die Religion überhaupt nicht praktiziert und noch ein Ehebrecher ist, wie soll ich dann zu dieser Kirche finden?“ Seit dem nachkonziliaren Zusammenbruch in unserer Kirche fällt es suchenden Menschen schwer, in ihr und durch sie die Wahrheit zu finden. Die Einheit im Glauben ist zerbrochen! Wir haben Prediger und Religionslehrer, die nicht mehr den wahren Glauben predigen und verkündigen. In der Vergangenheit konnten wir gegen Irriges lehrende Amtspersonen die sichere Verkündigung der Träger des kirchlichen Lehramtes anrufen. Aber auch in dieser Hinsicht hat sich manches gewandelt. Es gibt Bischöfe, die nicht mehr fraglos hinter der Lehre der Kirche stehen! Ich erinnere an Äußerungen der Herren Ackermann und Marx. Können die Menschen die Kirche finden, wenn der Anschein entsteht, sie sei nicht mehr die Säule und Grundfeste der Wahrheit? Wenn auch am Heiligen Stuhl Zweifel aufkommen? Der große Jurist Carl Schmitt hat es so formuliert: „Alles schwimmt, sagt Heraklit; der Felsen Petri, der schwimmt mit.“ Was soll denn die Bischofssynode, die wir soeben erlebt haben? Wissen wir nicht mit untrüglicher Sicherheit, was der Wille Gottes über der Ehe und über der geschlechtlichen Sittlichkeit ist? Wissen wir es nicht seit zweitausend Jahren? Benötigen wir eine derartige Versammlung, wo nur verkehrten Ansichten eine Plattform geboten wird?! Jedermann sieht, dass hier von Bischöfen und Kardinälen an der Lehre der Kirche gerüttelt wird! Kommunionwürdig ist, wer frei von schwerer Sünde ist. Wer in einer ungültigen Ehe lebt, der befindet sich im Dauerzustand der schweren Sünde. Nur wenn er ihn beendet, kann er den Leib des Herrn empfangen. Ein sündhafter Zustand – das möchte ich dem Herrn Kardinal Kasper sagen – ein sündhafter Zustand hört nicht dadurch auf, sündhaft zu sein, dass er lange andauert. Ist das so schwer zu verstehen?

Einem der Geladenen fehlte das hochzeitliche Gewand. „Freund, – Freund! – wie bist du hier hereingekommen ohne hochzeitliches Gewand?“ Der Mann verstummte; er war verlegen, er wusste keine Antwort. Seine Verfehlung ist schwerwiegend. „Bindet ihm Hände und Füße und werft ihn hinaus in die Finsternis draußen.“ Für ihn ist kein Platz in dem festlich erleuchteten Hochzeitssaal. Meine lieben Freunde, am vergangenen Sonntag wurde hier in dieser Kirche um 15.00 Uhr der neue Pfarrer eingeführt. Dabei wurde das Evangelium vom Hochzeitsmahl vorgetragen. Aber hören und staunen Sie, ohne den Schluss von dem Manne ohne hochzeitliches Gewand. Das hat man weggelassen. Passt es nicht mehr in die nachkonziliare Szene? Verstößt es gegen den heute üblichen Heilsoptimismus?

Die Berufung zum Christentum ist noch nicht die Rettung. Wir müssen vielmehr im Christentum verharren, wir müssen in der Kirche bleiben, wir müssen wahre Glieder des Leibes Christi werden. Glieder, meine lieben Freunde, können den Leib nicht verlassen. Sie können abgeschnitten werden, aber dann müssen sie sterben. Menschen, die aus der Kirche fliehen, verlassen die Arche des Heiles. Warum tun sie das? Häufig aus irdischen, weltlichen Gründen. Wegen der Kirchensteuer, so sagt man, oder wegen ärgerlicher Vorfälle von Priestern und Bischöfen. Meine lieben Freunde, sind wir in die

Kirche eingetreten wegen eines Menschen oder wegen unseres Gottes und Heilandes? Und bleiben wir in der Kirche wegen eines Menschen oder wegen der Wahrheit und der Gnade? Verlässt jemand den Fußballclub FC Bayern, weil Uli Hoeneß ins Gefängnis gehen musste wegen Steuerhinterziehung? Kündigt jemand sein Konto bei der Deutschen Bank, weil da ein Manager vor Gericht gezogen wird? Hier in Budenheim wurde ein vor Jahrzehnten am Ort wirkender Pfarrer verdächtigt, eine unerlaubte Beziehung zu einer in der Pfarrei tätigen Dame zu unterhalten. Eine meiner Nachbarinnen hat sich deswegen von der Kirche abgewandt, wie mir ihr Mann, der Protestant ist, erzählte. Ich habe zuverlässige Männer dieser Pfarrei befragt. Männer, die um die Verhältnisse wissen. Sie haben mir entschieden und einmütig gesagt: „Diese Behauptung ist ein falsches Gerücht. Daran ist nichts wahr.“ Ich habe noch nie etwas davon gehalten, sich wegen Schwächen und Mängeln von Menschen von der Kirche zu trennen. „Die Trennung von der Kirche ist immer ein größeres Übel als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will“, schrieb im dritten Jahrhundert der heilige Bischof Cyprian. Die Trennung von der Kirche ist immer ein größeres Übel als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will. Was bringt die Flucht aus der Heilsgemeinde Christi? Woraus wollen die Flüchtlinge das Wort Gottes entnehmen? Woher die Gnade schöpfen? Wer hindert uns, fromm zu sein, wenn ein Priester und ein Bischof versagt?

Wir müssen in der Kirche bleiben und in der Kirche als Christen leben. Im zweiten christlichen Jahrhundert schrieb Justin in seiner Verteidigungsschrift für die Christen: „Wenn ein Christ in seinem Wandel sich nicht so zeigt, wie Christus uns gelehrt hat, so soll er nicht als Christ angesehen werden, mag er auch mit der Zunge die Lehre Christi bekennen.“ Auf das Leben kommt es an, auf die Wirklichkeit. An erster Stelle muss ein Glied der Kirche im unverkürzten Glauben der Kirche stehen. Der Glaube prägt die Kirche, gibt ihr ein unverwechselbares Gesicht. Wer zur Kirche gehören will, muss ihren Glauben teilen. Was nützt es, in die Kirche aufgenommen zu werden und nicht am Glauben der Kirche festzuhalten. Unser Heil hängt am Glauben. Der Apostel Paulus hat es immer wieder eingeschärft, so im Brief an die Römer: „Wenn du mit dem Munde bekennt, Jesus ist Herr, und im Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, dann wirst du gerettet werden.“ An die Korinthergemeinde schreibt er: „Ich tu euch das Evangelium kund, dass ich euch gepredigt habe, dass ihr angenommen habt, indem ihr fest steht. Durch dieses werdet ihr auch gerettet, wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch verkündet habe, denn sonst wäret ihr vergeblich gläubig geworden.“ Wir glauben, wie die Kirche glaubt, nicht was ein Theologe uns vorträgt. Vor wenigen Wochen fragte mich eine Krankenschwester nach dem Tübinger Theologen Küng. Ich sagte ihr: „Das ist ein Abgefallener.“ Da wurde sie böse und sagte: „Dann bin ich auch abgefallen.“ Denn sie hatte sich offenbar auf diesen Mann eingelassen und seine Theologie. Aber Küng ist kein Christ mehr. Das bezeugt ein so berühmter Theologe wie Hans Urs von Balthasar.

An zweiter Stelle muss ein Christ treu zur Sittenlehre der Kirche stehen. Was nützt es, Glied der Kirche zu sein, aber die Gebote, die sie in Gottes Namen verkündet, zu missachten. Das Halten der Gebote verbindet uns doch mit Christus, es bekräftigt die Zugehörigkeit zur Kirche, es bezeugt unsere Liebe zum Heiland. Niemand hat das deutlicher ausgesprochen als der Apostel Johannes: „Daran erkennen wir, dass wir ihn (Christus) erkannt haben, wenn wir seine Gebote halten. Wer sagt: Ich habe ihn erkannt, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner und in dem ist nicht die Wahrheit.“ Es ist das unmessbare Glück, meine lieben Freunde, dass wir die Gebote Gottes kennen. Wir dürfen über vieles froh sein, was in unserer Kirche vorhanden ist, aber ich persönlich habe es immer als ein wahrhaftig unmessbares Glück empfunden, zu wissen, was ich tun muss, weil Gott es so geordnet hat. Denn das ist der Weg des Heiles. Es kann nichts heilsam sein, was gegen den Willen Gottes ist. Es ist metaphysisch unmöglich, dass eine Sünde dem Menschen Heil bringt – das ist metaphysisch unmöglich. Die Gebote des Herrn sind ein sicherer Führer. Sie belehren den Menschen, sie machen Toren zu Weisen. Christus, meine lieben Freunde, macht seine Jünger für die getreue Weitergabe seines Erlösungswerks an alle Menschen bis ans Ende der Zeit verantwortlich. Was er den Aposteln auftrug: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern“, das ist an uns gesagt. Beim Gericht werden wir gefragt werden: Was hast du getan, um die Menschen deiner Umgebung zum Glauben, zur Kirche zu führen? War dein Leben ein Zeugnis für Christus?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus, König der Wunder

26.10.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute das Königsfest Christi. Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens ist König. Er ist König, weil er der menschengewordene Gottessohn ist. In seiner großen Enzyklika vom Jahre 1925 hat Papst Pius XI. das Königtum Christi zutiefst und zuletzt damit begründet, dass er in der hypostatischen Union lebt, d.h. dass er eine göttliche und eine menschliche Natur in einer göttlichen Person vereinigt. Als Sohn Gottes ist ihm das All, die ganze Welt, die Natur unterworfen. Am Ende der heiligen Messe wird immer der Prolog des Johannesevangeliums gebetet, und da heißt es: „Alles ist durch ihn geschaffen, und nichts, was geschaffen ist, ist nicht durch ihn geschaffen.“ Er ist der Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, wie wir im Glaubensbekenntnis aussagen. Er ist auch der Erhalter. Alles ist in seine allmächtige Hand gegeben. Ein besonderer Ausdruck seiner Herrschaft sind seine Machttaten, die wir Wunder nennen. Sie zeigen, dass er der souveräne Herr der Welt ist. Um es gleich zu sagen: Wer Christus die Wunder abspricht, der zerzt ihm den Königsmantel von den Schultern! Wunder sind von Gott außerhalb der Naturordnung gewirkte empirisch erkennbare Vorgänge – außerhalb der Naturordnung gewirkte empirisch (erfahrungsmäßig) erkennbare Vorgänge. Damit Wunder empirisch erkennbar sind, müssen sie der natürlichen Erfahrung angehören, also entweder dem Geistesleben oder dem Naturleben. Und so unterscheidet man Geisteswunder, z.B. Weissagungen, und Naturwunder. Das Wunder liegt außerhalb der natürlichen Seinsordnung. Und zwar kann das auf dreifacher Weise geschehen: Einmal, indem Gott etwas wirkt, was Naturkräfte überhaupt nicht bewirken können. Sodann, dass er eine an sich natürliche Wirkung hervorbringt unter Benützung seiner Allmacht ohne Benützung der Naturkräfte. Schließlich, indem er eine Wirkung hemmt, welche die Naturkräfte in einem bestimmten Falle haben müssen.

Nun sind Begriff und Sache des Wunders angefochten. Wenn Sie Bücher evangelischer Theologen und – sei es geklagt – auch mancher katholischer Theologen von heute lesen, da finden sie die Wunder wegerklärt. Begriff und Sache des Wunders sind aber für den katholischen Christen unaufgebbar. „Wer sagt, Wunder könnten nicht geschehen, und deswegen seien alle Wunderberichte unter die Legenden und Mythen zu verweisen, der sei ausgeschlossen“, so das Erste Vatikanische Konzil von 1870. Die Überzeugung von der Möglichkeit und Wirklichkeit von Wundern stützt sich auf die Existenz und das Wesen Gottes. Gott ist der absolute unendliche Geist. Ein Geist von unendlicher Kraft, ein Geist von unermesslicher Macht. Er steht über der Natur. Mit seinem bloßen Willen hat er die Welt erschaffen. „Gott sprach, und es geschah.“ Damit soll ausgedrückt werden: Er hat keine Anstrengung gebraucht, hat nicht auf eine Materie zurückgegriffen, die schon da gewesen wäre. Er hat die Welt aus nichts erschaffen. Willkür scheidet vom Wunderbegriff aus. Wunder sind keine Willkür Gottes. Sie sind in den überlegten Weltplan Gottes eingebaut. Wunder sind auch keine Notbehelfe, als ob Gott gewissermaßen als Reparaturmacher eingreifen müsste in den Weltlauf. Nein, Wunder begleiten das Offenbarungswort Gottes und bestätigen es. Das ist ihre Funktion: Sie bestätigen, sie bekräftigen das Offenbarungswort Gottes.

Die Welt ist offen für Wunder, denn die Welt ist bedingt. Bedingt heißt: Sie besteht nicht kraft ihres Wesens, sondern sie könnte auch nicht bestehen. Alles innerweltliche Sein ist kontingent, wie der

Fachausdruck heißt, ist nicht aus seinem Wesen heraus notwendig. Und diese Bedingtheit kommt auch den Naturgesetzen zu. Auch die Naturgesetze sind nur von bedingter Notwendigkeit. Bedingte Notwendigkeit ist eine Notwendigkeit, die von einer Voraussetzung abhängt. Bezieht sich diese Abhängigkeit auf eine von Natur aus eindeutig bestimmte Ursache, dann sprechen wir von naturgesetzlicher oder physischer Notwendigkeit. Und solche Notwendigkeit kommt den Naturgesetzen zu. Naturgesetze sind erfahrungsgemäß sich immer wieder bestätigende, aus dem Naturgeschehen ableitbare und abgeleitete Regeln. Sie gestatten bei Vorlegen gewisser experimentell prüfbarer Bedingungen Voraussagen über das Eintreten anderer Erscheinungen. Naturgesetze im heutigen Sinne sind eigentlich erst von Johannes Kepler formuliert worden mit seinen drei Keplerschen Gesetzen über die Umlaufbahn der Gestirne. Isaac Newton hat dann die erste umfassende Theorie der Naturgesetze im Sinne der heutigen Physik entwickelt. Naturgesetze zu erkennen, ist das Ziel der Wissenschaft von Anfang bis heute. Naturgesetze haben eine unersetzbare Rolle für die technische Anwendung der Erkenntnisse. Ein Ereignis ist dann erklärt, wenn wir es als Konsequenz eines Naturgesetzes erklären können. Ein Naturgesetz besteht aus einer mathematischen Formel zusammen mit der empirischen Interpretation der verknüpften Symbole. Eine notwendige Bedingung für ein Naturgesetz ist seine zeitlich und räumlich unumschränkte Geltung. Ursache und Wirkung sind in einem Naturgesetz notwendig verbunden, und deswegen spricht man auch von Kausalgesetz. Eine Ausnahme von dem naturgesetzlichen Geschehen ist der Natur nicht möglich. Die Natur und die Naturkräfte können Wundertaten aus eigenen Kräften nicht hervorbringen. Insofern gilt das Gesetz vom geschlossenen System.

Aber die Kraft, der wir die Wundertaten zuschreiben, diese Kraft gehört nicht in den Naturkreislauf. Sie steht vielmehr außerhalb desselben; wir nennen sie Gott. Das ist die Erklärung, die wir für die Wunder haben. Im Wunder kommt eine außerhalb der Naturordnung stehende Kraft zur Auswirkung. Was den Naturkräften unmöglich ist, das ist dem Schöpfer der Natur möglich. Die Natur ist ja auch nicht nur abhängig von Gott, sie ist auch hingeordnet auf Gott und aufgeschlossen für Gott. Die Naturgesetze werden durch Wunder nicht eigentlich aufgehoben, sondern Gott verhindert in einem bestimmten Fall ihre Auswirkung und ruft kraft seiner Allmacht die an kein Naturgesetz gebundenen Wirkungen hervor, zu denen die vorhandenen Naturkräfte nicht ausreichend sind. Ich fasse zusammen: Die Möglichkeit des Wunders ergibt sich aus der Allmacht Gottes, aus der Kontingenz der Dinge und aus der bloß physischen Notwendigkeit der Gesetze. Die Wunder sind sinnenfällige, außergewöhnliche Begebenheiten, welche die natürlichen Kräfte übersteigen und nur in Gott ihren unmittelbaren oder mittelbaren Urheber haben können.

Es scheint, dass gewisse Erkenntnisse der modernen Physik die Möglichkeit von Wundern nahelegen. Die Wissenschaft ist überzeugt, Naturgesetze haben hypothetischen Charakter. Was heißt das? Das besagt, dass die Gültigkeit der naturwissenschaftlichen Theorien nie endgültig gesichert ist, sondern nur besser oder weniger gut empirisch gestützt werden kann. Deswegen kann es wissenschaftlich keine von vorneherein bestehende Unmöglichkeit des Wunders geben – wie Immanuel Kant behauptete. Naturwissenschaftlich sind Wunder nicht erklärbare, aber empirisch feststellbare Phänomene. Auf einem anderen Wege kommt Werner Heisenberg zu der Offenheit der Welt für Wunder. Er hat ja bekanntlich die Unschärferelation formuliert – die Unschärferelation. Danach ist ein Messprozess nicht imstande, Ort und Geschwindigkeit eines Teilchens mit beliebiger Genauigkeit zu bestimmen, sodass dessen zukünftiger Weg unter dem Einfluss einer Kraft eindeutig vorherzusagen wäre. Das heißt: Die Quantentheorie zwingt zur Annahme eines Indeterminismus, der den Determinismus aufhebt, welcher das All als ein Urwerk mit eindeutig vorhersehbarer Zukunft betrachtet hat. Schließlich lässt auch der statistische Charakter der Naturgesetze Wunder als möglich erscheinen. Statistischer Charakter besagt, dass Naturgesetze immer nur eine sehr hohe und für uns praktisch zur Gewissheit werdende Wahrscheinlichkeit haben. Ein Ziegel fällt auf die Erde, wenn man ihn fallen lässt. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass er einmal in die Höhe fällt. Das ist der Sinn statistischer Naturgesetze. Der statistische Charakter der Naturgesetze bringt Wunder nicht hervor, aber er lässt Raum für sie.

Der Zweck weist die Wunder der Wirkmacht Gottes zu. Der Zweck der Wunder ist immer ein religiöser. Auch wenn Heilungen vorgenommen werden, auch wenn Naturkräfte in Dienst gestellt werden, der letzte Zweck ist immer ein religiöser. Das Wunder wird nicht konstituiert durch den Glauben,

wie Goethe meinte: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“. Nein, nein, nein, Wunder sind durch die Vernunft feststellbar, nicht durch den Glauben. Was da geschieht, ist empirisch, also erfahrbar. Wunder können deswegen auch nicht nur durch den Glauben erkannt werden, sondern durch die reine Vernunft. Die Naturwissenschaft ist imstande, die Außerordentlichkeit eines Ereignisses festzustellen. Das Ärztebüro in Lourdes tut das bei in Lourdes geschehenen Wundern. Ob dieses Geschehen freilich auf Gott zurückgeführt wird, das ist dem Glauben überlassen. Aber das Faktum selbst, die Tatsache ist empirisch, vernünftig feststellbar. Man muss nur die entsprechenden Methoden der Wissenschaft getreulich anwenden. Der ungläubige Schriftsteller Renan sagte einmal: „Wenn diese Wunder in Lourdes wirklich geschehen sind, dann kann ich meine ganze Schreiberei in den Ofen werfen.“ Das könnte er.

Der Unglaube geht so vor: Zuerst behauptet er die Unmöglichkeit von Wundern. Wenn man ihm aber dann Wunder nachweist, dann sagt er: „Die Berichte sind unglaubwürdig, erfunden.“ Dagegen sagen wir: Gegen Tatsachen helfen keine Argumente. Der einfachste Beweis der Möglichkeit der Wunder ist ihre Wirklichkeit. Steht die Tatsächlichkeit der Wunder fest, dann müssen sich die Theorien nach den Tatsachen richten. Wir Gläubigen wissen, dass Gott der Herr der Natur und Herr der Wunder ist. Als er seinen Sohn in die Welt sandte, da strahlten in seinen Leben die Wunder auf. Vom Stern von Bethlehem bis zur Sonnenfinsternis am Karfreitag reiht sich Wunder an Wunder in diesem wunderbaren Leben unseres Heilandes. Sie bezeugen seine Würde, die Würde des Messias, die Würde des Christkönigs, die wir heute feiern.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unsere himmlischen Freunde

01.11.2014 (Allerheiligen)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere Heiligen sind unser Stolz und unsere Freude. Dass wir solche Verwandte haben, dass wir uns auf sie berufen können, dass sie zu uns gehören, und dass wir zu ihnen gehören, das macht uns stolz, demütig stolz, denn es ist ja nicht unsere Leistung, es ist ja Gottes Gnade. Aber wir dürfen stolz sein auf unsere Heiligen. Und wir dürfen uns ihrer freuen, denn sie sind es, die es geschafft haben. Sie haben den Sieg errungen. Sie sind durch das Tränental hindurchgeschritten, ohne sich zu verlieren. Und darüber herrscht Freude bei ihnen im Himmel und bei uns. Die Heiligen sind eine unermessliche Schar. Wir denken an die einzelnen Gruppen: an die Martyrer und Bekenner, an die heiligen Bischöfe und Päpste und Kirchenlehrer, an die großen Glaubensstreiter und Glaubensboten, an die Einsiedler und Büsser, an die gottgeweihten Jungfrauen und Witwen, an die Helden der christlichen Liebe, alle, die durch ihre tägliche Treue im Leben heilig geworden sind in dieser Welt. Männer und Frauen, „eine Schar“, so heißt es ja in der Apokalypse, „die niemand zählen konnte“. So groß ist sie: aus allen Stämmen, Völkern, Sprachen und Nationen. Die Heiligen sind erstens unsere Vorbilder und zweitens unsere Fürbitter. Das ist ihre unerlässliche Funktion für uns: Sie sind Vorbilder, sie sind Fürbitter. Die Heiligenverehrung beginnt mit dem Kult der Martyrer. Die Christen waren von Anfang überzeugt, dass, wer sein Blut für Christus vergießt, in die Welt Gottes, in den Himmel aufgenommen wird. Und so haben sie seit dem 2. Jahrhundert an den Gräbern der Martyrer die Eucharistie gefeiert. Sie haben Kirchen und Kapellen über den Gräbern der Martyrer erbaut. Sie haben sie angerufen und sie haben zu ihren Ehren Opfer und Gaben dargebracht.

Unsere Beziehung, meine lieben Freunde, zu den Heiligen ist eine fünffache. Erstens: Wir beten zu ihnen. Wir beten sie nicht an. Das ist eine Verkennung, vielleicht auch eine gewollte Diffamierung der Heiligenverehrung. Nein, wir beten sie nicht an, sondern wir beten zu ihnen. Anbeten, d.h. als den höchsten Herrn anerkennen, kann man nur Gott. Wir verehren die Heiligen als Diener Gottes, als Freunde Gottes, als Meisterwerke der Gnade Gottes. Sie sind heilig geworden durch die Macht der Gnade, und deswegen sind sie die Meisterwerke Gottes. Wenn wir sie verehren, verehren wir Gott. Wir verehren Gott in seinen Heiligen. Wir beten zu den Heiligen anders als zu Gott. Gott bitten wir, dass er uns selbst Gutes verleihe und Übles abwende. Zu den Heiligen dagegen beten wir, dass sie als Freunde Gottes bei ihm als unsere Sachwalter und Fürsprecher tätig werden. Deswegen wenden wir zwei verschiedenen Bittformeln an: Zu Gott sagen wir: Erbarme dich unser, erhöre uns. Zu den Heiligen sagen wir: Bittet für uns. Auf unseren Altären wird das Messopfer dargebracht, aber es wird nur Gott dargebracht, nicht einem Heiligen. Der Heiligen wird gedacht beim Messopfer. Aber das Messopfer wird nur Gott dargebracht. „Wo ist ein Bischof“, sagte einmal der heilige Augustinus, „der sagt: Wir opfern dir: Petrus, Johannes, Cyprian. Nein, unser Opfer gilt Gott allein, der den Martyrern die Krone verliehen hat.“ Wir beten zu ihnen.

Zweitens: Wir feiern ihre Feste. Der Heiligen sind so viele, dass die Tage des Jahres nicht ausreichen, um jedem Heiligen einen Tag zu widmen. Und so hat die Kirche das Fest Allerheiligen geschaffen, wo wir alle in die Herrlichkeit Gottes gekommenen Menschen feiern und verehren. Der Festtag der Heiligen ist meistens ihr Todestag. Gestern feierten wir das Fest des heiligen Wolfgang, und ge-

stern war der 31. Oktober. Am 31. Oktober 994 ist Wolfgang gestorben, ist er in den Himmel eingegangen. Wir feiern ihren Todestag, weil es der Geburtstag für den Himmel ist. An diesem Tage stehen die Heiligen leuchtend vor uns und rufen uns zur Nachfolge. Jedes Heiligenfest ist ein Siegesfest. Sie haben besiegt das Fleisch, die Begierde und die Welt. Jeder Tag der Heiligengedächtnisse ist ein Tag der Dankbarkeit. Wir danken Gott, dass er uns diesen Heiligen geschenkt hat. Er ist ein Tag der Erinnerung. Wir vergessen die Heiligen nicht. Das Andenken der Heiligen darf nicht untergehen. An ihrem Festtag soll es wieder lebendig werden. Die meisten von uns tragen den Namen eines Heiligen. Er soll uns heilige Verpflichtung sein und auch sichere Hut – heilige Verpflichtung und sichere Hut. Der Name soll uns verpflichten, das Leben des Heiligen nachzuahmen, seine Tugenden zu erwerben, so zu leben, wie er gelebt hat. Und sie sollen auch unsere Patrone sein. Sie sollen für uns bitten. Es sollte kein Tag vergehen, meine lieben Freunde, wo wir nicht unseren Namenspatron um seine machtvolle Hilfe anrufen. Wir feiern die Feste der Heiligen.

Drittens: Wir ehren ihre Bilder. Bilder von Heiligen sind so alt wie die Kirche. Sie erscheinen anfänglich als Geleiter Verstorbener bei ihrer Aufnahme in die Seligkeit oder bei ihrer Krönung durch Christus. Seit dem 5. Jahrhundert aber werden die Heiligen allein für sich dargestellt. Das christliche Mittelalter hat seine Dome und Kirchen mit Heiligenbildern und Heiligenfiguren geschmückt. In dieser Bilderbibel konnte auch der Ärmste und Ungebildetste lesen und verstehen: Was sie getan haben, das soll ich nachahmen. Sie rufen uns zur Nachahmung auf, sooft wir sie anschauen. Das Konzil von Trient hat gegen Überschwang und Verirrungen ausgesprochen: „Wir glauben nicht, in den Bildern wohne etwas Göttliches oder eine besondere Kraft.“ Nein, sondern die Bilder erinnern uns an den Heiligen. Sie haben nicht eine besondere Kraft in sich, oder sie machen nicht den Heiligen gegenwärtig – das sind Verirrungen, sondern es ist so, dass die Heiligenbilder uns an ihre Tugenden erinnern und zu ihrer Nachfolge aufrufen. Heiligenbilder werden besonders an Wallfahrtsorten ausgeteilt. Sie werden auch als Erinnerungsbilder verschenkt bei Geburt, bei Erstkommunion, bei Priesterweihe, bei Todesfällen. Sie werden in Gebetbücher eingelegt. Man gibt Heiligenbilder sogar mit ins Grab. Wir sollen die Bilder der Heiligen ehren.

Viertens: Wir verehren ihre Reliquien. Reliquien sind Überbleibsel von Heiligen, sei es direkt von ihren Körpern oder von Gebrauchsgegenständen, die sie benutzt haben. Die Reliquienverehrung ist uralt und wird auch im weltlichen Bereich geübt. Man zeigt den Degen Napoleons oder das Tagebuch Walter Scotts. Wir halten die Reliquien der Heiligen in Ehren, weil der Heilige Geist sich ihrer Körper als Organe und Gefäße zu allen guten Werken bedient hat. Reliquien werden in den Altar eingelegt; man spricht vom Reliquiengrab. Und das ist die Stelle, die der Priester während der heiligen Messe immer wieder küsst. Gott selbst hat die Reliquien der Heiligen durch Wunder verherrlicht. Vom heiligen Pfarrer von Ars wird berichtet, dass er ein besonderer Verehrer der heiligen Philomena war. Und als eines Tages sein Getreide ausging, das er ja für die Armen und für die Kinder verwandte, da brachte er eine Reliquie der heiligen Philomena auf den Kornspeicher, und der Kornspeicher füllte sich von oben bis unten. Man zeigt noch heute die Stelle, wie hoch das Korn durch das Wunder gestanden hat. Gott will mit solchen Reliquienwundern unser Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen stärken und uns selbst zur Verehrung der Heiligen anleiten.

Fünftens: Das ist vielleicht für uns das Wichtigste: Wir ahmen ihr Beispiel nach. Meine lieben Freunde, die Heiligen waren keine anderen Menschen als wir. Sie waren von Natur aus genauso gear- tet wie wir. Sie haben sich gefreut und sie haben gelitten wie wir. Den Heiligen hat es noch nicht gegeben, dem Schmerz nicht weh getan hätte und den Lust nicht erfreut hätte. Aber sie haben eben den Hang zum Vergnügen, zum Genuss bekämpft und überwunden. Sie haben den Unmut und den Widerwillen gegen das Leiden besiegt. Der Pfarrer von Ars, unser Vorbild – unser beschämendes Vorbild – der Pfarrer von Ars pflegte sich vor Tagesanbruch zu erheben und weilte stundenlang vor dem Tabernakel, damit Jesus nicht allein sei. Viele Stunden saß er im Beichtstuhl und hörte immer wieder die gleiche Leier vom Verrat der Menschen an. Er aß nur einmal am Tag und schlief wenig. Die Heiligen hatten Kämpfe zu bestehen. Die Angriffe kamen von innen und von außen. Von innen: Selbstzweifel, Verzagtheit, Trockenheit nagten an ihnen. Sie fühlten sich von Gott verlassen. Von außen: Demütigungen, Zurücksetzungen trafen sie. Ihre besten Unternehmungen wurden verdächtigt und verhindert, trafen auf Widerstand. Ein Held ist, der standhält – und die Heiligen haben standgehalten.

Den Heiligen haben auch Versuchungen nicht gefehlt. Der Satan macht sich immer noch mehr an die heran, die schon auf einem hohen Stand der Heiligkeit stehen als an diejenigen, die erst am Anfang sind. Der Satan hat Sinn für Qualität. Und so haben die Heiligen Versuchungen ohne Maß über sich ergehen lassen, aber sie haben sie überwunden. Sie haben die Mittel gebraucht, die zu ihrer Überwindung erforderlich sind. In den dunklen Stunden der Versuchung wird die Heiligkeit geboren.

In dieser Stunde können wir nicht schweigen von der Königin der Heiligen, von Maria. Sie ist aus zweifachem Grunde die Königin der Heiligen. Erstens: Sie steht Gott am nächsten. Sie war sein auserwähltes Werkzeug, als er seinen Sohn in die Welt sandte. Zweitens: Sie ist von ihm ausgestattet worden wie kein anderer Heiliger. Ihr blieb die Zuziehung der Erbsünde erspart. Sie wurde mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Da könnte man meinen: Ja, ist Maria uns nicht durch solche Auszeichnungen und solche Erhebungen fern gerückt? Nein, sie ist bei uns geblieben. Sie ist unsere Schwester, und sie ist auch unsere Mutter. Am Kreuz hat sie der Herr uns als seine Mutter und unsere Mutter bezeichnet. Darum sammeln sich um Maria ihre glücklichen Kinder: die Jugend, Männer und Frauen. Unaufhörlich strömt der Ruf zu ihr: Maria hilf! Er wäre schon längst erloschen, wenn er nicht erhört würde. Denn wenn Maria mit uns die Hände faltet, dann steigt unser Gebet wahrlich zum Himmel auf. Darum singen wir Maria unsere Lieder: „Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn. Du bist ja die Mutter, dein Kind will ich sein.“ Maria, die Mutter, die uns einst Jesus gebracht hat, will uns alle zu Jesus bringen, damit wir durch ihn im Heiligen Geist zum Vater kommen. Das ist unsere große Sehnsucht, dass wir alle das Ziel erreichen, das die Heiligen erreicht haben. Das ist unser Gebet am heutigen Tage: Ihr Freunde Gottes allzugleich, verherrlicht hoch im Himmelreich, erfleht am Throne allezeit, uns Gnade und Barmherzigkeit!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Sterblicher, denk' ans Sterben!

02.11.2014 (Allerseelen)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Gedenktag Allerseelen Versammelte!

Die Abendglocken des Allerheiligenfestes läuten einen anderen Gedenktag ein: Allerseelen. Beide Tage gehören zusammen, denn die Heiligen des Himmels und die Seelen im Fegfeuer gehören zur Gemeinschaft, in der alle Glieder der Kirche stehen. Welche Zeit wäre geeigneter zu diesem Gedenktag als der November? Wo die Blätter fallen, wo die Natur sich zum Tod rüstet, wo überall das letzte Blühen vergeht, wo der Herbstwind über die kahlen Felder das *de profundis* der Natur singt: Aus den Tiefen rufe ich zu dir, o Herr. Da stimmt auch die Kirche dieses Lied an: „Aus der Tiefe, o Herr, rufe ich zu dir. Höre auf mein Flehen.“ Der Allerseelentag, meine Freunde, ist ein tieferster Tag. Er ist der Tag stiller Einkehr, der Tag eindringlicher Mahnung, der Tag des Trostes und der Tag des Gebetes.

Erstens ist der Allerseelentag der Tag der Einkehr. An diesem Tage sollen wir in die Stille gehen. Da soll die Seele zurückwandern in die Vergangenheit. Da sollen unsere Toten wieder aufstehen, um Zwiesprache mit uns zu halten. Und wie sie uns anschauen, unsere Verstorbenen. Da brechen alte Wunden wieder auf. Wir gedenken unserer Verstorbenen: unserer Eltern, Geschwister, Kinder, unserer Schulkameraden, Lehrer, unserer Arbeitskollegen und Mitarbeiter, unserer Freunde und Feinde. Wir lassen unser Leben und ihr Leben an unserem Geist vorüberziehen. Ich meine, meine lieben Freunde, am schmerzlichsten ist der Gedanke: Was habe ich alles versäumt und gefehlt an denen, die mir nahestanden, die mir anvertraut waren, denen ich begegnet bin? Wie war ich eng und kleinlich. Warum habe ich gezürnt? Warum nicht lieber geschwiegen und getragen, als getadelt und geschimpft? An diesem Tage pilgern wir zum Friedhof. Auch die unter uns, die keine Toten zu beklagen haben, sollten durch die Gräberreihen gehen und die Predigt der Gräber sich anhören. Die Grabsteine reden; es ist eine stumme, aber eindringliche Sprache. Nur wenige Worte stehen auf den meisten Grabsteinen: irgendein Name, manchmal auch ein frommer Spruch und dann Zahlen: Anfang und Ende einer Zeitspanne, die einmal ein Menschenleben umschloss. Manchmal viele Jahre, Jahrzehnte, aber auch zuweilen nur ein bis zwei Jahre. Aber das ist belanglos, denn immer heißt es: geboren – gestorben. Das ist das Wesentliche. Was dazwischenliegt, wer achtet darauf? Auf jedem dieser Steine steht es endgültig, unwiderruflich: geboren – gestorben. Das ist das Gesetz dieser Erde. Und das ist die Predigt, die alle Toten uns halten. Es ist den Menschen bestimmt, einmal zu sterben. Alle, die unter den Grabsteinen ruhen, haben einmal gelebt wie wir, haben gearbeitet und geruht, gesät und geerntet, haben sich gefreut und haben getrauert, haben gesündigt wie wir. Und jetzt ist für sie alles vorüber wie ein Schattenspiel. Jetzt steht unter jedem ihrer Namen: gestorben. Und es ist, als ob jeder aus dem Grabe uns zurufen würde: Ich war, was du bist. Ich bin, was du wirst. Das ist die erschütternde Predigt der Gräber. Die Predigt von Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Menschenlebens. Wie viele von denen, die mit uns einst ein Stück des Weges gewandert sind, sind müde geworden und haben sich zur Ruhe gelegt? Wie viele Menschen, die wir erlebten und die wir liebten, Menschen, die uns Gutes getan haben, Menschen im weißen Haar, die ihr Tagewerk vollbracht haben, aber auch Menschen in Jugendlocken, die früh von uns gegangen sind. Nun sind sie tot. Und auch ihnen gilt der Allerseelentag. Und

wenn wir ihn im nächsten Jahr erleben sollten, da wird mancher von uns dabei sein, für den wir auch beten müssen, weil er inzwischen heimgegangen ist.

Solche Gedanken enthalten eine ernste Mahnung: Bereit sein für den Tod. Der Tod wäre nicht so etwas Tiefenstes, wenn die unsterbliche Seele nicht wäre, wenn die Ewigkeit nicht wäre, wenn das Gericht nicht wäre, wenn das Sterben nicht die Brücke entweder zu ewiger Freude oder zu ewigem Leid wäre. Im spanischen Bürgerkrieg wurde ein Priester, ein gläubiger, frommer Priester, von den „Roten“ gefangengenommen. Er wurde verhört von einem ehemaligen Priester, der zu ihm sagte: „Ich möchte kein Missverständnis aufkommen lassen: Ich habe meinen Glauben aufgegeben und stehe außerhalb der Kirche.“ Da entgegnete der gläubige Priester: „Sie Glücklicher, Sie Glücklicher. Ich wollte, ich könnte meinen Glauben loswerden. Morgen in aller Früh erschossen zu werden, fiel mir nicht so schwer, wenn ich überzeugt wäre, danach in ewigen Schlaf zu fallen.“ Aber wir fallen nicht in einen ewigen Schlaf, wir fallen in die Hände Gottes. Und von diesen Händen steht in der Heiligen Schrift: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ Auch das steht in der Heiligen Schrift, nicht nur die Worte von der Barmherzigkeit! Viele Menschen hören nicht gern vom Tode reden. Am liebsten schlossen sie jedes Mal die Augen und die Ohren, wenn irgendetwas sie an den Tod erinnert, damit nicht die behagliche Ruhe ihrer Seele gestört werde. Aber es ist gut und heilsam für uns, uns an diese ernsteste aller natürlichen Wahrheiten zu erinnern. Nicht, damit wir niedergedrückt werden, sondern damit wir jederzeit gerüstet sind für die letzte Stunde. „Sterblicher, denk' ans Sterben!“, so steht im Buch von der „Nachfolge Christi“. Niemand weiß, wann der Tod kommt. „Seid bereit! Ihr wisst weder den Tag noch die Stunde.“ In meiner Heimat steht ein Kreuz – ein steinernes Kreuz. Und auf diesem steinernen Kreuz ist der Spruch angebracht: Der Weg zur Ewigkeit, der ist doch gar nicht weit. Um achte fuhr er fort, um neune war er dort. An dieser Stelle ist einmal ein Fuhrmann verunglückt. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde ein englisches Luftschiff von England nach Frankreich geschickt und bei Beauvais in einem jähen Absturz vernichtet. Die letzte Botschaft, die das Luftschiff aufgab, lautete: „Nach einem ausgezeichneten Mahle sind die Passagiere im Begriff, schlafen zu gehen.“ Eine halbe Stunde später schliefen alle – den ewigen Schlaf. Sie dachten, irgendwo im sonnigen Süden aufzuwachen, und sie erwachten in der Ewigkeit – nach einem ausgezeichneten Mahle. Der ganze furchtbare Ernst des Schrittes vom Diesseits zum Jenseits packt uns bei dieser letzten Botschaft. Ein üppiges Essen in einer Luxuskabine bei Wein und fröhlichem Plaudern und dann der jähe Tod. Und danach das Gericht. Ob sie bereit waren? Wir alle sind unwissend vom Geheimnis des Todes. Wohl erschüttert uns hin und wieder der Tod eines nahestehenden Menschen, aber dann vergessen wir es wieder und machen es wie der Mann im Gleichnis, der seine Scheunen gefüllt hatte mit Frucht und sagte: „Jetzt ruhe aus, meine Seele, lass es dir gut gehen, iss und trink, denn du hast reiche Ernte gehalten.“ Aber dem Gott sagte: „Heute nacht noch wird man deine Seele von dir fordern.“ Ja, die Wahrheit vom Leben nach dem Tode birgt eine ernste Mahnung an uns.

Aber sie ist natürlich auch eine Quelle des Trostes. Sie sagt uns, dass die Trennung der Toten von den Lebenden keine Trennung für immer ist. Es gibt ein ewiges Leben. Der Mensch besitzt eine unsterbliche Seele. Sie trennt sich im Tode vom sterblichen Leibe. Sie kehrt entweder unmittelbar zu Gott zurück und findet in seiner Gegenwart und in seiner Anschauung unendlichen Frieden, unendliche Liebe, unendliche Wonne – wir nennen diesen Zustand Himmel. Wenn sie noch nicht bereit ist für die Großartigkeit Gottes, dann geht sie ein in den Zustand der Reinigung: das Fegfeuer. Wer sich bewusst gegen Gott entscheidet, der gelangt in den Zustand immerwährender Unseligkeit. Das sind die letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel oder Hölle und das Fegfeuer als Vorletztes. Gewiss, das Leid der Verstorbenen erneuert sich am Allerseelentag. Aber wenn wir den Blick von den Grabhügeln heben, da sehen wir – auch auf unserem Friedhof in Budenheim – das Kreuz. Das Kreuz ragt auf über den Gräbern mit dem Bild des Erlösers. Und die gekreuzigte Gottesliebe neigt sich zu dem blutenden Menschenherzen, macht den Blick weit und tief, dass es schauen kann, was vom irdischen Glauben verhüllt ist. Da sieht es den Heiland durch die Gräberreihen schreiten, segnend und tröstend, ihn, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist.“ Der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ Das ist der tiefe Trost des Aller-

seelentages, die hoffende Gewissheit einstigen Wiedersehens. Die Gewissheit, dass der Tod nicht nur Ende, sondern auch Anfang ist. Wie trostlos steht daneben der Unglaube, der von einem Leben im Jenseits, von einem Wiedersehen nichts weiß, für den nur die große Nacht beginnt, das große Nichts. Die Ungläubigen singen das Lied von der Erde: Macht euch's auf der Erde schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn. Die Gläubigen singen das hohe Lied des Glaubens: Selig die Toten, die im Herrn sterben. Von nun an werden sie von ihren Mühsalen ausruhen, denn ihre Werke folgen ihnen nach – ihre Werke folgen ihnen nach. Ein trostvolles, aber auch ein ernstes Wort. Alle Werke folgen nach: die guten und die bösen. Sie begleiten uns zum Gerichte Gottes. Auch unseren Verstorbenen sind sie gefolgt. Gewiss dürfen wir hoffen und sollen wir hoffen, dass sie bei Gott Barmherzigkeit gefunden haben, aber wir wissen auch, dass der Mensch auf der Waage Gottes anders gewogen wird als im Urteil der Menschen, und dass nur Reines zum ewig Reinen eingehen kann. Der König des Weltalls ist kein Schattenkönig. Der Herr der Heerscharen lässt seiner nicht spotten. Im Buche Hiob steht das Wort: „Selbst die Himmel sind vor ihm nicht rein, geschweige denn der Mensch, der gänzlich verderbte, der die Sünde trinkt wie Wasser.“

Darum muss der Allerseelentag für uns ein Tag des Gebetes sein. An diesem Tage tragen die Menschen Kränze und Lichter auf die Gräber. Das ist ein Ausdruck der Verbundenheit, ein Sinnbild der treuen Liebe, die über das Grab hinaus andauert. Aber wahre Liebe will nicht nur gedenken, wahre Liebe will auch helfen. Und wir können den Verstorbenen helfen durch unser Gebet. Es kommt nicht zu spät. Denn Gott, der alle freien Handlungen des Menschen voraussieht, hat auch die Gebete, die wir heute für längst Verstorbene verrichten, gesehen und in seine Entscheidung beim Gericht einbezogen. Es ist nicht überflüssig, für längst Verstorbene zu beten. Auch sie können durch unser Gebet Hilfe empfangen. Ich kannte eine Dame, die sagte: „Ich bin katholisch geworden, weil ich in dieser Religion für meine Verstorbenen beten kann.“ Manche Schuld der Dankbarkeit wird durch das Gebet abgetragen. Wir wollen beten und auf unsere Verstorbenen zugehen, denn sie strecken ja ihre Hände aus und sprechen: „Gedenket unser, wenigstens ihr, gedenket unser, unsere Freunde.“ Mit diesem Gebet folgen wir der Mahnung und dem Beispiel der Kirche, die am Allerseelentag wie an keinem anderen Tage zum Gebet für die Verstorbenen ruft. Der Priester darf an diesem Tag mehrmals die heilige Messe feiern. Und eine dieser Messen wird für alle Verstorbenen dargebracht. Für alle ihre Kinder betet die Kirche, dass sich an ihnen das Wort des Propheten erfülle: „Siehe, ich sende den Frieden über sie wie einen Strom.“ Das Gebet, das von den Altären aufsteigt, soll sich mit unserem Gebet vereinigen zu einem einzigen tiefen Strom der Barmherzigkeit. Er soll hinunterfluten in das Reich der Armen Seelen, soll eine Brücke bauen, auf der die Entsühnten heraufsteigen zum Vaterherzen Gottes, damit auch ihnen das Jubelwort gilt, das die Kirche am Allerheiligenfeste von ihren vollendeten Kindern im Himmel singt: „Jene aber sind im Frieden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wunder Jesu

09.11.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wunder ist ein Geschehen, das aus der Naturkausalität nicht hervorgeht und nicht hervorgehen kann. Wunder ist eine Erscheinung, die nur Gott zum Urheber haben kann. Wir haben am Sonntag vor einigen Wochen versucht, zu zeigen, dass von Seiten der Naturwissenschaft keine durchschlagenden Einwände gegen die Möglichkeit von Wundern erhoben werden. Wir haben unsere Überlegungen abgeschlossen mit dem Satz: Der beste Beweis für die Möglichkeit der Wunder ist ihre Tatsächlichkeit. Uns geht es heute um die Wunder Jesu. Die Quellen des Lebens Jesu berichten von seinen Wundern. Die Tatsächlichkeit der Wunder ist in den Evangelien tief verankert, und zwar gerade in solchen Redestücken, die unzweifelhaft auf Jesus zurückgeführt werden müssen, die mit Sicherheit von Jesus stammen. Johannes der Täufer war unsicher, ob Jesus der verheißene Messias ist oder nicht. Er schickte deswegen zwei Jünger zu Jesus und fragte ihn: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Jesus antwortete nicht mit ja oder nein; er verweist auf seine Taten: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet. Und Heil dem, der sich an mir nicht ärgert!“ Die Taten weisen ihn als Messias aus. Er erfüllt durch sein Tun, was die Propheten von ihm verkündet haben. Diese Rede Jesu wäre natürlich sinnlos, wenn er die Taten nicht getan hätte, auf die er sich hier beruft. Als Jesus die Unwilligkeit vieler seiner Zeitgenossen bemerkte, sich zu ihm zu bekehren und ihn als den Gottgesandten anzuerkennen, da brach er eines Tages in den Ruf aus: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären in den heidnischen Lasterstädten Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Es wird ihnen im Gerichte erträglicher ergehen als euch. Und du, Karphanaum? Bist du nicht bis zum Himmel erhoben worden? Bis zur Hölle wirst du hinabgestoßen werden!“ Diese Worte sind sinnlos, wenn Jesus in Chorazin und Bethsaida und Karphanaum keine Wunder gewirkt hätte. Das Volk erlebte, dass Jesus die Dämonen aus den Besessenen austrieb und staunte. Einige aber sagten: „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Sie zweifelten also an seiner Macht nicht, aber sie führten sie auf den Satan zurück. Da fordert sie Jesus zum Nachdenken auf: „Ein Reich, das in sich selbst entzweit ist, zerfällt. Wenn nun der Satan den Satan austreibt, dann ist ja sein Reich zu Ende. Überlegt doch einmal, was ihr da sagt.“ Diese drei Texte, meine lieben Freunde, sind deswegen so wertvoll für uns, weil niemand vernünftigerweise bezweifeln kann, dass sie echt, ursprünglich sind, von Jesus wirklich gesprochen wurden. Wer die Geschichtlichkeit des Wunderwirkens Jesu leugnet, der muss diese Worte als unecht erklären. Aber das ist vollendete Willkür. Nach den Evangelien und Jesu eigenem Zeugnis gehören Predigt und Wunderwirksamkeit Jesu untrennbar zusammen. Durch seine Verkündigung ruft er die Gottesherrschaft aus, und durch seine Wunder treibt er die Satansherrschaft zurück.

Das Wunderwirken Jesu wird bezeugt durch den Zulauf, den er hatte. Jesus sagte es einmal fast unwillig: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder erlebt, dann kommt ihr nicht.“ Die Predigt allein genügte ihnen nicht. Durch seine Predigtätigkeit ist der Zulauf nicht zu erklären. Die Massen fanden sich bei Jesus ein, weil sie die Wunder sahen, die er tat. Als seine Mutter und seine Angehörigen ihn einmal sprechen wollten, da konnten sie gar nicht zu ihm gelangen wegen der Menge des Volkes, die

ihn umgab. Der Gelähmte musste durch das Dach herabgelassen werden, weil die Masse ihn umdrängte. Als die blutflüssige Frau Jesus berührte, um Heilung zu finden, da wandte er sich an die Menge und fragte: „Wer hat mich berührt?“ Da sagten die Jünger fast unwillig zu ihm: „Du siehst doch, wie dich das Volk umdrängt. Wie kannst du fragen: Wer hat mich berührt?“ Jesus zog sich an den See zurück, und viel Volk folgte ihm. Auch aus Judäa, aus Idumäa, aus Tyrus und Sidon waren sie gekommen, und zwar deswegen, weil sie vernommen hatten, was er alles tat. Dieser Andrang erklärt sich nur aus dem Wunderwirken Jesu.

Auch die Reaktion der Zeugen bezeugt die Wunder. Die Machttaten Jesu geschahen nicht im Verborgenen, sondern im hellen Licht des Tages. Sie geschahen vor vielen Anwesenden. Die Menschen, welche die Nutznießer der Wunder Jesu waren, und die Menschen, die bei den Machttaten Jesu als Zeugen anwesend waren, sie wurden die Propagandisten der Wunder. Sie waren überzeugt, nichts Alltägliches, sondern Unerhörtes erlebt zu haben. Als Jesus den Besessenen von Gerasa geheilt hatte, fing er an, im ganzen Zehn-Städte-Gebiet Jesu Tätigkeit zu preisen, und alle staunten. Als Jesus die Tochter des Synagogenvorstehers Jairus zum Leben erweckt hatte, da gerieten die Zeugen außer sich vor Erregung. Als er über den See wandelnd zu den Jüngern kam, in das Schiff stieg und der Wind sich legte, da gerieten alle außer sich. Sie waren gerade nicht der Ansicht, dass Jesus in die Schar der Zauberkünstler und der Scharlatane einzureihen sei, dies es damals gab. Nein, sondern sie waren überzeugt: Was hier geschieht, das ist unerhört. Als er den Gelähmten heilte, da sagten sie: „So etwas haben wir überhaupt noch nicht gesehen.“ Und als er den Seesturm beruhigte und dem Seebeben gebot, da erfasste die Anwesenden große Furcht und sie sprachen: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“

Auch die Gegner haben die Wunder Jesu nicht bezweifelt; sie haben sie nur falsch ausgelegt. Sie führten sie nicht auf Gott, sondern auf den Satan zurück. Das Aufsehen, das die Machttaten Jesu erregten, und die Gefolgschaft, die er fand, waren sogar der Auslöser für den Todesbeschluss. „Wenn wir ihn gewähren lassen, laufen ihm alle nach.“ Das war ihre Argumentation. „Was sollen wir tun, da dieser Mensch so viele Zeichen wirkt? Lassen wir ihn gewähren, werden alle an ihn glauben.“ Damit das nicht geschah, sollte er beseitigt werden. Und als Jesus am Kreuze hing, da haben die spottenden Hohenpriester und Schriftgelehrten immer noch seine Wunderwirksamkeit anerkannt: „Andern hat er geholfen...“ Seine Machttaten waren eben unbezweifelbar. Es blieb den ungläubigen Theologen unserer Tage vorbehalten, sie zu bezweifeln.

Über die Quelle der Wunderkraft sagt Petrus in einer Predigt, dass Jesus von Gott mit göttlicher Kraft ausgerüstet war. Jesus bezeugt es selbst: „Wenn ich durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Die Wunderkraft Jesu ist göttlichen Ursprungs. Er ist kein Zauberkünstler, er ist kein Magiker, er hat nicht in Ägypten irgendwelche Scharlatanerien gelernt, nein, Jesus ist Herr der Wunder kraft seiner Wesensart. Das haben auch gutwillige Zeitgenossen anerkannt. Der Blindgeborene, dem Jesus das Augenlicht wiedergegeben hatte, hielt den Juden vor, es sei doch sonderbar, dass sie nicht wissen, woher Jesus ist: „Wir wissen doch, dass Gott Sünder nicht erhört; sondern wer Gott ehrt und seinen Willen tut, der wird erhört. Seit Ewigkeiten ist es nicht gehört worden, dass jemand einem Blinden das Augenlicht gegeben hat. Wenn dieser nicht von Gott wäre, könnte er so etwas nicht wirken.“ Die Wunder und die Zeichen, die Jesus wirkt, bezeugen, dass das Reich Gottes nahe ist. Die Wunder sind bezeugende Vorwegnahmen der eschatologischen Heils- und Heilungsmacht Gottes, die in Christus Jesus und seiner Auferstehung von den Toten angebrochen ist. Sie sind Zeichen, d.h. Hinweise auf das göttliche Heilwirken in Jesus. Sie zeigen hin auf den Offenbarer Gottes und erweisen ihn als den Gottgesandten.

Der Unglaube geht davon aus, dass Jesus ein bloßer Mensch gewesen ist; und daraus ergibt sich alles andere. Als bloßer Mensch kann er keine übermenschlichen Machttaten vollbringen. Wenn ihm solche zugeschrieben werden, sind das Erfindungen seiner Anhänger, Produkte menschlicher Phantasien. Der Unglaube ist bereit, einzuräumen, dass Jesus als Therapeut, als Psychotherapeut tätig war. Und das haben viele andere neben ihm und außer ihm auch getan. Der evangelische Theologe Käsemann schreibt: „Das historisch Erweisbare führt nicht über den Bereich auch anderswo bezeugter psychisch-somatischer Heilwirkungen hinaus.“ Ist das wirklich so? Wo ist der Arzt, der einer Krankheit befiehlt, und sie weicht? Der Aussätzige, der zu Jesus kam, fiel auf die Knie und bat ihn: „Wenn

du willst, kannst du mich rein machen.“ Jesus erbarmte sich seiner, streckte seine Hand aus und sprach zu ihm: „Ich will, sei rein!“ Sogleich wich der Aussatz von ihm und er wurde rein. Jesus verhält sich wie Gott, der am Anfang vor der Schöpfung gesprochen hat: „Es werde..., und es ward...“ Wo ist der Arzt, der einen Kranken mit einem bloßen Willensentschluss heilt? Die kananäische Frau bat Jesus, ihre vom Dämon gequälte Tochter zu befreien. Jesus sah ihren Glauben, und das genügte ihm. Er schickte die Frau nach Hause mit den Worten: „Der Dämon ist ausgefahren aus deiner Tochter.“ Als die Frau heimkam, fand sie das Kind auf dem Bette liegen und geheilt. Wo ist der Arzt, der einen Kranken heilt, ohne ihn angesehen zu haben? Jesus nimmt Fernheilungen vor. Der königliche Beamte bat Jesus, zu ihm zu kommen, um seinen todkranken Sohn zu heilen. Jesus versagt ihm die Erfüllung seiner Bitte, er geht nicht. Aber er sagt dem Vater: „Geh hin, dein Sohn lebt.“ Auf dem Heimweg kommen ihm seine Diener schon entgegen und melden ihm, dass sich das Leiden seines Sohnes gebessert habe. Er fragt sie nach der Stunde, wann es mit ihm besser geworden sei. „Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber.“ Da erkannte er, dass es dieselbe Stunde war, in der Jesus zu ihm gesagt hatte: „Dein Sohn lebt.“ Und er glaubte mit seinem ganzen Hause. Allein durch einen bloßen Willensakt aus der Ferne hatte Jesus diesen Kranken geheilt.

Das Wunderwirken Jesu unterscheidet sich auch von all den Zauberkünstlern und Magiern, welche die Geschichte uns – mehr oder weniger glaubwürdig – vorstellt. Die angeblichen Wundertäter der anderen Religionen suchen die Öffentlichkeit. Sie wollen bekannt sein, sie wollen berühmt werden, sie wollen zu Einfluss und zu Einnahmen kommen. Nichts dergleichen bei Jesus. Er war in seinem Wunderwirken zurückhaltend. Ja, er suchte zu verhindern, dass Wunderhysterie mit Glauben verwechselt wurde. Dem geheilten Aussätzigen sagte er: „Gib acht, dass du es niemand sagst.“ Als er den Taubstummen heilte, gebot er den Zeugen, es niemand zu sagen. Als er das Töchterchen des Jairus geheilt hatte, da gebot er den Eltern, niemand zu sagen, was geschehen war. Er wollte, dass die Gläubigen auf sein Wort hören und sich nicht nur an seinen Taten begeistern. Sie kamen zu ihm von allen Seiten, der Andrang war groß. Ein heilkundiger Arzt hätte sich über so viele Patienten gefreut, er hätte eine Praxis aufgemacht, er hätte Assistenten eingestellt. Nicht so Jesus.

Die ungläubigen Theologen erklären die Wunderberichte als unhistorisch. Jesus möge vereinzelt Kranke und Besessene geheilt haben, aber das seien keine eigentlichen Wunder gewesen. Die meisten Berichte führten auf volkstümliche Wundergeschichten und Wundermotive zurück. Man habe sich an die religionsgeschichtlichen Parallelen gehalten, und Jesus Taten zugeschrieben, wie sie die Umwelt überliefert hat. Der Unglaube – und ich habe seine Bücher gelesen und lese sie jetzt noch jeden Tag –, der Unglaube, meine lieben Freunde, macht einen Unterschied zwischen dem Jesus der Geschichte und dem Christus des Glaubens: Der Jesus der Geschichte hat gelebt, aber der Christus des Glaubens ist eine Dichtung. Der Unglaube unterscheidet zwischen einer angeblichen Religion Christi, die er also selbst gehabt hat, und der angeblichen spirituellen Christusreligion seiner Anhänger. Die christliche Gemeinde habe aus dem Verkündiger den Verkündigten gemacht. Die Gemeinde habe auch ihrem Glauben an Jesus in erfundenen Wundergeschichten Ausdruck gegeben, und dadurch sei es zur Christusreligion gekommen. In den Evangelien lesen wir es umgekehrt. Die Leute wurden Zeugen der tatsächlichen Geschehnisse und kamen daraufhin zum Glauben an Jesus Christus. Nicht, sie wurden gläubig und haben ihm Wunder zugeschrieben, sondern die Wunder haben sie zum Glauben geführt. Es ist genau umgekehrt wie der Unglaube, der törichte Unglaube, uns weismachen will. Nach Johannes bekannten sich viele zu seinem Namen, weil sie seine Wundertaten sahen. Nach dem Unglauben wurden die Wundergeschichten erzählt, um die heilende Nähe Gottes in dem Menschen Jesus deutlich zu machen – um die heilende Nähe Gottes in dem Menschen Jesus deutlich zu machen. Ich frage, wie man einem normalen Menschen eine derartige Argumentation zumuten kann. Wenn die berichteten Wunder nicht geschehen sind, dann hängt ja die heilende Nähe Gottes in Jesus in der Luft. Dann ist das ja eine unbeglaubigte Behauptung. Mit erfundenen Geschichten kann man doch kein Vertrauen in Jesus wecken. Ohne die Tatsächlichkeit der Wunder ist Jesus ein Märchenprinz. Die Evangelisten wissen sehr wohl zu unterscheiden, ob sie ein Ereignis berichten oder ob sie von einem Gleichnisse erzählen. Jesus fehlen alle Züge eines Wundermannes oder Zauberkünstlers. Er untersucht die Kranken nicht, die zu ihm kommen; er versetzt sich nicht in Ekstase, bevor er sich der Kranken annimmt; er gebraucht keine geheimnisvollen Worte, um die Leiden zu beseitigen; er verwendet keine Tricks, um

Erstaunliches zu bewirken; es kostet ihn keine Anstrengung, um zu heilen. Mit einem einzigen Willensakt, mit einem einzigen Befehlswort vertreibt er die Krankheiten. Das soll ihm einmal jemand nachmachen. Es werden auch von anderen Größen der Religionsgeschichte Wunder berichtet, aber meistens sind das ganz phantastische Erzählungen, ihnen fehlt jede Beglaubigung. Wogegen die Wunder Jesu beglaubigt sind. Petrus spricht am Pfingsttag davon, dass Jesus durch Machttaten, Wunder und Zeichen – drei Worte: Machttaten, Wunder und Zeichen – davon Zeugnis gegeben hat, dass Gott mit ihm war. Das hätte er nicht sagen können, wenn es nicht gestimmt hätte, denn er hatte Menschen vor sich, die Jesu Auftreten erlebt hatten. Die hätten ja Einspruch erheben können, wenn das, was er sagte, nicht zutraf. Die aufsehenerregenden Machttaten Jesu sind beglaubigt, sind von Menschen gesehen und von Menschen bezeugt worden. Jede andere Religion, meine lieben Freunde, würde nicht verlieren, wenn man die angeblichen Wundertaten aus ihr streicht. Beim Christentum ist das unmöglich. Das Christentum steht und fällt mit den Wundern! Aus der christlichen Botschaft ist nichts anderes herauszulesen als die Geschichte eines großen Wunders. Sie sagt uns, dass der, der jenseits von Raum und Zeit lebt, in unsere Welt gekommen ist, dass der Nichterschaffene, der Ewige sich gezeigt hat, dass er unser menschliches Wesen angenommen hat, dass er herabgestiegen ist in seine eigene Schöpfung und dass er wieder aufgestiegen ist und die Schöpfung emporgehoben hat. Dieses große Wunder ist der ganze Inhalt unseres Glaubens. Wenn man das weglässt, bleibt nichts spezifisch Christliches mehr übrig. Meine lieben Freunde, wir brauchen nicht ängstlich und besorgt zu sein, dass unser Glauben auf Schrauben stehe. Wir sind nicht wundersüchtig, aber wir sind auch nicht wunderflüchtig. Wir kennen die Argumente der Wunderleugner, und wir vermögen einem jeden von ihnen bessere entgegenzusetzen. Wir wissen, wer der ist, der die Wunder verrichtet hat: Es ist unser Herr und Gott, der vom Himmel herabgestiegen ist und über die Erde gewandelt ist. Wir dürfen voll Zuversicht zu dem stehen, was wir am Ende jeder heiligen Messe mit dem Anfang des Johannesevangeliums beten: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, seine Herrlichkeit vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Feinde des Kreuzes Christi

16.11.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes. Ihr Ende ist Verderben, ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, ihr Sinnen geht auf das Irdische. Unser Wandel aber ist im Himmel.“ Paulus spricht hier von den Feinden des Kreuzes Christi. Wer ist damit gemeint, und was ist unter dem Kreuz zu verstehen? Unter dem Kreuz verstehen wir zunächst einmal die Balken, an denen der Herr aufgehängt und zu Tode gebracht wurde. Aber vor allem verstehen wir unter dem Kreuz die Leiden, die der Herr in seiner Passion und in seinem Sterben durchlitten hat. Wir verstehen unter dem Kreuz das heilige Leiden, durch die der Herr Jesus uns unsere Erlösung verdient hat. „Jesus Christus hat, als wir Feinde Gottes waren, wegen der übermäßigen Liebe, mit der er uns liebte, durch sein heiliges Leiden am Holz des Kreuzes uns die Rechtfertigung verdient und für uns Genugtuung geleistet“, so fasst das Konzil von Trient den Inbegriff des Kreuzes zusammen. Er hat uns die Rechtfertigung verdient und Genugtuung geleistet. Seitdem sprechen wir: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst.“ Das Kreuz ist seitdem der Inbegriff des Christentums. Es schließt alle Gnade und Wahrheit, alles Leben und alle Verheißung, alle Gebote, aber auch alle Drohungen in sich. Das Christentum ist die Religion des Kreuzes. Als Kreuz werden schließlich auch die Leiden bezeichnet, die uns auf dieser Erde auferlegt werden. Sie sind notwendig, ja unentbehrlich, denn der Christ muss am Kreuze Christi Anteil gewinnen, wenn er das Heil erwerben will. Der Herr hat es deutlich ausgesprochen: Wir können nur seine Jünger sein, wenn wir unser Kreuz auf uns nehmen und ihm nachfolgen. Christentum ohne Kreuz das wäre ein Buch ohne Inhalt, ein Leib ohne Seele, ein Leben ohne Ziel. Ein Christentum ohne Kreuz gibt es nicht. Erst das Kreuz macht unseren Glauben zur wahren Religion. Sowohl das Kreuz auf Golgotha, kraft dessen das Christentum die einzig wahre Erlösungsreligion ist, als auch die Kreuze im eigenen Leben, die erlöserische Kraft in sich tragen. Ohne Kreuz keine Erlösung, ohne Erlösung keine wahre Religion. Das Christentum ist die Religion des Kreuzes. Wer das Kreuz aus dem Leben des Christen entfernen will, der zerstört das Christentum. So unglaublich es klingt: Das ist wiederholt von Theologen versucht worden. Von dem berühmten evangelischen Theologen Adolf von Harnack stammt das Wort: „Tod und Auferstehung Jesu gehören nicht zum Wesen des Christentums.“ Ich habe mich nicht versprochen! „Tod und Auferstehung Jesu“, so sagt Harnack, „gehören nicht zum Wesen des Christentums.“ Aber Tod und Auferstehung Jesu sind doch der Inhalt des Kreuzes. Wer also Tod und Auferstehung aus dem Christentum entfernt, der entfernt das Kreuz aus dem Christentum. „Viele“, so klagt Paulus, „wandeln als Feinde des Kreuzes.“ Es ist ein Widersinn, die wahre Religion ohne Kreuz haben zu wollen. Und Paulus ist mit Schmerz erfüllt: „Ich sage es jetzt unter Tränen, dass es Feinde des Kreuzes unter den Christen gibt.“ Er meint nämlich nicht zuerst die Ungläubigen und die Heiden, nein, er meint die Christen, die als Feinde des Kreuzes wandeln. Und er zählt vier Merkmale auf, welche die Feinde des Kreuzes kennzeichnen:

1. ihre Weltanschauung
2. ihre Lebensweise
3. ihr Denken und
4. ihre Aussicht.

Erstens: Ihre Weltanschauung. Das Entscheidende, was den Feind des Kreuzes ausmacht, ist eine Vorstellung von Gott, die falsch ist. Der heilige Paulus sagt es klar und deutlich: „Ihr Gott ist der Bauch.“ Was meint er damit? Nun, zunächst einmal sind damit die Menschen gemeint, die nur an Essen und Trinken, Vergnügen und Arbeit denken und sonst nichts anderes haben. Es ist ja doch so weit gekommen in unserer Gesellschaft, dass Essen und Trinken eine immer größere Rolle im täglichen Leben spielen. Hier in dieser Gemeinde wird kaum ein religiöser Anlass zu finden sein, an dem nicht ein Umtrunk stattfindet oder ein Imbiss gereicht wird. „Bauch“ ist natürlich auch eine Bezeichnung für die geschlechtliche Ausschweifung, die ja in unserer Gesellschaft maßlos geworden ist: So früh wie möglich, so oft wie möglich, so lange wie möglich. „Bauch“ ist aber auch ein Gott für jene, die sich von Gott und der Kirche nichts sagen lassen, die selber bestimmen, was gut und böse ist. Der heilige Paulus verurteilt alle, die sich selbst für Gott halten, alle, die glauben, die Erlösung sich selbst verschaffen zu können. Feinde des Kreuzes sind jene, die ihre eigenen Vorstellungen vor die objektive Wahrheit stellen, die ihren Willen höher als das Gebot Gottes stellen, die ihre Ansichten für ein Gesetz halten. Wer so zu denken anfängt, der ist in Gefahr, dass der „Bauch“ sein Gott wird. Man kann allemal sagen: Der Feind des Kreuzes passt die objektive Wirklichkeit seinen Wünschen an. Das ist genau, was die beiden Kardinäle Kasper und Marx tun. Sie wollen die sittlichen Normen den schlimmen Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, anpassen. Weil sich viele Menschen nicht mehr an die Gebote Gottes halten, wollen sie die Gebote ändern. Wenn einer lange genug in einer ungültigen Ehe lebt und darin zu Unrecht eheliche Rechte beansprucht und ausübt, dann soll er das nach geraumer Zeit unbedenklich und erlaubt tun dürfen. Das ist die Verkehrung der Botschaft Christi! Das ist der Übergang in das Lager der Feinde Christi! Der Feind des Kreuzes verfälscht die Wahrheit. Dagegen der Liebhaber des Kreuzes unterwirft sich der Wahrheit. „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Was heißt denn: sich verleugnen? Das heißt: tun, was du nicht willst, und aufgeben, was du gern möchtest.

Das zweite Merkmal der Feindschaft gegen Christi Kreuz formuliert der Apostel Paulus so: „Ihr Ruhm besteht in ihrer Schande.“ Damit wird gesagt: Die Feinde des Kreuzes Christi unterscheiden nicht mehr das Laster von der Tugend. Sie haben keine Vorstellung, keine klare Vorstellung mehr von der Sünde. „Sie trinken das Unrecht wie Wasser“, wie es im Buche Hiob heißt. Und in ihrer Verkehrtheit rühmen sie sich sogar ihrer Schlechtigkeit. Wie sagte doch der Regierende Bürgermeister von Berlin: „Ich bin schwul, und das ist gut so.“ Das tun alle die, die sich dem Laster ergeben haben und ihres Lasters auch noch rühmen. Udo Jürgens, ein bekennender Atheist, sagt: „Die Ehe ist nach zwei Scheidungen für mich erledigt.“ „Treu bin ich nicht gewesen“, sagt er – Udo Jürgens, das Idol von vielen. Alfred Biölek outet sich als Homosexueller. Joachim Fuchsberger ist bekennender Agnostiker. Thomas Hitzlsperger, der Fußballer, ist Homosexueller. Sie behaupten, Laster und Verkehrtheiten seien nichts Schlimmes, das sei alternative Lebensweise. Da diese Feinde des Kreuzes Christi in unserer Gesellschaft die Oberhand haben, weil sie die Öffentlichkeit beherrschen, erklärt selbst der Staat die Schande des Lasters und alle möglichen Perversitäten für straffrei. So ist es in Deutschland gekommen. In den dreißiger Jahren bis nach dem Krieg lehrte in München der berühmte Psychiater Oswald Bumke, ein evangelischer Christ. Ich habe ihn selbst noch erlebt. Oswald Bumke hat einmal gesagt: „Die Homosexualität ist zu allen Zeiten eine der bedenklichsten Entartungserscheinungen gewesen, die wir unter den Symptomen einer niedergehenden Kultur mit großer Gesetzmäßigkeit antreffen.“ Der Ruhm der Feinde Christi besteht in ihrer Schande. Ihr Lebensstil ist die neue Moral – von manchen als autonome Moral bezeichnet. Autonome Moral ist ein Widerspruch in sich. Wer sich selbst das Gesetz gibt, d.h. ja autonom, der ist kein rechter Gesetzgeber. Jede normale Moral ist heteronom, jedes Gesetz stammt von einem bevollmächtigten und dazu berufenen Gesetzgeber. Und wir wissen es: Das ist unser Gott und Heiland. Die Antwort, die wir den Feinden des Kreuzes Christi geben, ist:

Unser Ruhm ist im Herrn. „Wer sich rühmen will“, sagt der Apostel Paulus, „der rühme sich im Herrn.“ Und worin rühmen wir uns? Wir rühmen uns des Kreuzes des Herrn. In seinem Schreiben an die Galater jubelt der Apostel Paulus: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“ Das ist unser Ruhm: Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.

Drittens enthüllt der heilige Paulus auch die Absichten, das innere Denken der Feinde des Kreuzes. „Ihr Sinnen geht auf das Irdische.“ Gemeint ist: nur auf das Irdische. Ihr Hauptsorge, ihre Hauptbeschäftigung und die meisten Gedanken wenden sie dem Zeitlichen, dem Vergänglichen, dem Zeitgemäßen, dem Modernen zu. Dabei ist das Kreuz natürlich ein Störfaktor. Ein Störfaktor, den man ab-schieben möchte. Das ist eine Versuchung auch für uns. Sogar der Apostel Petrus hat diese Versuchung erlebt. Jesus begann seinen Jüngern klarzumachen, er müsse nach Jerusalem gehen, vieles erleiden und getötet werden. Der Herr wollte den Jüngern die Notwendigkeit seines Leidens zeigen. Und wie reagierte der erste der Apostel? Da nahm Petrus den Herrn beiseite, machte ihm Vorhaltungen und sagte: „Das möge Gott verhüten, Herr, das darf dir nicht widerfahren.“ Ihr seht, wie irdisch Petrus noch gesinnt war. Er sprach wie ein Feind des Kreuzes zu Jesus. Jesus aber wandte sich um und sagte zu ihm: „Weg von mir, Satan! Du sprichst die Gedanken der Menschen, nicht die Gedanken Gottes.“ Das irdische Denken richtet sich immer gegen das Kreuz. Christus warnt uns: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein.“ Wer also kein Freund des Kreuzes ist, ist auch kein Freund Christi. Dabei macht es nichts aus, ob solche Personen hohe Funktionen in der Kirche ausüben. Es trifft nicht zu, wenn der Erzbischof von Köln, Woelki, zu der aktuellen Diskussion meint, beide Seiten – also die Herren Kasper und Marx auf der einen Seite und die Rechtgläubigen auf der anderen Seite – hätten gute Argumente. Nein, die Argumente von Kasper und Marx sind nicht gut. Sie stammen nicht aus dem Glauben, sie stammen aus dem Lebensgefühl der Massen. Sie stammen aus den Ansichten einer aus den Fugen geratenen Welt. Es gibt leider auch Katholiken, die in Wirklichkeit keine mehr sind, weil sie nichts mehr vom Kreuz wissen wollen. Sie wollen nichts davon wissen, dass sie ihren Hass, ihren Ehrgeiz, ihre Sinnlichkeit, ihre Habsucht ans Kreuz heften müssen, d.h. sich selbst abtöten, dem Kreuze unterwerfen müssen. Es ist traurig, es ist zum Weinen, wie der Apostel sagt. Der Christ muss das Kreuz nicht nur in der Theorie, sondern auch in seinem Lebenswandel bejahen. Der heilige Johannes Chrysostomos hat einmal geschrieben: „Nichts ist an einem Christen so unpassend und störend, wie das Streben nach Bequemlichkeit und Ruhe. Denn das Kreuz verlangt eine kampfbereite und mutige Seele.“ Das Buch von der „Nachfolge Christi“ sagt dasselbe, wenn es schreibt: „Wenn du nichts Unangenehmes leiden willst, wie kannst du dann ein Freund des leidenden Christus werden?“ Und unser schlesischer Dichter Johannes Scheffler hat es in Reimen ausgesprochen:

„Das Kreuz zu Golgotha kann dich nicht von dem Bösen,
wo es nicht auch in dir wird aufgerichtet, erlösen.“

Das Kreuz ist ein Gesetz. Es predigt Abtöten und Kampf, und gerade dadurch werden wir frei. Frei von unserer niederen Natur, keine Sklaven des Essens und Trinkens, der Geschlechtlichkeit, des Besitzes, keine Sklaven der irdischen Gelüste, meine lieben Freunde, sondern „mir ist die Welt gekreuzigt“, sagt der heilige Apostel Paulus. Und dadurch wird man frei. „Wenn ihr durch den Geist die Triebe des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“ Und noch einmal das Buch von der „Nachfolge Christi“, in dem ich jeden Tag lese, da heißt es: „Siehe, zweifache Freude gibt es nicht für dich; hier die töricht-ten Freuden der Welt töricht mitgenießen und dort mit Christus herrschen, siehe, das kannst du nicht.“

Nachdem der Apostel Paulus die Weltanschauung, die Lebensweise und das Denken der Feinde des Kreuzes gekennzeichnet und beschrieben hat, kann es nicht überraschen, wie er ihr ewiges Los schildert: „Ihr Ende ist Verderben.“ Wer nach dem Fleische lebt, der wird das ewige Leben nicht besitzen. Die Abneigung gegen das Kreuz, die Feindschaft gegen das Kreuz kommt vom Bösen. Und wer ihr nachgibt, der liefert sich selbst dem Teufel aus. Der Apostel Paulus fragte einmal die Gemeinde von Korinth: „Wisst ihr nicht, dass Ungerechte das Reich Gottes nicht besitzen werden? Täuscht euch nicht! Weder Unzüchtige noch Götzendiener noch Ehebrecher noch Lüstlinge noch Knaben-

schänder noch Diebe noch Geizige noch Säufer noch Lästere noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen.“ Was den Weg in das Reich Gottes eröffnet, ist das Gegenteil von alledem: die entsprechenden Tugenden. Darum ist es notwendig, in Freundschaft mit Christus zu leben und sein Erlöserkreuz innig zu lieben. „Trägst du das Kreuz, trägt dich das Kreuz.“ Eine Erfahrung, meine lieben Freunde, die jeder im Leben machen kann. Trägst du das Kreuz, trägt dich das Kreuz. Dann entfaltet das Kreuz seine geheime Segenskraft, wenn du das Kreuz trägst. Es ist kein Heil der Seele, keine Hoffnung auf ewiges Leben außer im Kreuz. Wenn wir uns verleugnen, wenn wir das Kreuz auf uns nehmen, werden wir Christus ähnlich. Er gestaltet uns mit seiner Gnade um. Dann werden wir auch einmal Christus, dem Sieger, ähnlich werden. Wir werden Anteil erhalten an seinem Triumph.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Jüngste Tag

23.11.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Fantasie und die Sehnsucht, die Ungeduld und der Forschergeist der Menschen schauen von jeher nach dem Ende der Welt aus. Die moderne Physik hat uns den Entropiesatz gelehrt. Dieser Satz besagt, dass die Welt langsam im Lauf von Jahrmillionen, aber unfehlbar, mit mechanischer Notwendigkeit den Wärme- oder den Kältetod sterben wird. Falls die jetzige Ausdehnung des Weltalls nach einer endlichen Zeit in die Zusammenziehung umschlägt, dann führt das zu einer unendlich hohen Energiedichte und auch entsprechend einer unendlich hohen Temperatur, und das Weltall stirbt den Wärmetod. Wenn dagegen das Weltall unbegrenzt weiter sich ausdehnt – wie es ja jetzt der Fall ist –, dann wird die Energiedichte im Weltall beliebig klein, und das Weltall stirbt den Kältetod. Ich bin überzeugt, dass diese kosmologischen Theorien der Physik sich mit unserem Glauben vereinbaren lassen. Auch wir sind überzeugt, dass es ein Ende der Welt geben wird, nur führen wir diese Erscheinung auf den Herrn der Welt zurück. Er ist Herr über den Kältetod wie über den Wärmetod. Viel mehr als das Ende der Welt bewegt uns die Frage: Was wird aus den Menschen? Die Naturwissenschaft weiß darüber nichts zu sagen. Auch die ungläubige Philosophie kann uns keinen Aufschluss über die Zukunft des Menschen geben, wenn sie sich nicht das Gebet des „Fliegenden Holländers“ in der Oper von Richard Wagner zu Eigen macht, wo es heißt: „Ewige Vernichtung, nimm mich auf!“ Der Glaube hat eine Botschaft, eine frohe Botschaft, sogar für den Jüngsten Tag. Das Ende dieser Weltzeit wird der Anfang der Ewigkeit sein. Das Ende des Weltalls ist der Anbruch des neuen Himmels und der neuen Erde. Es kommt nicht zur Vernichtung, sondern zur Verwandlung und Verklärung. Und unser Herr Jesus wird wiederkommen, uns zu richten, und alle, die im Gericht bestehen, in seine eigene Herrlichkeit beim Vater einzuführen. Diese Glaubensbotschaft haben die größten Meister der Kunst auszusagen oder zu gestalten versucht: Thomas von Celano mit dem ergreifenden Gedicht „Dies irae“ – Tag der Zähren, Tag des Zornes, Michelangelo mit seinem wunderbaren Bild des Jüngsten Gerichtes in der Sixtinischen Kapelle in Rom, und Verdi mit seinem gewaltigen Requiem. Aber was diese Größen der Kunst uns geliefert haben, ist nur ein Stammeln angesichts dessen, was uns bevorsteht. Wir wollen in drei Sätzen aussagen, was wir zu erwarten haben. Nämlich

1. Der Jüngste Tag wird ein Tag der Wahrheit und der Klarheit sein.
2. Der Jüngste Tag wird ein Tag des Jubels und des Sieges sein.
3. Der Jüngste Tag wird ein Tag des Zornes und der Zähren sein.

Erstens: Der Jüngste Tag wird ein Tag der Wahrheit und der Klarheit sein. Kein Geschichtsschreiber, kein Menschenkenner, kein Denker und kein Dichter vermag uns hienieden, die Weltgeschichte vollkommen zu deuten. Im 18. und 19. Jahrhundert haben Philosophen und Geschichtsschreiber gemeint, die Welt – vor allem die Erde – entwickle sich in unaufhaltsamem Fortschritt. Die Menschen werden immer mehr zur Tugend kommen, und die Erde wird allmählich ein Paradies werden. Über diese Träume können wir nur lachen. Wir wissen, dass es einen Fortschritt gibt in der Technik, in der Industrie, in der Landwirtschaft, aber es gibt keinen Fortschritt im Menschen. Der Mensch bleibt im-

mer derselbe. Ja, es kann sein, dass er immer mehr entartet. Im Augenblick des Gerichtes wird die Weltgeschichte ganz offen vor unseren Augen liegen. Es wird kein Geheimnis, kein Rätsel, kein Sich-verstecken mehr geben. Da wird offenbar werden, was Politik und Regierungen bedeuteten. Da wird sich zeigen, was Ideen und Ideologien bewirkt haben. Da werden wir sehen, was Kriege und Friedensschlüsse angerichtet haben. Da werden die Institutionen gerichtet: der Staat, die Länder, der Völkerbund, die Europäische Union, aber auch die Kirche, auch das Papsttum, auch das Kardinalskollegium, auch das Bischofskollegium, auch die Synoden in der Kirche. Diese Offenbarung wird der Rechtfertigung Gottes vor den Engeln und vor den Menschen dienen. Dann wird endlich Gott als der Heilige und Gerechte anerkannt werden müssen. Hier auf Erden fragen viele Menschen bei Unglück und Katastrophen: Wie kann Gott das zulassen? Müsste er nicht eingreifen? Sinnlose Zerstörung, Gemetzel, Krieg verhindern? Die Ungläubigen höhnen: Wo ist denn euer Gott? Heinrich Heine hat geschildert, wie der König Belsazar in Babylon die heiligen Gefäße aus dem Tempel von Jerusalem bringen ließ und bei einem Gelage benutzte. Er trank aus diesen Gefäßen und rief: „Jehova! Dir künd' ich auf ewig Hohn – Ich bin der König von Babylon!“ Die Gläubigen haben gefragt: Wo bist du, unser Gott? Die Schar der Bekenner schmilzt zusammen, der Nachwuchs an Priestern bleibt aus, ein Kloster nach dem anderen schließt. Ein Priester fragte mich einmal: „Hat denn Gott Freude daran, wie seine Kirche zugrunde geht?“ Diese Fragen, die uns quälen, finden am Ende der Tage eine Antwort, eine befriedigende, eine erschöpfende Antwort. Gottes unendliche Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit werden aufstrahlen, unwiderstehlich die Bösen niederschmetternd und herrlich aufrichtend die Guten. Es wird sich zeigen, dass alles Verdienst und alles Missverdienst, die kleinste Schuld und die geringste gute Tat, ja das innerste Wesen und Streben des Menschen aufgezeichnet ist und fein gewogen wird. Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar werden wird. „Was ihr ins Ohr geflüstert habt, das wird man ausrufen von den Dächern.“ Alles, was wertvoll war, wird in seinem Werte gewürdigt werden, und alles, was hienieden erfolglos war, das wird als gut und richtig sich zeigen. Das Hohe, das auf Erden vielfach verlacht und verhöhnt und geschmäht wurde, das wird wunderbar aufragen. Das Böse aber, das sich hier schon im billigen Triumph tummelte, das Böse wird in seiner Nichtswürdigkeit gezeigt werden. Der Jüngste Tag, meine lieben Freunde, wird sein ein Tag der Wahrheit und der Klarheit. Manche Menschen hatten auf Erden ein Schicksal, das – äußerlich gesehen – ganz auf der Schattenseite war. Das Menschenleben auf Erden ist ja voller Ungleichheit, voll von Missklängen. Die Rätsel lösen sich nicht auf dieser Welt. Am Ende der Tage aber wird einem jeden Gerechtigkeit zuteil werden. Da wird es zeigen: Es gab kein sinnloses Leiden; es wurde keine Träne umsonst geweint; es war keine Sorge verloren. Jeder erhält sein Siegel: Die Auserwählten das Siegel der Auserwählung, die Verworfenen das Siegel der Verwerfung. Niemand wird es wagen, zu widersprechen. Der Trotz der Verneinung ist ein für alle Mal verstummt. Es erfolgt der große Ausgleich, aber auch der große Austausch der Rollen. „Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen und Sehnen gestillt; was du gelitten und was du getragen, dort ein Allmächtiger Vater vergilt.“

Zweitens: Der Jüngste Tag ist ein Tag des Jubels und des Sieges. Die Posaunen des Jüngsten Tages kündigen die Wiederkunft des Herrn an – natürlich ist das ein Bild, ein Bild für den nicht zu überhörenden Weckruf Gottes. Wir können nur mit Bildern sprechen, weil wir keine anderen Ausdrücke haben. Also der Siegestag wird durch den mächtigen Schall der Posaunen angekündigt werden. Millionen und Abermillionen von Menschen werden vor Gott erscheinen. Das macht Gott gar keine Schwierigkeit. Er, der das Weltall regiert, der unendliche Scharen von Engeln um sich hat, er gerät nicht in Verlegenheit über der unermesslichen Menge von Menschen, die zu richten sind, er kann auch die Menschen in einem Nu vor sich sammeln und durchschauen. Es ist ausgespielt und abgeräumt die Bühne des Weltgeschehens, jetzt wird sie zum Schauplatz des Weltgerichtes. Da strahlt das Zeichen des Menschensohnes auf: das Kreuz, das Kreuz von Golgatha. „Sei gegrüßt, du unsere einzige Hoffnung“, so werden die Gerechten jubeln. „Nun ist er doch vom Kreuze herabgestiegen“, werden die Bösen sagen. Und Christus erscheint auf den Wolken des Himmels. Einst kam er als das Lamm Gottes zur Erlösung, jetzt kommt er zum Gericht als der Herr der Herren.

„Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Treu darin ist eingetragen
Jede Schuld aus Erdentagen.

Sitzt der Richter dann zu richten,
Wird sich das Verborgne lichten;
Nichts kann vor der Strafe flüchten.

Weh! Was werd ich Armer sagen?
Welchen Anwalt mir erfragen,
Wenn Gerechte selbst verzagen?“

So wird der Gerichtstag in der Sequenz der Totenmesse beschrieben. Aber nur in der alten Messe. In der neuen Messe ist die Sequenz getilgt. Man will sich offenbar nicht mehr beunruhigen lassen vom Jüngsten Tage! Aber das Gericht findet statt, ob das die Verfasser der neuen Messe wollen oder nicht. Aber wehe denen, die den Menschen die Verkündigung des Gerichtes erspart haben!

Die Engel stehen bereit, die große Scheidung zu vollziehen, die Guten von den Bösen zu sondern. Gott gibt ihnen das Merkmal an, wonach die Teilung vorzunehmen ist. Die einen tragen das Siegel Gottes, die anderen das Siegel des Satans. Der Richter wendet sich – und das ist natürlich auch wieder nur ein Bild – an diejenigen auf der rechten Seite, seine Arme breiten sich aus, um wahrzumachen, was er einst allen Willigen verheißen hat: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen.“ Diese Auserwählten hier haben im Leben sich der Aufnahme in die geöffneten Arme des Herrn nicht erwehrt, sondern sich danach gesehnt. Und deswegen dürfen sie jetzt das Erlöserwort hören: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch bereitet war vom Anbeginn der Welt.“ Sie haben auf den Herrn gehofft und sind nicht zuschanden geworden. Am Anfang der bolschewistischen Revolution in Russland fragten die Anführer der Bolschewisten einen russisch-orthodoxen Bischof: „Wer wird wohl siegen, euer Christus oder wir?“ Der Bischof erwiderte: „Ihr werdet siegen. Aber nach allen euren Siegen wird Christus siegen.“ Am Jüngsten Tage wird es sich zeigen: Der Fürst dieser Welt hat zwar grausam seine Macht ausgeübt, aber seine Opfer, die Getreuen Christi, sind ihm entrückt; er kann ihnen nichts mehr anhaben. Ihr Sieg wird sichtbar sein und der Sieg Christi in ihnen, der Sieg, den er schon auf Golgatha errungen hat und der nun aus seiner Verborgtheit für Menschaugen hervortritt in die Öffentlichkeit der ganzen Welt.

Drittens: Der Jüngste Tag wird auch ein Tag des Zornes und der Zähren sein. Der göttliche Richter wird sich zu denen wenden, die auf der linken Seite stehen. Er hält ihnen ihre Schuld vor, namentlich – aber nicht allein – das, was sie ihm und seinen Geschöpfen an Liebe verweigert haben. „Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich war fremd, und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich war krank und im Kerker, und ihr habt mich nicht besucht.“ Jetzt hören die letzten Selbsttäuschungen, Ausreden und Entschuldigungen der Menschen auf. Sie werden alles vorbringen, was zu ihren Gunsten zu sprechen scheint, aber es wird widerlegt. „Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder fremd oder nackt oder krank oder im Kerker gesehen?“ Noch einmal wird ein Alibi-versuch gemacht. Alles vergeblich! „Wahrlich, ich sage euch. Was ihr einem dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“ Jetzt wird jede Missetat gerächt, jede Bosheit bestraft. Jetzt erfolgt die Vergeltung nach Verdienst, und das besagt für die Verlorenen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinem Anhang bereitet ist.“

Ich kenne die Einwände, die von modernistischen Theologen gegen die Lehre von der ewigen Verdammnis vorgebracht werden. Erstens. Es gibt eine Hölle, aber es ist niemand drin. Ich antworte: Wenn die Hölle leer ist, gibt es keine Hölle. Denn die Hölle ist der Zustand der Verdammten. Ohne Verdammte existiert kein Zustand der Verdammten. Eine Möglichkeit, die niemals Wirklichkeit wird, ist keine Möglichkeit. Zweitens. Die Leugner der Hölle sagen: Jesus warne nur deshalb so oft vor der Hölle, weil er die Menschen heilsam erschrecken und von der Sünde abhalten will. Ich frage: Wenn niemand verdammt wird, wer erschrickt dann noch vor der Verkündigung von der Hölle? Das ist ja

dann eine leere Drohung. Die Lehre der Kirche lautet anders. Papst Paul VI. lehrte im Glaubensbekenntnis des Gottesvolkes vom 3. Juli 1968: „Jene, die bis zum Ende ihres Lebens die Liebe und das Erbarmen Gottes ablehnten, werden dem Feuer überantwortet, das niemals erlischt.“ Ich halte mich an die Lehre der Kirche; sie ist der Niederschlag der Verkündigung Jesu. Ich bin nicht gewillt, das Wort des Herrn zu unterschlagen. Jesus forderte seine Zuhörer auf, nicht diejenigen zu fürchten, die nur den Leib zu töten vermögen, wohl aber den zu fürchten, der Leib und Seele in die Hölle stoßen kann. „Ja, ich sage euch, den sollt ihr fürchten.“ Bei einer Gelegenheit fragte einer der Hörer Jesu: „Herr, sind es wenige, die das Heil erlangen?“ Jesus antwortete: „Müht euch, hineinzukommen durch die enge Pforte. Denn ich sage euch: Viele werden hineinzukommen versuchen, und es nicht vermögen.“ Wir kennen nicht die Zahl der Verlorenen. Aber wenn auch nur ein (einziger) Mensch verdammt würde, sollte jeder Mensch in Furcht sein, er möchte dieser eine sein. Gott lässt seiner nicht spotten. Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Nur wer das Feuer der Hölle fürchtet, der entrinnt ihm. Der Bischof Polykarp von Smyrna wurde von dem heidnischen Statthalter aufgefordert, der Lehre Christi zu entsagen. Wenn er sich weigere, werde er ihn auf den Scheiterhaufen bringen und den Flammen überliefern. Polykarp antwortete: „Du drohst mir mit einem Feuer, das nur eine Stunde brennt und dann erlischt. Du kennst nicht das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Qual, das auf die Gottlosen wartet. Doch was säumest du? Tu, was du willst.“ So geschehen im Jahre 156 nach Christus.

Welches Los wird nun uns beschieden sein? Werden wir zu den Seligen gerechnet werden oder zu den Verdammten? Jetzt noch können wir entscheiden, auf welcher Seite wir stehen wollen. Dieser Entscheidung wird sich dereinst der göttliche Richter anschließen. Beherzigen wir die Mahnung des Apostels Paulus: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern!“ Das ewige Leben ist es wert, dafür alles, was Mühe und Plage heißt, auf sich zu nehmen. Wir rufen jeden Tag zu unserer himmlischen Mutter, für uns zu bitten in der Stunde unseres Todes. Flehen wir zu ihr mit dem frommen Josef von Eichendorff:

„Wenn die Menschen mich verlassen,
in der letzten stillen Stund`,
laß mich fest das Kreuz umfassen!
Aus dem dunklen Erdengrund leite liebevoll mich hinaus,
Mutter, in das Vaterhaus.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Herr ist nahe

30.11.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Auf der Bühne eines Stückes von Beckett stehen zwei Strolche. Zwei Strolche auf einer fast leeren Bühne, und sie warten unentwegt auf einen unbekanntem Herrn Godot. Mit einigen Sprüchen und Späßen vertreiben sie sich die Zeit. Von Zeit zu Zeit geht eine andere Karikatur über die Bühne, oder es kommt ein Bursche, der ansagt, dass Godot heute nicht erscheint. So geht das über zwei Stunden lang. Dann ist es aus, ohne dass Godot erschienen ist. Ich spreche von einem Schauspiel des Samuel Beckett „Warten auf Godot“, das am 5. Januar 1953 zum ersten Mal in Paris aufgeführt wurde. Es ist eines der wichtigsten Werke des Absurden Theaters. Absurdes Theater: das sind Dramen, die durch absurde Dialoge und absurde Handlungen die Situation des Menschen in einer sinnentleerten Welt enthüllen wollen. Beckett stellt das menschliche Dasein als völlig absurd, sinnlos dar. Ein Leerlauf, ein sinnloses Warten als Enden-wollen und Nicht-enden-können. Zum Ausdruck kommt sein Protest, dagegen zu sein, und sein radikaler Pessimismus. Für dieses Stück hat Beckett den Nobelpreis für Literatur bekommen. Die Darstellung der Sinnlosigkeit bewegt auch den Zuschauer, denn er muss natürlich eingestehen, dass er selbst ein Wartender ist. Das Warten gehört zum Menschen. Jeder Mensch wartet, nicht bloß der Soldat, der bekanntlich die Hälfte seines Lebens vergebens wartet. Nein, jeder Mensch wartet: Das Kind wartet auf das Ende der Schule, auf das Ende der Lehrzeit und auf das Große, was dahintersteht. Der junge Mensch wartet auf seine Karriere, auf seinen Aufstieg, auf seine große Liebe, auf die Fülle des Lebens. Die Eltern warten auf die Kinder, auf ihr Wachstum, auf ihr Gedeihen, bis sie selbst längst grau und hilflos geworden sind. Der Geschäftsmann und der Politiker warten auf den Erfolg; der Spieler wartet auf das große Los; der Forscher wartet auf seine Entdeckung, und der Zeitungsschreiber wartet auf seinen Einfall. Darüber hinaus, neben diesen persönlichen Erwartungen, gibt es auch eine gesamt menschliche Erwartung. Die gesamt menschliche Erwartung der Ungläubigen wird uns vom Marxismus geliefert. Der Marxist wartet auf den Fortschritt, auf den Fortschritt in der Technik, auf den Fortschritt in der Forschung, auf den Fortschritt in der Weltherrschaft und den Fortschritt in der Eroberung des Weltraums, auf das Paradies hienieden. Die westliche Welt freilich ist dieses Wartens müde geworden. Die Ungläubigen des Westens lassen sich nicht mehr betrogen. Sie wissen, dass hier Illusionen erweckt werden, die nicht in Erfüllung gehen können. Sie wissen, wie das Ende aussieht: der Krebs, ein Verkehrsunfall, Altersschwäche. So ist das Ende des Menschen. Und ein Ende wird es auch geben für die Welt, einen Untergang der Welt. Und darauf warten wir.

Auch der Christ wartet. Zunächst einmal haben die Menschen gewartet auf die erste Ankunft Christi in der Menschwerdung. Da ist Gott in die Welt eingebrochen, da hat er durch sein Leben das Schuldhaftige der Menschen gesühnt. Und dennoch ist das Warten nicht zu Ende. Wir sind immer noch Wartende, denn ein neues, großes Ereignis steht uns bevor. Christus ist nicht nur der Herr des Gestern, sondern auch des Heute und des Morgen. Wir warten auf seine zweite Ankunft, auf seine Parusie. Parusie heißt: Ankunft, Anwesenheit. Es ist ein kurzer Ausdruck für gewisse Selbstaussagen Jesu über seine Wiederkunft. Jesus wird einst als der Herr mit großer Macht und mit Herrlichkeit zum Gericht kommen, um die Feinde zu verurteilen und die Freunde ewig zu beseligen. Der Apostel Paulus

spricht davon, dass das unsere Erlösung sein wird, der Tag unseres Loskaufs. Diese Lehre von der zweiten Wiederkunft Christi gehört zu den Grundaussagen des Christentums, von Jesus selbst verkündet und von den Aposteln aufgenommen. Der Parusie gehen Vorzeichen voraus: die Verkündigung des Evangeliums bei allen Völkern, die Bekehrung der Juden, das Auftreten von Verführern, der große Abfall vom christlichen Glauben und Leben, das Wirken des Antichrists, Umwälzungen in der Menschheit und Katastrophen in der Natur. Das sind die Vorzeichen. Sie sind negativ zu bewerten, d.h. sie geben die Zeitgrenze an, vor der die Parusie nicht erfolgt. Aber wann sie nachher erfolgt, ist uns nicht gewiss. Wir wissen auch schwer, ob einige Zeichen schon erfüllt sind, teilerfüllt sind, ob sie sich gegenwärtig erfüllen. Das alles braucht sorgfältiges Studium und Hören auf die Zeichen der Zeit. Der Zeitpunkt der Parusie ist dagegen unbekannt. Jesus erklärt: „Jenen Tag und die Stunde weiß niemand, auch nicht die Engel des Himmels, auch nicht der Sohn, nur der Vater.“ Die Wiederkunft des Herrn wird plötzlich erfolgen, „wenn ihr es nicht erwartet“. „Der Tag des Herrn kommt wie der Dieb in der Nacht“, d.h. unangemeldet.

Da erhebt sich eine drängende Frage: Warten wir nicht vergebens, meine lieben Freunde? Seit dem Erscheinen Christi sind zweitausend Jahre vergangen. In dieser ganzen Zeit haben die Gläubigen auf die Wiederkunft des Herrn gewartet, aber sie traf nicht ein. Sind sie einer Illusion erlegen? Und teilen wir etwa diese Illusion? Die Christen der alten Kirche waren vor Anfechtung nicht sicher. Petrus schreibt in seinem zweiten Brief von Spöttern, die voll Hohn fragen: „Wo ist die Verheißung über seine Wiederkunft? Seitdem die Väter entschliefen, bleibt ja alles so, wie es seit Anfang der Schöpfung war!“ Es besteht kein Zweifel, dass die Christen der alten Kirche, aber auch in allen Jahrhunderten der Kirche, das baldige Kommen des Herrn zum Gericht und zur Aufrichtung seines Reiches erwartet haben. Wir Priester beten heute, am 1. Adventssonntag, im Brevier zwei Predigten von Papst Leo I. und Gregor I.. Leo I. regierte im 5. Jahrhundert, Gregor I. im 6. Jahrhundert. Beide schreiben in ihren Predigten: „Es scheinen sich Vorzeichen am Himmel zu bewegen, die uns die Ankunft des Herrn ankündigen.“ Beide rechneten damit, dass zu ihrer Zeit die Wiederkunft des Herrn eintreten könnte. Man nennt das eine Naherwartung. Und ich spreche deswegen davon, meine lieben Freunde, weil mit dieser Naherwartung von manchen Exegeten ein böses Spiel getrieben wird bei unseren Studenten. Eine Naherwartung findet sich im Neuen Testament in zweifacher Weise. Jesus verkündet, dass das Reich Gottes nahe gekommen ist: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes hat sich genäht.“ Darum erhebt er den dringlichen Ruf zur Umkehr, zur Wachsamkeit, zur Bereitschaft. In den Krisen- gleichnissen zeichnet er den Ernst der Entscheidungssituation. Ja, an einigen Stellen scheint er das Kommen des Menschensohnes mit einer Terminangabe zu versehen. Der Herr spricht von der Drangsal der letzten Tage: „Wenn sie euch in dieser Stadt verfolgen, dann flieht in eine andere. Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet nicht zu Ende sein mit den Städten Israels, bis kommen wird der Menschensohn.“ An einer anderen Stelle erklärt er: „Es sind einige unter euch, die hier stehen, die nicht kosten werden den Tod, bis sie kommen sehen das Reich Gottes mit Kraft.“ Wieder an einer anderen Stelle: „Wahrlich, ich sage euch: Nicht wird vergehen dieses Geschlecht, bis dies alles geschieht.“ In der Urkirche ist die Naherwartung der Parusie, der Wiederkunft Jesu, lebendig von Paulus bis zu Apokalypse. An die Thessalonicher schreibt Paulus: „Dies sage ich euch mit einem Wort des Herrn: Wir, die wir noch leben, die wir zurückgelassen sind für die Ankunft des Herrn, werden nichts voraushaben vor den Entschlafenen.“ An die Korinther schreibt er: „Brüder, die Zeit ist kurz. Was im Alten Testament niedergeschrieben wurde, ist niedergeschrieben für uns zur Warnung, für die das Ende der Zeit gekommen ist.“ Und im Brief an die Römer, den wir ja heute in der Lesung vorgetragen bekommen haben, heißt es: „Ihr sollt am Stand der Zeit erkennen, dass schon die Stunde da ist für euch, vom Schlafe aufzustehen. Denn jetzt ist unser Heil näher als damals, wo wir zum Glauben kamen.“ Im Philipperbrief wiederholt Paulus noch einmal: „Der Herr ist nahe.“ Ähnliche Aussagen finden sich in der Apokalypse: „Selig, wer die prophetischen Worte liest und hört und sich an das hält, was darin geschrieben ist. Denn die Zeit ist nahe.“ Der Herr, den der Apokalyptiker ja hört, der Herr versichert: „Ich komme bald. Die Zeit ist nahe.“ Daraus erwächst die Frage: Hat sich Jesus mit der Ansage des baldigen Endes und seines Kommens getäuscht? Sind seine Jünger dem gleichen Irrtum verfallen und durch das Ausbleiben der Parusie in größte Schwierigkeiten geraten?

Hier setzt der Unglaube ein. Die meisten protestantischen Schrifterklärer – und leider Gottes auch manche katholische – neigen zu einer der beiden sogleich vorzustellenden Lösungen dieser Frage. Ich erwähne an erster Stelle Albert Schweitzer. Dass Sie sich nicht täuschen, meine lieben Freunde, Albert Schweitzer war kein Christ mehr. Albert Schweitzer erklärt die Voraussagen des Herrn wie folgt: Jesus hoffte auf das Hereinbrechen des Reiches Gottes zu seinen Lebzeiten, etwa beim Einzug in Jerusalem oder bei seinem Tode. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, d.h. Jesus hat sich geirrt, ist auf der ganzen Linie gescheitert. Jesu Lehre von den Letzten Dingen ist missraten; das Weltende kam nicht. So Albert Schweitzer und alle, die ihm folgen. Aus dieser Erklärung leiten die protestantischen Theologen gewichtige Folgerungen ab. Wegen seiner Erwartung des alsbaldigen Hereinbrechens des Reiches Gottes und seiner eigenen Erhöhung habe Jesus nicht an die Gründung einer Kirche denken können, geschweige denn, gedacht. Ebenso wenig habe er ein Erinnerungsmahl (die Eucharistie) stiften können. Kirche und Sakramente stammen nicht von Jesus, sondern von seinen Jüngern. Sie sehen an diesen Beispielen, welche unermesslichen Folgerungen ein geringes Abweichen von der Lehre der Kirche nach sich zieht.

Eine zweite Erklärung, die auch von protestantischen Theologen vorgetragen wird, geht dahin, sie sagen: Alle Letzten Dinge sind aus dem Glauben zu entfernen, haben keinen Sinn, sind lediglich bedeutsam für die Existenz des Menschen. Man muss diese Aussagen entmythologisieren, vom Mythos befreien. Mythos ist eine von Menschen erfundene, wahnhafte Vorstellung der Anwesenheit von Göttern auf der Erde. Die Letzten Dinge gehören gar nicht zum christlichen Glauben. Was damit gesagt sein soll, ist die Erhellung der menschlichen Existenz. Die existenziale Interpretation beseitigt alle mythologischen Elemente.

Diese beiden Erklärungen halten wir gläubigen, katholischen Christen für falsch. Aber wie erklären wir die genannten und andere Aussagen der Heiligen Schrift? Ich will eine zweifache Erklärung versuchen. Erstens: eine vom Menschen her – also von unserem Verstand und unserer Urteilskraft –, und zweitens: eine von Gott her. Vom Menschen her: Der fortlaufende Text der Evangelien gibt nicht den geschichtlichen Verlauf der Verkündigung Jesu wieder. Die Evangelisten sind Schriftsteller. Sie bearbeiten das Material, das sie vorfinden: also das Leben Jesu, sein Wirken, seine Verkündigung, seine Leiden. Dieses Material, das die Evangelisten mündlich tradiert oder auch schon zu Gruppen formuliert vorfinden, das bearbeiten sie und ordnen den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten. Sie haben z.B. die Wundertaten Jesu zusammengestellt, etwa im 4. Kapitel des Markusevangeliums. Damit ist nicht gesagt, dass diese Wundertaten hintereinander geschehen sind, so wie sie da in dem Bericht aufgeführt werden, sondern hier ist ein Sammelbericht formuliert worden. Und so ähnlich ist es mit den Sprüchen Jesu. Die Sprüche Jesu wurden zu verschiedenen Zeiten und bei unterschiedlichen Gelegenheiten gesprochen. Aber da sie in einem sachlichen Zusammenhang stehen, hat man sie zu Redegruppen vereinigt. Bei diesem Verfahren kamen Texteinheiten zusammen, die keineswegs chronologisch – also der Zeit nach – zusammen gehören, sondern die sich auf verschiedene Ereignisse beziehen: der Fall Jerusalems, Erschütterungen in der Natur, das Ende der Welt, die Wiederkunft Christi. Im 13. Kapitel des Markusevangeliums – das ich Sie bitte, einmal zu lesen – im 13. Kapitel des Markusevangeliums ist dieser Sachverhalt deutlich zu erkennen. Dort fasst der Evangelist die verschiedenen und zu unterschiedlichen Gelegenheiten gesprochenen Worte Jesu über den Untergang Jerusalems, über irdische Katastrophen, über die Verfolgung der Jünger, über die große Verführung und über die Wiederkunft Christi zusammen. Wer diese Aussprüche auf einer Ebene hintereinander zu verstehen suchte, würde sie missverstehen. Sie beziehen sich auf ganz verschiedene Ereignisse. Es leuchtet ja auch jedem ein, wenn Jesus sagt, die Zeitgenossen werden bestimmte Ereignisse erleben, dann kann er sich ja nur auf den Fall Jerusalems beziehen. Denn von der Wiederkunft sagt er, dass niemand davon weiß, auch er selbst nicht, nur der Vater. Also kann man doch nicht diese beiden Ereignisse zusammenwerfen und sagen, Jesus habe sich getäuscht. Man muss aber auch von Gott aus die Sache betrachten und die Verkündigung Jesu, die Eigenart seiner Verkündigung, bedenken. Jesu Verkündigung hat prophetischen Charakter, d.h. sie teilt mit der alttestamentlichen Prophetie das Anliegen, die Menschen aktuell anzusprechen und unmittelbar vor die Entscheidung zu stellen. Dabei wird das Kommende in zeitliche Nähe gerückt. Es entsteht eine sog. verkürzte Perspektive. Diese verkürzte Perspektive ist zu vergleichen mit der Sicht, die einer hat, der vor den Gipfeln der Alpen steht. Es hat

den Anschein, als ob ein Gipfel hinter dem anderen aufragt. In Wirklichkeit befinden sich dazwischen weite Täler, große Abstände. Aber aus der Sicht des Betrachters scheinen die Gipfel sich zu berühren. So ähnlich – unähnlich ist es mit der verkürzten Perspektive. Vor Gott liegen unermessliche Zeiträume; vor ihm sind ja tausend Jahre wie ein Tag. Und deswegen zieht Jesus keine Trennungslinie zwischen dem in den Ablauf der Menschheitsgeschichte fallenden göttlichen Strafgericht (Fall Jerusalems) und dem Endgericht. In beiden Fällen spricht er von „jenem Tag“ und von seinem Kommen. Aber selbstverständlich sind das für ihn verschiedene Ereignisse. Die Verheißung gewinnt in Jesu Predigt ein anderes Gesicht als bei dem alttestamentlichen Propheten. Denn sie ist schon auf die Erfüllung, auf die Heilserfüllung gestellt. Jesus offenbart letztlich nur den Gotteswillen, der in Jesu Wirken sein Werk begonnen hat und es auch zu Ende führen wird. Ob das früher oder später nach menschlicher Zeitrechnung geschieht, ist dabei unwesentlich, denn es bleibt die Gewissheit der Vollendung. Insofern ist die Naherwartung eine Stetserwartung. Diesen glücklichen Ausdruck hat der mir bekannte und befreundete Exeget Schürmann geprägt: eine Stetserwartung. Oder wie mein weiser Bischof Piontek sagte: „Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe.“

Für die Urkirche lässt sich allgemein die Grundhaltung eines zuversichtlichen Hoffens auf die Wiederkunft Jesu aufgrund des schon erlangten Heils erkennen. Es trifft zu, dass die frühe Kirche auf das baldige Kommen des verkörperten Jesus in Macht und Herrlichkeit hoffte. Dazu war sie berechtigt und verpflichtet, denn der Herr selbst hatte sie dazu angehalten. Die konkrete auf die nächste Zukunft gerichtete Naherwartung war aber keine absolute Überzeugung, sondern eine persönliche Hoffnung. Sie wurde nie ein Gegenstand der Lehre. Die Naherwartung war und ist berechtigt. Sie begreift das Kommende als stets auf uns zukommend. Wir haben ja vorhin in der Epistel gehört: „Jetzt ist unser Heil näher als damals, wo wir zum Glauben kamen.“ Ja natürlich, jeder Tag, der vergeht, bringt uns näher an die Wiederkunft Christi, uns anfordernd, uns aufrichtend, uns richtend. Solche wahre eschatologische Naherwartung, die Gott stets am Handeln weiß, ihm aber keine Termine vorschreibt, eine solche Naherwartung ist vom Christentum untrennbar. Unsere Erwartung auf den Herrn ist berechtigt. Der Tag Jesu, die Parusie, wird kommen. Wir haben keine andere Hoffnung als die Hoffnung auf unseren wiederkommenden Herrn. Wir warten auf Christus – nicht wie die Strolche im dem Drama von Beckett „Warten auf Godot“ – nicht wie die Strolche vergeblich, sondern in beseligender Hoffnung. Unser Warten darf freilich nicht die Leichtfertigkeit der „törichten Jungfrauen“ annehmen, die mit leeren Öllämpchen auf den Bräutigam warteten. Die Heilige Schrift warnt davor, sich unvorbereitet auf den Tag des Herrn zuzubewegen, sondern mahnt, bereit zu sein. Mit einer rührenden Ungeduld hat Paulus am Schluss des 1. Korintherbriefes in aramäischer Sprache das Wort angeführt: „Maranatha“ – Komm, Herr, komm, Herr Jesus! Wenn die Weltgeschichte zu Ende geht, dann wird der Herr kommen. Er wird nicht zögern und seine Verheißung wahr machen. Maranatha – Komm, Herr Jesus Christus!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Es muss doch etwas geben

07.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir alle wissen: Es gibt Menschen, die leben, als ob es Gott nicht gäbe. Sie denken nicht an ihn, sie beten nicht zu ihm, sie fragen nicht nach seinem Willen. Aber auch wenn die Menschen Gott vergessen, Gott vergisst die Menschen nicht. Unter irgendeiner Chiffre meldet sich das verdrängte Wissen um Gottes Wirklichkeit: in einer ruhigen Stunde, in der Einsamkeit, wenn die Schminke abgenommen ist und ein müdes Antlitz im Spiegel die Trauer verrät, wenn die Vergnügen schal werden, wenn der Ekel aufsteigt, weil man sich verloren hat, wenn die Scham drückt, weil man alle Würde vergaß. Oder auch, wenn alle Wünsche in Erfüllung gegangen sind, aber das Herz leer blieb, wenn alle Geschäfte glückten, aber der Mensch nicht satt wurde, dann kann es geschehen, dass die Seele schmerzt und blutet. Dass sich aus ihr die Klage erhebt und das Weinen. Dass dann durch alle Berge von Schutt sich die Ahnung durchkämpft: Es muss doch etwas geben, etwas anderes, etwas größeres, etwas erfüllenderes als die Erde und ihre glitzernde Armut. Es muss doch eine Wirklichkeit sein, die alle Nichtigkeiten meines Lebens aufzuwerten vermag, die allem Treiben und Hetzen, allem Streiten und Kämpfen, allem Leiden und Quälen einen Sinn gibt, ein großes Ziel, einen letzten Zweck. Es muss doch etwas da sein, für das zu leben sich lohnt. Es ist nicht leicht, sich als Gläubiger in die seelische Lage eines Ungläubigen zu versetzen. Vor allem ist es nicht einfach, zu erkennen, unter welchen Wendungen die Ahnung eines Höheren, die Unzufriedenheit mit dem Zustand des Unglaubens sich ausdrückt. Oft ist es zögernd, dass sich dieses dumpfe Ahnen einer höheren Wirklichkeit emporringt bei denen, die nicht mehr den Glauben ihrer Kindheit bewahrt haben. Eine dieser Wendungen lautet: Es muss doch etwas geben. Mit diesem „etwas“, das da nach der Meinung der Ungläubigen, der Zweifelnden, der Unsicheren unbedingt da sein muss, tut sich kund, dass sie nach einer letzten Begründung ihres Lebens suchen. Vor allem bei drei Gelegenheiten ringt sich die Ahnung einer jenseitigen Wirklichkeit in den Menschen hoch. Nämlich einmal: wenn sie die Welt betrachten, zum anderen: wenn sie an ihre Schuld denken, und zum Dritten: wenn der Tod ihnen begegnet.

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant schreibt in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltiger sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ In der Tat: Das Weltall stellt den nachdenklichen Menschen unausweichlich vor die Frage: Woher kommt denn das? Warum ist etwas da? Warum ist nicht nichts? Wenn man unter dem bestirnten Himmel, unter dem nächtlichen Himmel steht, meine lieben Freunde, da sieht man die Sterne aufsteigen – ein unermessliches Heer. Und doch sieht das unbewaffnete Auge nur einen verschwindend kleinen Bruchteil. Mit bloßem Auge können wir etwa 3000 Sterne erkennen. Mit dem Fernrohr kann man die Helligkeit von 500 000 Sternen berechnen. Die Gesamtzahl der Sterne ist unbekannt – sie geht in die Milliarden und Billionen. Der uns nächste Fixstern ist der Stern Proxima Centauri. Dieser Stern ist von uns 4,2 Lichtjahre entfernt. Das Lichtjahr aber ist die Entfernung, die der Lichtstrahl mit seiner Geschwindigkeit von 300 000 km/s in einem Jahr zurücklegt. Die nächste Weltinsel ist der Adromedanebel. Er ist von uns 1 600 000 Lichtjahre entfernt. In unsere Sonne passt die Erde 1 297 000 mal. In dem Stern Epsilon Aurigae finden 20 Milliarden Sonnen Platz – un-

geheure Ausmaße, unbegreifliche Zahlen, endlose Räume, unfassbare Mengen. Und das soll von selbst entstanden sein? Der Unglaube verbietet, danach zu fragen, weil er keine Antwort hat. Jede Wirkung hat eine Ursache. Wir müssen uns jedes Werk auf Erden mühsam abringen. Kant hat ja bekanntlich ein Denkverbot erlassen. Das Kausalgesetz, sagt er, gilt nur innerhalb der Erfahrung, nur innerhalb der Physik, nicht innerhalb der Metaphysik. Wir lassen uns das Denken von Kant nicht verbieten. Wir sind überzeugt, dass das Kausalgesetz immer und überall gilt, also auch für das Weltall. Das Weltall trägt doch gar keine Züge des Unendlichen und Ewigen. Es ist in dauernder Bewegung, es weitet sich unermesslich aus, es genügt sich selbst nicht. Es ist kontingent, wie die Philosophie sagt, d.h. es trägt den Grund seiner Existenz nicht in sich selbst. Die Vernunft – nicht schon der Glaube – die Vernunft sagt uns: Das Werk ruft nach dem Werkmeister. Die Bewegung ruft nach dem ersten Bewegter. Die Ordnung ruft nach dem überlegenen Ordner. Der Gedanke, das alles könnte von selbst entstanden sein, ist viel rätselhafter als die Auskunft, die uns der Glaube gibt, nämlich dass ein Schöpfer die unermessliche Welt erschaffen hat. Die größten Geister der Physik waren überzeugt: Gott steht hinter dem Universum. Eine unendliche, personale Macht voller Weisheit hat alles, was ist, hervorgebracht. Ein mathematischer Geist hat die Natur und ihre Gesetze geschaffen. Die Ahnung des Menschen: es muss doch etwas geben, die Ahnung trägt nicht. Vernunft und Glaube konvergieren zu der Erkenntnis, die der 18. Psalm ausspricht: „Die Himmel künden des Ewigen Ehre.“ Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Herrlichkeit wird seit Erschaffung der Welt in seinen Werken erkennbar. Aus der Größe und Schönheit der Schöpfung kann man schlussweise den Schöpfer erkennen. Das All ist eine Fußspur Gottes. Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Es wird berichtet, dass ein ungläubiger französischer Forscher in der Wüste mit seinen arabischen Dienern unterwegs war. Und er wollte sie, die ja gläubig waren, von seinem Unglauben überzeugen. „Ja, hast du Gott schon einmal gesehen?“ Der Araber gab keine Antwort. Aber als sie am nächsten Tage aus dem Zelte krochen und die Sonne aufging, da machte er den Forscher aufmerksam: „Sieh da, die Fußspur Gottes: die Sonne.“

Es gibt, meine lieben Freunde, die Schuld. In rätselhafter Weise spürt der Mensch, dass er gegenüber einem Sollen, das aus seinem Inneren aufsteigt, zurückgeblieben ist. Die Scham, die er über sein Tun empfindet, klagt ihn an. Das Gewissen gebietet und verbietet, lobt und tadelt. Der Wille eines Überlegenen kündigt sich im Gewissen an. Wer spricht im Gewissen? Da muss eine Ahnung im Menschen sein: Es muss doch irgendetwas geben, es muss doch irgendjemanden geben, der dieses Sollen in die Brust hineingelegt hat. Die Allgemeinheit und die Unaufhebbarkeit dieser Erscheinung rufen nach einer Erklärung. Es gibt auch im moralischen Bereich kein Gesetz ohne Gesetzgeber. Die Vernunft erschließt es, und der Glaube bestätigt es: Wer im Gewissen spricht, das ist Gott. Wer anklagt, das ist Gott. „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen“, so heißt es im „Tasso“ von Goethe. Man kann das Gewissen verbilden, und Unzählige tun es. Man kann es überhören, und viele überhören es. Man kann versuchen, es zum Schweigen zu bringen, aber man kann es nicht auslöschen. Keiner kann sagen, er habe Gott gesehen, aber auch keiner kann sagen, er habe ihn nicht gehört. Der Mensch, jeder Mensch erlebt sich als Schuldigen. Irgendwann einmal schlägt ihm das Gewissen, steht die ernste Frage auf: Was hast du getan? Die Schuld belastet, quält und drückt den Menschen. Er möchte von ihr freiwerden, aber er kann sich nicht selbst befreien. Auch kein anderer Mensch kann ihn befreien. Von den anderen Menschen gilt vielmehr das Wort Goethes: „Ihr lasst den Armen schuldig werden, und dann überlasst ihr ihn der Pein.“ Es muss doch etwas geben, das von der Schuld befreit. Die Menschen ahnen es, sie hoffen es, und ihre Ahnung und ihre Hoffnung geht nicht ins Leere. Es gibt etwas: Es gibt den barmherzigen Gott. Wer sich da nicht zurechtfindet, der gerät in Verzweiflung oder Wahnsinn. Ich habe gelesen, ein 16-jähriges Mädchen in Japan hat sich in einen Vulkan gestürzt, weil es mit seiner Schuld nicht zurechtkam. In Japan gibt es den Kegon Wasserfall. Von diesem Wasserfall haben sich schon Tausende von Japanern in den Tod gestürzt. Mehr junge Menschen im Alter von 15 bis 25 Jahren kommen in Japan durch Selbstmord ums Leben als durch irgendeine andere Todesursache. Der Glaube macht es zur Gewissheit: Es gibt etwas, das die Schuld hinwegnimmt. Es ist das Lamm Gottes! „Seht da, das Lamm, das hinwegnimmt – hinwegträgt – die Sünden der Welt“, weil es sie auf sich nimmt. „Wären eure Sünden rot wie Scharlach, weiß sollen sie werden wie Schnee. Wären sie rot wie Purpur, weiß sollen sie werden wie Wolle“, das ist die Botschaft des Advents, das ist die Botschaft des

Propheten Isaias. „Das Lamm löscht den Schuldschein, der wider uns lautete, aus, indem es ihn an das Kreuz heftete.“ Es gibt einen, der uns rettet von Sünde und Schuld. Wir nennen ihn den Heiland, den Erlöser. Wir haben als Kinder die nordischen Sagas gelesen. Eine dieser Sagas erzählt von einem Ehepaar, das in aller Stille an seinen Nachbarn einen Mordbrand verübte. Diesem Mordbrand fiel das Haus mit allen seinen Bewohnern zum Opfer. Um das Verbrechen voll zu machen, lenkten die beiden den Verdacht ihrer Tat auf ihren Pflegesohn. Er wurde vom Thing zum Tode verurteilt, gefesselt auf ein Boot gesetzt und ins Meer hinausgeschickt. Jahre vergingen. Da stand eines Tages Sigrid – so hieß die Frau – vor ihrem Manne und sprach: „Du weißt, was zwischen uns beiden steht und was sonst niemand von den Menschen weiß. Ich aber sage dir, dass ich es nicht länger tragen kann. Nun habe ich gehört, dass weit in der Welt ein anderer Glaube ist, als den wir haben. Sie nennen sich nach ihrem Gott, und der heißt ‚der weiße Christ‘. Und nun haben sie mir gesagt, wie dieser weiße Christ so barmherzig ist, dass er einem alles verzeiht, wenn einer Christ werden und seinen Glauben halten will. So will ich denn jetzt hinüber nach England, wo unser König (Olaf) gerade weilt. Und wenn ich alles so finde, wie es mir gesagt wurde, dann nehme ich den Glauben an, den sie verkünden. Mag sein, dass es dann gut wird. So jedenfalls tut es nicht gut, wie jetzt unsere Sachen stehen.“ Sigrid fuhr von Norwegen über das Meer und kehrte, von schwerer Schuld entsühnt, glücklich und froh als Christin zurück. Meine lieben Freunde, es gibt einen, einen einzigen, der die Schuld der Welt tilgt: den gnädigen Gott, reich an Erbarmen, der seine Allmacht an liebsten durch Nachsicht und Erbarmung offenbart. Niemand, der ernstlich bittet, findet die Pforten der göttlichen Barmherzigkeit verschlossen.

Wie oft stehen wir an Sterbebetten und an Totenbahnen. Der Tod ruft Alte und Junge aus der Bahn. Solche, der das Leben hinter sich hatte, und andere, die es noch vor sich hatten. Menschen, die jahrzehntelang gearbeitet, gekämpft, gelitten haben und andere, die zeitlebens mit einem Minimum an Arbeit auskamen, denen alles glückte, die ihre Zeit mit Vergnügungen verbrachten. Die Lose auf dieser Erde fallen verschieden! Und dann soll alles aus sein? Dann soll es keinen Ausgleich geben für erlittene Schmerzen und für angetanes Unrecht? Dann soll es keine Vergeltung geben für Bosheit und Gewalt? Dann soll alles Wirken und Schaffen, alles Entbehren und Dulden umsonst gewesen sein? Nein. Angesichts des Todes drängt sich die Ahnung auf: Es muss doch etwas geben. Kant hat einen vergeltenden Gott postuliert. Es sagt, dass Gott existiert, ist ein „Postulat der praktischen Vernunft“. Warum? Nun ja, wenn man Gott nicht annimmt, dann erscheint das Sittengesetz und seine Befolgung sinnlos. Das „Kantische Postulat“ reicht aber nicht aus, um Gott zu beweisen. Es kann auch ins Leere laufen, und die Atheisten unserer Tage lassen sich von dem Postulat Kants nicht beunruhigen. Zu echter Gewissheit ist die Evidenz des Sachverhaltes erforderlich. Diese verschafft uns allein der lebendige Gott in seiner Offenbarung. Die Offenbarung sagt uns: Es gibt etwas über der Erde, über dem Gelde, über dem Genuss. Es gibt etwas über der Arbeit, über der Plage, dem Leid. Es gibt einen Gott, einen gerechten Vergelter. Einen Gott, der alles sieht, der alles weiß, der alles lohnt und alles straft. Es gibt einen Ausgleich im Jenseits! Es gibt ein Gericht, einen Himmel und eine Hölle, eine ewige Seligkeit und eine ewige Verdammnis. In den ersten Exerzitien, die ich als Priesterseminarist mitmachte, hat der Priester, der uns die Exerzitien hielt, ein Wort gesprochen, das ich nie vergessen habe. Dieses Wort lautet: „Wer auch nur einen Funken guten Willens hat, den wird Gott nicht verstoßen.“ Das ist keine Meinung des Priesters, das ist die Lehre der Kirche. Wer auch nur einen Funken guten Willens hat, den wird Gott nicht verstoßen. „Es gibt einen Gott, zu strafen und zu rächen“, sagt Schiller im „Wilhelm Tell“, aber es gibt auch einen Gott, zu lohnen und zu vergelten. Die Gewissheit, dass es etwas gibt über der Materie und der Energie, dass nicht bloß Erde und Weltall existieren, sondern dass über allem und in allem eine personale Wirklichkeit von selbstgenügsamer Macht steht, diese Gewissheit gibt uns Christus. Deswegen war vor seinem Kommen Advent – Erwartung. Jetzt ist er mit unüberschbarer Leuchtkraft gekommen, um uns die Wirklichkeit Gottes anzustrahlen. Er ist der Offenbarer. Er bringt die Kunde von dem, aus dem er hervorgegangen ist. Jetzt braucht Gott nicht nur geahnt, gefühlt, erschlossen zu werden, jetzt hat er sich gezeigt, „denn das Wort ist Fleisch geworden“.

Jeder Tag zeigt uns, wie haltlos die Menschen vor den Lockungen des Geldes und des Genusses stehen. Das ist die ewige Tragik der Weltgeschichte. Und es gibt nur ein einziges und ganz radikales Mittel dagegen: Das ist das Christentum. Wir brauchen Gnadenhaftes, wir brauchen Geoffenbartes,

wir brauchen himmelhoch zu uns Geworfenes, die Sterne müssen zu uns kommen. Über dem Altar reckt der Gekreuzigte sich empor. Alle Not umklammert seine Füße. Es gibt Not, die keine Reform des Gesetzes lindert. Es gibt Leid, das kein Zukunftsstaat überwindet. Es gibt individuellen Schmerz des Leibes und der Seele, die kein Fortschritt der Medizin kuriert. Hier tröstet nur der gekreuzigte Gott. Hier heilt nur Christus. Dieser Christus aber, meine lieben Freunde, lebt in seiner Kirche. Ich weiß, dass der Wegweiser der Kirche die rechte Kompassrichtung weist, sie führt. Nur in dieser Richtung geht der Weg. Sie ist der Strom zum Weltmeer. Ob auch hüben und drüben noch Seen blinken, ob auch hüben und drüben noch Bäche rauschen, ob hüben und drüben die Sonne im Tau der Tropfen steht, sie ist der Strom. Sie ist der Hauch über alle Lüfte. Sie ist der Sturm über allen Winden. Sie ist das Licht über allen Feuern. Sie geht ihren Weg. In ihren Händen gegen alle Verwirrung, gegen alle Verblassung, gegen alle Verharmlosung den Herrn und Meister selbst, den lebendigen Christus durch die Jahrhunderte tragend. Der Nazarener steht irgendwo traumverloren zwischen den Dingen der Welt. Er ist aber doch ihre stärkste Realität.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zu richten die Lebenden und die Toten

14.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Apostel Paulus wurde in Palästina gefangen gehalten. Sein Vorgesetzter war der Prokurator (Landpfleger) Felix. Felix unterhielt sich gern mit ihm über religiöse Gegenstände. Als aber Paulus anfang, vom Gericht zu sprechen, da begann Felix zu zittern und sagte: „Wir wollen dich ein andermal hören.“ Vom Gericht wollen viele Menschen nichts wissen. Aber das Gericht darf vom christlichen Verkündiger nicht verschwiegen werden, denn die Wahrheit vom Gericht ist von Gott geoffenbart. Sie ist geoffenbart zu unserem Heile. Sie ist ein unaufgebbarer Bestandteil der Frohen Botschaft. Und die Kirche hat in ihr Glaubensbekenntnis den Satz aufgenommen: „Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Wir wollen am heutigen 3. Adventssonntag fünf Gegenstände betrachten.

Der erste lautet: Jesus wird wiederkommen. Christus hat durch sein Leben und Wirken auf Erden bereits begonnen, die Welt zu verwandeln. Aber die Welt hat noch nicht ihre letzte Gestalt erhalten. Er wird wiederkommen, um zu vollenden, was er begonnen hat. In seiner Pfingstpredigt kommt Petrus auf diesen Gegenstand zurück und sagt: „Gott wird den für euch vorausbestimmten Christus Jesus senden. Diesen muss der Himmel behalten, bis alles wieder hergestellt ist, wie es Gott von alters her durch den Mund seiner Propheten verkündigt hat.“ Die Wiederkehr Christi wird anders sein als seine erste Ankunft. Er kam verborgen; er wird wiederkehren vor aller Menschen Angesicht. Er wird offen kommen, um selbst zu richten. Die Wiederkunft Christi wird im Angesicht der ganzen Schöpfung geschehen, sie wird unübersehbar sein. „Wie der Blitzstrahl im Osten aufleuchtet und bis zum Westen leuchtet, so wird es mit der Wiederkunft des Menschensohnes sein.“ Die Wiederkunft geschieht nicht allein. Christus kommt mit seiner himmlischen Begleitschaft. Es ist von Engeln, von vielen Engeln die Rede, die mit ihm durch die Welt ziehen und das Gericht vorbereiten und vollziehen. Der Tag der Wiederkehr ist unberechenbar. Der Herr kommt unversehens und plötzlich wie der Dieb in der Nacht. „Der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet.“ Es ist Jesus ein Anliegen, das Menschenleben – jedes Menschenleben – in das ungewisse Dämmerlicht des Jüngsten Tages zu stellen. Da gilt das Wort: Bereit sein ist alles. Nicht mit Schlummer und Träumen dürfen wir die uns geschenkte Zeit vollbringen, sondern wir müssen wach und nüchtern sein, denn der Tag des Herrn kommt plötzlich. Und er wird so rasch und unversehens kommen, dass, wer sich entkleidet hat, nicht die Zeit finden wird, sich anzukleiden und so vor aller Welt im buchstäblichen Sinne bloßgestellt wird.

Zweitens: Die Wiederkunft Christi bringt den Untergang der widerchristlichen Mächte. Am Ende der Welt erscheint Christus nicht als Knecht, sondern als Herr, ja, als Richter. Der Widerchrist wird noch einmal alle seine Verführungskünste aufbieten, um die Menschen für sich zu gewinnen. Aber die irdisch Gesinnten werden ein großes Klagegeschrei anstimmen, wenn sie den wiederkommenden Herrn sehen werden. Die Lasterstadt Babylon – das ist der Inbegriff des Bösen in der Welt – die Lasterstadt Babylon wird untergehen, und damit verlieren die Bösen alles das, woran ihr Herz hing. In einer Stunde wird alles dahin sein, wie wenn es nicht gewesen wäre. Die von Gottes gewaltigen Boten angekündigten Untergänge der widerchristlichen Mächte werden herbeigeführt durch den Widerchri-

sten selbst. Der Widerchrist und seine Mächte zerstören sich selbst. Sie fallen im Wechseltod. Der Widerchristus entbrennt in Eifersucht gegen die böse, lasterhafte Stadt – als Weib dargestellt in der Apokalypse. Er raubt sie bis zur Nacktheit und verzehrt sie – was immer das heißen mag. Der Sturz der Welthauptstadt wird so geschehen, dass der Widerchrist in diesen Sturz hineingezogen wird. Er schien sich als den Weltheiland auszugeben; jetzt offenbart er sich als den Weltzerstörer. Er meinte, wenn er die Lasterstadt umbringt, werde ein Machtzuwachs für ihn daraus erwachsen. Aber keineswegs. Es wird die ganze politische und militärische Macht, die der Widerchrist in sich ansammelt, von Christus niedergemacht werden. Der Apokalyptiker sieht Jesus auf einem weißen Pferde an der Spitze einer unermesslichen Heerschar einziehen und die widerchristlichen Mächte zu Boden werfen.

Drittens: Das Schicksal der Menschen angesichts des wiederkommenden Christus wird unterschiedlich sein. Den Hassern wird die Ankunft Christi maßlosen Schrecken einflößen. Hier, auf dieser Erde in der Geschichte, war ihnen Macht über den Menschensohn gegeben. Er war hilflos und ohnmächtig. In jener Stunde aber wird sich zeigen, dass er mächtig ist und der Herr der Geschichte. Da wird sich das erfüllen, was er dem Hohenpriester bei seinem Gerichtsverfahren gesagt hat: „Ihr werdet den Menschensohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels, mit großer Macht und Herrlichkeit.“ Diese Voraussage wird sich bei der Wiederkunft Christi erfüllen. Christus kommt als Triumphator, als der Sieger. Die treuen Anhänger Christi werden seine Ankunft begrüßen. Sie werden jubeln, sie werden die Aufforderung hören: Erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung! Auf diesen Tag haben sie gewartet: jahrelang, jahrhundertlang, jahrtausendlang. Sie haben den Spott der Feinde ertragen, die ihnen vorhielten: „Wo bleibt denn der vorausgesagte Herr? Wo ist denn seine Wiederkunft?“ Sie haben die Horizonte abgespäht nach dem ersten Schimmern seines Lichtes und auf ihn geharrt. Jetzt löst der Herr seine Verheißung ein.

Er kommt – viertens – zum Gericht. Der Richter über Lebende und Tote zieht in sein Reich ein. Die Menschen haben auf Erden das Gericht Gottes verspottet: „Wir haben gesündigt, und was ist uns geschehen? Nichts.“ Jetzt wird es anders. Jetzt kommt das Weltgericht mit seinen drei Eigenschaften: Es wird ein allgemeines Gericht sein; es wird ein umfassendes Gericht sein; es wird ein gerechtes Gericht sein. Ein allgemeines Gericht, d.h. es ergeht vor der Gesamtheit der Menschen. Jeder wird von jedem erfahren, was er getan und versäumt, wie er gekämpft und gelitten hat. Es ist ein umfassendes Gericht: Das gesamte Leben und Streben des Menschen wird gerichtet. Es wird nichts ausgelassen und nichts vergessen. Jetzt wird nicht nur jedes Handeln und jedes Unterlassen gerichtet, sondern auch jedes Motiv, mit dem der Mensch sein Handeln begründet hat. Es ist ein gerechtes Gericht, d.h. es wird jedem das zuteil, was er verdient hat. Auf Erden sind die Gerichte oft ungerecht. Aber was innerhalb der Weltzeit nicht zustande kam, nämlich die Verwirklichung der Gerechtigkeit, das wird beim Endgericht einem jeden zuteil. Das Weltgericht wird abgehalten, um Gottes Weisheit, um Gottes Allmacht, um Gottes Gerechtigkeit allen Geschöpfen spürbar vor Augen zu führen. Man hat ihm ja vorgeworfen: Er zeigt jetzt nicht seine Weisheit. Dann wird seine Weisheit offenbar werden. Man hat ihm vorgeworfen: Er tut ja nichts, um das Unrecht zu strafen. Jetzt wird es gestraft. Man hat ihn angeklagt: Er unternimmt ja nichts, um seine Macht zu zeigen. Jetzt wird diese Macht allen offenbar. Da kann man natürlich fragen, meine lieben Freunde: Ja, ist der Mensch nicht bereits gerichtet im Gericht nach dem Tode? Im besonderen Gericht? Im Einzelgericht? Ja, das Gericht nach dem Tode, das besondere Gericht, ist geschehen, wenn das allgemeine Gericht abgehalten wird, aber es besteht ein Unterschied. Nämlich in dem besonderen Gericht wird jeder nach seinem Gewissen gerichtet, wird er gefragt, ob er das Gewissen gebildet und auf das Gewissen gehört hat. Beim allgemeinen Gericht wird der Mensch als Glied der Gesellschaft gerichtet. Da wird er gefragt, wie er sich in den Gemeinschaften, in denen er stand, verhalten hat, wie er auf sie gewirkt hat und wie er sich hat von ihnen bestimmen lassen, und sein Tun und Lassen wird jetzt vor allen übrigen Menschen offenbar gemacht. Noch ein weiterer Unterschied besteht zwischen dem besonderen und dem allgemeinen Gericht. Das besondere Gericht wird nur über die Seele abgehalten; das allgemeine Gericht auch über den Leib, denn ihm geht ja die allgemeine Auferstehung der Toten voraus. Die Ausdehnung auf den erweckten Leib vervollständigt das Gericht. Schließlich ergeht das Weltgericht nicht nur über den Einzelmenschen, sondern auch über die Gemeinschaften, über die Institutionen: ihre Entstehung, ihr Verhalten, ihren Sinn. Beim Weltgericht ist das Entscheidende die Frage der Richtigkeit oder der Verkehrtheit, der geschicht-

lichen Tragweite des Geschehens innerhalb der Weltzeit. Der objektive Wert für die Ordnung des Ganzen, die wird sich beim letzten Gericht zeigen – der objektive Wert. Deshalb wird das Gewicht und der Wert der von den Menschen hervorgebrachten kulturellen, geistigen, nationalen, industriellen Errungenschaften und Einrichtungen und Maßnahmen enthüllt werden. Da wird sich Recht und Unrecht, Wirkmächtigkeit und Ohnmacht geistlicher, sittlicher, nationaler Bestrebungen zeigen vor aller Augen. Da wird die Tragweite der Begegnung zwischen den Mächten dieser Erde offenbaren: der Sinn des Kampfes zwischen Staat und Kirche – vom Investiturstreit angefangen bis zum Kulturkampf. Da wird aufgedeckt, welchen Sinn und welches Ziel, welchen Erfolg und welchen Misserfolg das Kämpfen innerhalb der Kirche hatte zwischen Liberalen und Rechtgläubigen. Da wird sich zeigen, ob die Lobredner der jetzigen Bischofssynode Recht bekommen oder ihre Kritiker. Da wird sich zeigen, was die Demokratie wert war und was uns der Parlamentarismus gebracht hat: die Herrschaft des Volkes oder die Herrschaft der Parteien, die Achtung vor dem Willen Gottes oder die Missachtung dieses Willens: in der Homöopathie, in der Geschlechtsumwandlung, in der straflosen Tötung der menschlichen Leibesfrucht. Da wird sich zeigen, was es bedeutet, dass man an die Stelle der Wahrheit die Mehrheit gesetzt hat. Die Parlamente gebärden sich, als ob sie allmächtig wären, setzen sich über Gottes Willen hinweg. Das wird sich dann alles zeigen.

Fünftens: Das Endgericht scheidet endgültig die Bösen von den Guten. Altes wie Neues Testament lehren die endliche Vergeltung. Gott wird volle Gerechtigkeit bringen. Da wird der Wert oder Unwert der menschlichen Entscheidungen, Gedanken, Einrichtungen zutage treten. Bei dieser Enthüllung wird es ein großes Verwundern geben. Was auf Erden groß und mächtig schien, das wird sich als klein und erbärmlich zeigen. Was wertlos und unbedeutend, gefährlich und verhängnisvoll erschien, das wird sich als machtvoll und weitreichend erweisen, als heilsam und förderlich. Es wird sich zeigen, was die von Gott zugelassene Sünde, was der von ihm nicht verhinderte Irrtum bedeutet. Da werden vor den Blicken aller die Sinnlosigkeiten, die den Glauben an Gott so sehr belasten, verschwinden. Das heißt: Wie immer ein Leben verlaufen ist: Vor der Prüfung durch Gottes Wahrheit kann es nur bestehen, wenn es in Gemeinschaft mit Christus gelebt wurde. Nur durch Christus kommt der Mensch zum Vater. Natürliche Anständigkeit und Humanität werden nicht genügen, um der Verurteilung zu entgehen. Denn ohne Christus bleibt der Mensch in der Finsternis. Das Verhältnis zu einer lebendigen Person, nämlich zu dem gekreuzigten und erhöhten Herrn, wird über das letzte Schicksal entscheiden. Die Liebe zu Christus ist der Maßstab des Gerichtes. Diese Liebe aber verwirklicht sich in der Liebe zum Bruder und versagt sich in der Abweisung des Bruders. Umgekehrt meint jede helfende Liebe – wenn sie lauter ist – meint jede helfende Liebe gegen einen Menschen letztlich Christus, meint aber auch jede Hilfeverweigerung gegen einen Menschen letztlich den Herrn. Es wird sich dann zeigen, meine Freunde, dass nicht jeder nach seiner Fassung selig werden kann. Es wird offenbar werden, dass es in keinem anderen Namen Heil gibt als im Namen Jesu Christi. Da erfüllt sich die Ankündigung des Propheten Isaias: „Die Hoffart der Gewaltigen beuge ich nieder. Dem Hochmut der Stolzen mache ich ein Ende.“ Da erfüllt sich das furchtbare Urteil des Herrn: „Fort von mir, ihr Verfluchten, in das höllische Feuer!“ Der Heilige Gottes, Christus, bricht im Gericht über den Menschen herein. Vor diesem Ausbruch kann der Unheilige nicht bestehen. Während der Erdenzeit hat Gott an sich gehalten, sodass der unheilige Mensch trotz seines Widerspruches zu ihm existieren konnte. Aber im Endgericht kommt die Heiligkeit Gottes unverhüllt über den Menschen, und der ganz Unheilige wird verbannt. Dann wird sich zeigen, dass nicht alles Böse in der Welt auf Veranlassung, Erziehung, Umwelt zurückgeht, sondern dass es Schuld gibt. Der Mensch wird alles vorbringen können, was ihm an Entschuldigungsgründen und Ein- und Ausreden einfällt. Gott wird ihn ausreden lassen. Aber das eigene Gewissen wird ihn anklagen und gegen ihn aufstehen, wie es seit der Ursünde gegen den Menschen aufgestanden ist: „Was hast du getan?“ Die Guten werden den Lohn ihrer Treue zu Gott und seinem Willen empfangen. Sie werden die beseligenden Worte hören: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch bereitet war seit Anbeginn der Welt.“ Dann finden die Güte, die Geduld, die Reinheit ihren Lohn. Hier auf Erden erschienen ja die Christen immer irgendwie als die Dummen. Weil sie sich an Gottes Gebote hielten, ist ihnen vieles entgangen, ist ihnen vieles versagt geblieben. Im Magazin „Stern“ erschien vor Jahren einmal ein Aufsatz mit dem Titel: „Sind die katholischen Christen dümmer?“ In den Augen der Weltgläubigen sind sie dümmer,

weil sie auf Gott hören und es sich nicht bequem machen. Aber das Endgericht bringt die Umkehr, zeigt, dass die Christen wahrhaft die Klugen waren. Jetzt erhält die Treue ihren Lohn. Jetzt wird die Hoffnung gekrönt. Jetzt wird die Zuversicht erfüllt. Jetzt endlich wird den Guten und Gläubigen Gerechtigkeit vor aller Welt. Die Frommen und Heiligen werden die ihnen immer entzogene Ehre zurückerhalten. In Karthago wurden im 3. Jahrhundert viele Christen hingerichtet in der Arena, im Amphitheater: Felicitas, Perpetua, Saturninus und ihre Gefährten. Als sie das Theater betraten und viele tausend Augen auf sie blickten, die Augen der Gaffer, da riefen sie ihnen zu: „Ja, schaut uns nur gut an, dass ihr uns wiedererkennen mögt am Tage des Gerichtes!“ An diesem Tage werden die Sünder beim Anblick der Gerechten sagen: „Das sind jene, die wir einst verlachten und mit schimpflichen Worten verhöhnten. Wir Torenen hielten ihr Leben für Unsinn und ihr Ende für schimpflich. Siehe, wie sie jetzt unter die Kinder Gottes gezählt werden, und ihr Los ist bei den Heiligen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Vollendung

21.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit dem Verfall des Glaubens an Gott hat sich der Glaube an den Menschen immer mehr verstärkt. Seit man aufhörte, von Gott etwas zu erwarten, begann man, alles vom Menschen zu erwarten. Insbesondere trat an die Stelle der Hoffnung auf das Reich Gottes die Erwartung auf das Menschenreich. Man erwartet nicht mehr das himmlische Paradies, sondern das irdische. Dieses soll herbeigeführt werden durch Erziehung und Bildung, durch Unterricht und Lehre, durch Arbeit und Leistung, durch Technik und Naturwissenschaft. Der Fortschritt, so sagt man, sei unaufhaltsam. Wir Menschen werden eines Tages nur noch wenige Tage in der Woche arbeiten müssen; die Arbeitszeit wird nicht mehr als 5 Stunden betragen. In Feiertagskleidern werden die Menschen an den Maschinen stehen. Alle Beschwerlichkeit und ermüdende Fron wird von der Arbeit gewichen und sie wird zu einer Lust geworden sein. Die Menschen werden in dieser Zeit des kommenden Paradieses von Krankheiten entrückt sein, ihr Leben wird 190, 200 Jahre dauern, die Organe wird man auswechseln können, die Medizin lindert alle Leiden. Die Völker werden dann eingesehen haben, dass Streitigkeiten und Auseinandersetzungen nichts bringen. Sie vermeiden Kriege; der Friede hält Einzug auf der Erde und weicht nicht mehr von ihr.

Der Christusgläubige, meine lieben Freunde, ist gegen solche Erwartungen der Ungläubigen gefeit. Er ist zu nüchtern, um dem Fortschrittsglauben der Aufklärer und Marxisten zu verfallen. Er weiß, dass in alle menschlichen Werke der Tod hineingebaut ist. Er hält sich an die Erfahrung, und diese bezeugt, dass die Summe des Glücks auf der Erde eher abnimmt als zunimmt. Er sieht, dass die Angst unaufhörlich steigt. Er bedenkt, dass die Vernichtungsmittel ins Unermessliche gestiegen sind. Im Einzelnen erwägen wir folgendes: Was die Arbeit angeht, so wird immer deutlicher, dass der Übergang in den Ruhestand mit 65 Jahren überdacht werden muss, dass eine längere Lebensarbeitszeit immer dringlicher wird. Schon jetzt arbeitet die Mehrzahl der Deutschen mit Überstunden. Und wie ist es mit den Millionen von Kinderarbeitern in Asien? Für viele Menschen ist ja auch die Arbeit gar nicht die Not, sondern die Arbeitslosigkeit. Der Mangel an Arbeit ist es, was sie quält. Millionen in unseren sogenannten westlichen Ländern sind ohne Beschäftigung. Was die Ernährung betrifft, so wissen wir, dass hunderte Millionen von Menschen nicht genug haben, um sich zu sättigen. Sie sind unterernährt, von Krankheiten bedroht oder befallen, besitzen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Das Wasser überhaupt, das lebensnotwendige Wasser wird knapp auf unserer Erde. Es sind Hunderte von Millionen, die nicht Zugang zu einwandfreiem Wasser haben. Im Himalaya schmelzen die Gletscher, von denen aber die Ströme Asiens gespeist werden. Der Bevölkerung fehlt das Wasser, um ihre Felder zu bewässern, fehlt das Wasser, um ihre Tiere zu tränken: die Yaks und die Schafe und die Ziegen. Der Reichtum der Meere an Fischen schien einst unerschöpflich. Heute ist es so weit gekommen, dass die Weltmeere beinahe leergefischt sind. Und was das gesunde, lange Leben betrifft: Die Medizin hat unbestrittene Leistungen aufzuweisen im Kampf gegen Krankheit und Sterben. Aber die Bedrohungen des menschlichen Lebens haben deswegen nicht aufgehört. Was ist mit AIDS, mit Ebola, mit der Vogelgrippe? Und was bedeutet das Immunwerden von Viren und Bakterien gegen die Antibiotika? Was bedeutet die Wiederkehr der Tuberkulose? Und immer noch sind wir ohnmächtig bei der Alzhei-

mer-Krankheit. Auch wollen nicht alle Menschen lange leben; viele beenden selbst ihr Leben. Im Augenblick diskutiert man, ob nicht Ärzte behilflich sein sollen beim Abschied von dieser Erde mit einer Spritze oder mit Tabletten. Ist es überflüssig, zu bedenken, dass eines Tages – in absehbarer Zeit – die Fremdtötung aufkommen könnte, die Vernichtung lebensunwerten Lebens, wie man schon vor hundert Jahren gesagt hat – der Mediziner Hoche in Freiburg? Wir schauen besorgt auf die Natur. Der Mensch, der ihre Gesetze nicht beachtet, zerstört seine eigenen Lebensgrundlagen. Wir stehen vor einer Umweltkatastrophe. Das Tauen des Eises in Grönland, in der Arktis, in der Antarktis ist bedrohlich. Auf manchen Inseln im Indischen und im Pazifischen Ozean überlegen die Menschen, ob sie nicht ihre Heimstätte verlassen müssen, weil der Meeresspiegel steigt. Niemand ist imstande, Naturkatastrophen zu bannen: Taifune, die die Philippinen und Japan verwüsten, Tsunamis, die Tausende in den Tod reißen, Erdbeben, Vulkanausbrüche. Und dann die vom Menschen verursachten Katastrophen von Tschernobyl bis Fukushima. Es sieht nicht so aus, als ob das Paradies bevorsteht. Und wie sieht es mit dem Frieden auf Erden aus? Aufstände, Kämpfe, Kriege an vielen Stellen. Eine große Zahl von afrikanischen Ländern befindet sich im Streit der Stämme. In Ruanda sind in 100 Tagen 800 000 Menschen getötet worden. In Kambodscha haben die Roten Khmer 2 000 000 Menschen umgebracht. Und der unerklärte Krieg in Palästina zwischen Israelis und Arabern? Und die Mordkommandos der Islamisten in Nigeria, in Afghanistan, in Pakistan? In diesen Tagen haben sie in Peshawar 130 Kinder umgebracht. Im November 2014 wurden über 5 000 Menschen von mohammedanischen Mordkommandos getötet. Es gibt viele Gründe, besorgt zu sein und mit Bangen in die Zukunft zu schauen. Wir müssen uns auf Bedrohungen und Gefahren mannigfaltiger Art gefasst machen. Ende des 18. Jahrhunderts schrieb der Königsberger Philosoph Immanuel Kant seine Schrift „Zum ewigen Frieden“. Darin entwickelte er das Projekt eines allgemeinen und dauerhaften Friedenszustandes. Seine Gedanken sind utopisch. Seit dem Erscheinen seiner Schrift hat die Gewalt auf Erden nicht ab-, sondern zugenommen. Der Weltfriede kommt nicht heute und nicht morgen. Er kommt erst dann, wenn das Reich Gottes seine Tage vollendet; er kommt am Silvesterabend der Geschichte. Er kommt nicht aus menschlicher Anstrengung, sondern als Gottes Geschenk. Er kommt, wenn Gott die Verheißung erfüllt, die im Buche des Propheten Isaias aufgezeichnet ist: „Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde. Dessen, was vorher war, wird man nicht mehr gedenken, noch wird es in den Sinn kommen. Aber freuen und frohlocken sollt ihr euch über das, was ich schaffe.“

Warum, meine lieben Freunde, warum müssen alle menschlichen Versuche, das irdische Paradies zu schaffen, scheitern? Weil der Mensch weder die Welt noch sich selbst verwandeln kann. Nur eine neue Welt und ein neuer Mensch könnten das Paradies herbeiführen. Der neue Mensch und die neue Welt aber sind jene, die unlöslich und untrennbar mit dem offenbaren Gott verbunden sind. Und diese Verbindung kann Gott allein herstellen. Wir sind gewiss: Er wird sie herstellen. Im Durchgang durch das Weltgericht – das wir am vergangenen Sonntag betrachtet haben – im Durchgang durch das Weltgericht kommt die menschliche Geschichte und die Menschheit als Ganzes zu ihrem Ziele. Die Christusgehörigen rücken ein in den Himmel; die Bösen werden in die Hölle geworfen. Die Gottverbundenen gehen ein in die Himmelsstadt. Sie hat einen altbekannten Namen: Jerusalem. Johannes, der Apokalyptiker, sieht das neue Jerusalem herabsteigen von Gott aus dem Himmel. Und er hört eine laute Stimme vom Himmel rufen: „Seht, das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein.“ Das ist der Gegenstand unserer heutigen Überlegungen: die Vollendung am Ende der Zeit. Das himmlische Jerusalem ist das Gegenstück zu der Lasterstadt Babylon. Die Stadt, die Johannes sieht, ist ein Bild der Fülle und der Sicherheit, ein Bild der Ruhe und der Geborgenheit, ein Bild der Gemeinschaft und der Ordnung, wonach der Mensch sich immer gesehnt hat. Die ganze Erde wird für immer verwandelt sein in jene von Gott verheißene Stadt, die den Menschen die Erfüllung schenkt. Die Stadt, die Johannes herabschweben sieht, ist geschmückt wie eine Braut. Das will sagen: Die Menschheit wird am Ende innig, wie eine Braut mit ihrem Bräutigam, mit Gott verbunden sein. Das neue Jerusalem hat keinen Tempel mehr. Sie bedarf eines Tempels nicht mehr, denn Gott ist in ihr allgegenwärtig. Der Sinn eines Gotteshauses ist ja, Stätte der Hingabe an Gott zu sein. Dieser Sinn wird im ganzen neuen Jerusalem an jeder Stelle erfüllt. Da wird Gottes Herrlichkeit nicht bloß hie und da zu erfahren sein, sondern auf der gan-

zen Erde, nicht mehr verschleiert, sondern in offener Gestalt. Dann hört auch die Verkündigung des Evangeliums auf, denn es bedarf ihrer nicht mehr. Es bedarf der Zeugnisse im Wort nicht mehr, denn Gottes Herrlichkeit wird von jedem unmittelbar geschaut. Dann hört auch die Feier des Messopfers auf, denn es bedarf nicht mehr des Gedächtnisses des Todes und der Auferstehung des Herrn. Der durch den Tod hindurchgegangene, erhöhte Herr ist ja selbst gegenwärtig. Da muss auch nicht mehr ein Stück der Erde nach dem anderen heimgeholt werden zu Gott, sondern in jener Stunde übergibt der menschengewordene Sohn das ganze All dem Vater. Der ganze Erdball, nein, das ganze All ist dann Stätte der Gottesherrschaft, ist der Raum der Gottesherrschaft. Die Anbetung wird freilich auch in der Vollendung nicht aufhören, denn der Mensch ist wesenhaft dazu veranlagt, anzubeten. Als Geschöpf muss er den Schöpfer anbeten, wenn immer er seinsgerecht leben will. Die Anbetung wird also nicht verstummen. Aber Johannes vernimmt den Lobgesang der Himmlischen, den ewigen Lobgesang: „Heilig, heilig ist der Herr, der allmächtige Gott, der war und der ist und der sein wird und der kommt. Würdig bist du unser Herr und Gott“, so hört Johannes, „Lobpreis zu empfangen und Ehre und Macht; denn du schufest alle Dinge und durch deinen Willen waren sie und es wurden sie durch ihn geschaffen.“ Aber es bedarf eben dann für den Lobpreis Gottes nicht mehr einer besonderen hervorgehobenen Stätte. Denn Gott selbst ist in dem neuen Jerusalem mit unverhüllter Herrlichkeit, mit unverhülltem Antlitz gegenwärtig. Die Menschen werden in Wohngemeinschaft mit Gott leben. Sie werden ihm so nah und verbunden sein wie Personen, die in einem Zelt zusammenleben. Unaufhörlich strömt die Anbetung aus ihrem Herzen Gott entgegen.

Die Vollendung bringt auch die Freiheit von jedem Übel. Auf Erden haben wir jeden Tag gebetet: „Erlöse uns von dem Übel.“ In der Vollendung ist dieses Flehen erfüllt. Die Vollendeten sind frei von der Not um Gott. Das ist ja eigentlich die Urnot, die Hauptnot, die Not, die den ganzen Lebenslauf beherrscht, nämlich der Gegensatz zwischen Himmel und Erde, zwischen Gotteswelt und Menschenwelt. Die Not um Gott wird dann in vollkommener Weise überwunden sein. Solange die Geschichte dauert, können die Ungläubigen den Gläubigen höhrend zurufen: „Wo ist denn euer Gott?“ Die Gläubigen können nicht auf Gott in offener Gestalt verweisen. Sie können nicht sagen: „Hier ist Gott“ oder „da ist Gott“, sondern sie müssen sich selbst fragen: „Wo ist unser Gott?“ In der Vollendung ist dieser Ruf und dieser Hohn überwunden. Sie sind gewichen dem Preislied, mit dem die Himmlischen dem Vater Lob und Dank sagen. Johannes hörte eine mächtige Stimme aus dem Himmel rufen: „Die Weltherrschaft ist unserem Herrn zuteil geworden und dem, den er gesalbt hat, und er wird nun herrschen in alle Ewigkeit.“ Die Vollendung bringt auch die Befreiung von der Sünde. Das ist ja unsere große Schwäche und auch unsere große Not, dass wir immer zurückbleiben gegenüber dem Willen Gottes, dass wir uns verstricken in Schuld. „Der Übel größtes ist die Schuld“, sagt Schiller – und das mit Recht. In der Gottesstadt gibt es keine Sünde mehr und auch keine Schuld. In ihr leben die, welche Christus mit seinem Blute von ihren Sünden erlöst hat. Die Feiglinge und die Treulosen, die Unheiligen und die Mörder, die Unzüchtigen und die Zauberer, die Götzendiener und die Lügner werden draußen bleiben. „Nur die Guten werden im Lande wohnen, nur die Rechtschaffenen darin übrigbleiben. Die Frevler werden vertilgt aus dem Lande, die Gottlosen aus ihm entwurzelt.“ Die Vollendung wird auch die Freiheit von der Not des Leibes bringen. Die Gegenwart Gottes bannt aus dem himmlischen Jerusalem alles Leid. Die Wurzel des Leides ist die Gottesferne des Menschen. Die Tränen und das Herzeleid kommen aus der Abwendung von Gott. Und da diese überwunden ist, sind auch die Tränen getrocknet und die Schmerzen geheilt. Johannes schreibt so tröstlich: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ Überwunden ist auch die Trennung. Hier auf Erden sehnen wir uns immer nach einem gütigen, edlen, liebenden Menschen, und viele finden ihn nicht. Und wenn sie ihn finden, dann ist er von ihnen durch unübersteigbare Klüfte getrennt – die Königskinder kommen nicht zusammen. Und wenn sie mit ihm vereint sind, dann wird der liebende Mensch entrissen. Was für ein Leid der Trennung in dieser Welt. In der kommenden Welt werden wir immer bei denen sein, die wir lieben und die uns lieben. In der Vollendung ist auch der Mangel am Lebensnotwendigen überwunden. Hier auf Erden herrschen Hunger und Durst; in der anderen Welt wird aller Hunger und Durst gestillt sein. Christus hat sich ja während seines irdischen Lebens als das Brot des Lebens kundgetan. Er hat die Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen, er hat das Wasser des Lebens versprochen. Während der irdischen Geschichte kann der Hunger und Durst der Menschen nicht gestillt

werden. In der himmlischen Stadt werden die vollendeten Menschen alles haben, was zur Erfüllung ihres Lebens erforderlich ist. Johannes sieht in der himmlischen Stadt einen „Strom mit dem Wasser des Lebens, glänzend wie Kristall“. Dieser Strom geht vom Throne Gottes und des Lammes aus. Und er sieht auch den „Baum des Lebens, der zwölfmal Früchte trägt“ – also immer. Die Vollendeten sind schließlich auch befreit vom Tode und von der Todesangst. Der Tod, meine lieben Freunde, ist der mächtigste Feind des Menschen. Er ist der Sold der Sünde. Er kann sich auch am längsten an der Macht halten, aber am Ende wird auch er vernichtet. „Der Tod wird nicht mehr sein“, schreibt der Apokalyptiker Johannes, „und nicht Trauer und Klage, denn was vorher war, ist vergangen. Der Sieger wird kein Leid erfahren vom zweiten Tod. Über die Vollendeten hat der Tod keine Gewalt.“ Der heilige Thomas gibt auch an, warum das so ist, welches der Grund dafür ist: „Christus“, schreibt er, „ist das Leben, und darum ist in seinem Reich kein Platz für den Tod.“ Die Zukunftshoffnungen, die ich versucht habe, vor Ihnen auszubreiten, müssten als Schwärmereien gebrandmarkt werden, wenn wir von menschlicher Anstrengung ein kommendes Paradies erwarten würden. Allein ein Paradies aus Menschenhand zu schaffen, ist eine Illusion und ein Wahn. Wir erwarten den Zustand der Weltvollendung nicht aus menschlicher Leistung, sondern als Gottes Geschenk. Die Erwartungen der Marxisten und der Aufklärer und der Liberalen sind Illusionen. Unsere Hoffnung gründet auf der Verheißung Gottes, und sie ist stärker als der Tod. Sie ist die Kraft unseres Lebens. Sie befähigt uns, den Lockungen der Welt zu widerstehen, und es gibt uns diese Hoffnung die Möglichkeit, Widerstand zu leisten gegen das Böse, zu leuchten in einem verirrt und verkehrten Geschlecht wie die Sterne im Weltall.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Einmaligkeit und Faktizität des weihnachtlichen Geschehens

25.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Geburt unseres Heilandes Versammelt!

„Seht, ich verkündige euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Da ist erschöpfend der Inhalt der Weihnacht ausgesagt. „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Die höchsten Begriffe, welche die Menschen über die göttliche Person gefunden haben, werden Jesus zugelegt: Sotär – Heiland. Die Griechen bezeichneten damit die Götter, die zur Rettung der Menschen kommen. Jetzt wird dieser Name auf Jesus angewandt. Auf ihn zum ersten Mal mit vollem Recht. Messias, der Gesalbte, der Christus: Das ist die Erwartung der Juden. Sie erhofften einen Herrscher gleich David für ihr irdisches Reich, aber die Hoffnung ist weit übertroffen und übererfüllt durch den, der jetzt kommt. Er ist der Messias, aber er ist der göttliche Messias. In der griechischen Übersetzung des Alten Testaments wird der Gottesname Jahwe wiedergegeben mit Kyrios – Herr. Und dieser Gottesname wird jetzt auf das Kind im Stalle von Bethlehem angewandt. „Heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Er ist nicht Herrscher über ein bestimmtes Gebiet, er ist der Herr über das Weltall. Jesus ist all das, was diese Namen sagen, aber er überbietet sie in unermesslicher Weise. Er ist der Sotär – der Heiland, aber er ist der göttliche Heiland. Er ist der Messias, aber er ist der göttliche Messias. Er ist der Herr, aber er ist der göttliche Herr.

„Heute – heute! – ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Das Wort „heute“ in der Weihnachtsbotschaft ist von unermesslicher Bedeutung. Es verknüpft nämlich die irdische Geburt Jesu mit der Geschichte. Die christliche Zeitrechnung, die wir benutzen, stammt aus dem 6. Jahrhundert. Sie ist von dem Mönch Dionysius Exiguus erfunden worden. Aber Exiguus hat einen enormen Fehler gemacht. Er setzte nämlich die Geburt Jesu auf das Jahr 753 seit Gründung der Stadt Rom. In Wirklichkeit ist Jesus in den Jahren 8 bis 6 vor unserer Zeitrechnung geboren, zur Zeit des Königs Herodes, und dieser ist im Jahre 4 vor Christus gestorben. Alles im christlichen Glauben hängt davon ab, dass die Geburt Jesu, dass die Geburt des Gottessohnes wirklich stattgefunden hat. Das Gebundensein an das brutale Faktum ist das Kennzeichnende des christlichen Glaubens. Dieses Faktum ist das wirkliche Eingehen in die geschichtliche Existenzweise. Menschwerdung, Fleischwerdung heißt: das Eintreten unter die Begebenheiten, die Gegenstand von Polizeirapporten, Objekte des Fotografen, Aufzeichnungen des Chronisten sind. Betastbare, fotografierbare, sinnvolle Einzel Tatsachen, raum-zeitliche Vorgänge, Ausfüllung einer bestimmten Stelle in Raum und Zeit, das alles gehört zur Fleischwerdung des Gottessohnes. Der Apostel Johannes drückt es auf seine Weise aus: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir schauten und was unsere Hände betasteten vom Worte des Lebens, das verkünden wir euch.“

Der Glaube ist an das Faktum als an ein einmaliges Ereignis gebunden. Einmaliges gibt es außerhalb des christlichen Glaubens überhaupt nicht. Alles andere kann mehrmals geschehen, ist mehrmals geschehen oder wird mehrmals geschehen. Der christliche Glaube ist das Bezogensein auf das einmalige Faktum, das gerade in dieser Einmaligkeit die Offenbarung ist. Das Stehen auf diesem Grund, das Abstellen auf diese Tatsache ist der christliche Glaube. Das Kommen Gottes in die Welt ist ein einmaliger Vorgang. Es gibt in der Welt nichts wirklich Einmaliges als dieses allein. Dieses Geschehen hat

keine Verwandtschaft mit anderen Ereignissen; es ist absolut für sich. Das ist der enorme Fehler der ungläubigen Theologen. Das ist der enorme Fehler, dass sie das Ereignis der Menschwerdung an anderen Geschehnissen der Geschichte messen. Sie suchen nach Parallelen in der Geschichte der Religionen. Aber zu der Menschwerdung Gottes gibt es keine Parallele. Die Religionsgeschichte hat eine große Zahl von Erzählungen ermittelt, in denen von einer heiligen Hochzeit, von der Verbindung eines Gottes mit einer menschlichen Frau die Rede ist. Und die ungläubigen Theologen meinen nun, die aus dem Heidentum kommenden Christen hätten in ähnlicher Weise für Jesus eine göttliche Herkunft angenommen. Diese Ansicht ist unhaltbar. Die Unterschiede zwischen den heidnischen Erzählungen und dem christlichen Glauben sind grundlegend. Niemand von den Heiden selbst glaubte an die Wirklichkeit dieser Erzählungen. Sie wussten alle: das sind Erfindungen, das sind Schilderungen von Naturvorgängen. So wie im Frühjahr die Blumen und Gräser sprießen, und so wie sie Herbst und im Winter verwelken, so stellten sie sich das Leben ihrer Götter vor. Die Dichte des Geschichtlichen zieht die schärfste Trennungslinie zwischen dem Christentum und den übrigen religiösen Erscheinungen. Diese sind allesamt Naturreligionen; in ihnen wird die Natur vergöttlicht. Das Christusergebnis und die fantastischen Erzählungen der Mythen haben nichts miteinander zu tun. Das ist der wesentliche Unterschied des weihnachtlichen Geschehens von den Mythen: Die Mythologie hat es nicht mit einer einmaligen Erscheinung, mit einer aktuellen Anrede, sondern mit einem allgemeinen, einem immer wiederkehrenden, nie wirklich, d.h. nie einmalig sich Ereignenden zu tun. Dem Mythos fehlt gerade das, was für die biblische Geschichte entscheidend ist, nämlich die Einmaligkeit, das Ein-für-alles-Mal – „ephapax“ im Griechischen – das Ein-für-alles-Mal, die absolute Ernsthaftigkeit des Geschehens, das ist der Zug, der jeder Mythologie fremd ist. Der Mythos ist Gedanke und Fantasie; das Christentum ist geschichtliche Wirklichkeit. Der Mythos trägt den Bedürfnissen der Fantasie Rechnung; das Christentum ist Entscheidung des Glaubens und Gehorsam gegen das Wort. Zum Mythos gehören die vielen Götter – das ist der notwendige Hintergrund. Die Voraussetzung für die Christusoffenbarung ist der unbedingte, strenge Eingottglaube. Der Glaube an den Gott, der eifersüchtig über sein Alleinsein wacht.

Der Evangelist Johannes – wie wir ja eben gehört haben – nennt den in Bethlehem Geborenen „das Wort“ – Logos. „Im Anfang war das Wort – also der Logos –, und das Wort war bei Gott, und das Wort war selbst Gott.“ Der Begriff des Logos stammt aus der hellenistischen Populargnosis und den hermetischen Erlösungsmysterien. Der Religionsgeschichtler Bousset schreibt: „Das Christentum hat diesem Begriff nichts eigenes hinzugefügt. Es hat nur das eine hinzugetan: Es hat ihn in seinem ganzen Reichtum und in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auf die Person Jesu angewandt.“ In der Tat, nur dies, und damit ist alles anders geworden. Damit ist aus einem Mythos die Geschichte geworden. Jesus ist der Logos, das Wort, das Gott uns zu sagen hat. Die Selbstmanifestation Gottes, das höchstpersönliche Eigenwort Gottes, das ist Jesus Christus. In ihm spricht Gott sich aus, weil er in ihm gegenwärtig ist. „Der Logos ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, verkündigt Johannes. Die vom Heiligen Geist geführte Kirche hat diese Wahrheit verdeutlicht, indem sie lehrt: Christus hat die menschliche Natur angenommen. Das ist endgültig und für immer vom Konzil von Chalcedon 451 festgelegt worden. Christus hat die menschliche Natur angenommen. Natur, nun das ist alles das, was einem bestimmten Ding seine innerste Beschaffenheit gibt: sein Wesen, das Sosein, der Grund und die Quelle seiner Tätigkeiten – das nennen wir Natur. Damit ist die Totalität des menschlichen Lebensbestandes als Möglichkeit des persönlichen Lebens gemeint. Jesus ist wahrer Mensch. Es fehlt seinem Leben nichts, was zum menschlich-geschichtlichen Leben gehört, ausgenommen: die Sünde. Jesus hat wohl menschliche Natur, aber nicht menschliche Person angenommen. Person ist das Ich, das durch die Kräfte der Natur tätig wird, das ihnen bestimmend, befehlend gegenübertritt. Das Ich ist das Verantwortliche in mir für das, was geschieht. Die Natur steht in der Verfügungsmacht des Ich. Das Ich ist der Inhaber der Natur. Die Person, welche die menschliche Natur Jesu trägt, ist und bleibt der Logos. Nicht zwei Personen, wie es die Nestorianer anzunehmen schienen, nicht zwei Personen, sondern eine Person. Gott ist ein Mensch geworden. „Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte.“ Jesus ist der göttliche Mensch, der Gottmensch.

Diese Wahrheit wird seit zweihundert Jahren von ungläubigen Theologen abgeschwächt, verdunkelt, eliminiert. Aus dem göttlichen Menschen im Sein machen sie einen gottinnigen Menschen in der

Gesinnung. Aus der Ontologie wird bei ihnen Ethik. Darin liegt die totale Verkehrung der christlichen Weihnachtsbotschaft. Sie lautet nicht: Ich verkünde euch ein Problem, sondern: Ich verkünde euch eine große Freude. Ich sage es mit Schmerz: Viele – wahrscheinlich die meisten – evangelischen Theologen leugnen das Gottsein Jesu. Sie gestehen ihm lediglich eine besonders hohe menschliche Mentalität, Einstellung, Denkungsart zu. Mit dieser Ansicht wird der christliche Glaube entleert, wird der Inhalt des Weihnachtsgeschehens zerstört. Gott selbst kam in Christus zu den Menschen, und nicht ein Mensch, der göttlich gut gesinnt war. Er kam wirklich zu den Menschen und redete nicht bloß zu ihnen. Er kam als göttliches Sein, nicht bloß als Gesinnung. Christus sucht nicht Gott wie wir und alle Menschen; er bringt Gott. Er hat nicht Vergebung nötig; er vergibt. Er zittert nicht vor dem Gericht; er weiß sich auf der Seite des Weltenrichters. Er muss nicht trachten, in das Reich Gottes hineinzukommen; er wirft es in eigener Person auf die Erde. Er kommt herab und steigt nicht hinauf. Er muss sich nicht entscheiden, sondern in ihm entscheidet sich alles. Die Lehre von der göttlichen Natur Jesu, meine lieben Freunde, ist die notwendige Abwehr aller Vermenschlichung der Offenbarung, die Abwehr allen religiösen Heroenkultes. Die Lehre von der göttlichen Natur Jesu ist unaufgebbar, auch wenn sie im Protestantismus fast allgemein aufgegeben ist. Es handelt sich durchaus um das Gottsein Jesu, nicht um eine gottentsprechende Gesinnung.

Dieses unerhörte Ereignis geschah für die Menschen und um ihres Heiles willen. Mit dem Kommen Christi ist der Durchbruch aus einer anderen Dimension in die Geschichte gemacht. Der Ewige ist in die Zeitlichkeit eingetreten, der Unsichtbare ist sichtbar geworden. Das ist die Offenbarung Gottes. Das ist Sieg über jede von Menschen erfundene Religion. Dass er da ist, dass es ihn gibt, den Gottmenschen, das ist das Heil. Dass er zu uns gekommen ist, uns gegeben ist, das ist es, worüber wir uns freuen sollen. Indem Jesus von seinem Gekommensein und Gesandtsein spricht, redet er von seinem Mittlertum. Er ist der Mittler zwischen Menschen und Gott. Gott hat ihn gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Seine Existenz ist ihre Rettung von Sündenschuld. Er lehrt nicht bloß Vergebung; er vergibt. Jesus ist die personale Erlösung, er ist der göttliche Erlöser. Jesu Kommen und Bleiben, sein ganzes Leben, Reden, Wirken hat erlöserische Kraft. Es erreicht freilich seinen Gipfel in seinem freiwilligen Leiden und Sterben. Weil er der Erlöser ist, deswegen singen wir an Weihnachten: „Christ, der Retter (der Erlöser) ist da.“ In der Litanei vom heiligsten Namen Jesu, in dieser weihnachtlichen Litanei, betet das gläubige Volk: „Durch das Geheimnis deiner heiligen Menschwerdung, durch deine Geburt, durch dein göttliches Leben, erlöse uns, o Jesus.“

Ich habe nichts dagegen, meine lieben Freunde, dass man sagt: Weihnachten ist das Fest des Lichtes, der Liebe, des Schenkens. Ich habe nichts dagegen, wenn man nur hinzufügt: Weihnachten ist deswegen das Fest des Lichtes, weil die Menschwerdung Gottes die Welt hell gemacht hat. Weihnachten ist deswegen das Fest der Liebe, weil Gott in seiner übergroßen Liebe seinen eigenen Sohn dahingegeben hat. Weihnachten ist deswegen das Fest des Schenkens, weil uns der himmlische Vater in diesem Sohn alles geschenkt hat. Wahrhaftig: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt; die Herrschaft ruht auf seinen Schultern. Wunderrat lautet sein Name, Gottheld, Friedensfürst, Vater der Zukunft.“ Die römische Kirche hat den 25. Dezember als Geburtsfest Christi festgelegt. Früher, in der Heidenzeit, feierten die Menschen an diesem Tage den „Sol invictus“ – die unbesiegte Sonne – weil nämlich von diesem Zeitpunkt an die Tage wieder länger werden. Dieser heidnische Reichsfeiertag wurde ersetzt durch den Geburtstag der „wahren Sonne der Gerechtigkeit“. An die Stelle des Naturmythos trat die Realität. Im 19. Jahrhundert lebte und lehrte in Göttingen der große protestantische Theologe und Philologe Paul de Lagarde. Wir haben ihn in der Schule kennengelernt als sogenannten „völkischen Erneuerer“. Von ihm aber stammt ein wahrhaft weihnachtliches Wort, nämlich: „Die Kirche Roms hat durch die Einführung des Weihnachtsfestes das Christentum gerettet.“ Die Kirche Roms hat durch die Einführung des Weihnachtsfestes das Christentum gerettet. „Der Erlöser ist wahrhaft Gott und Mensch zugleich.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zeuge Jesu im Leben und im Sterben

26.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das 23. Kapitel im Matthäusevangelium, aus dem wir eben einen Teil gehört haben, ist eines der erschreckendsten Kapitel des ganzen Evangeliums. Denn in diesem Kapitel wird uns berichtet, wie Jesus Abrechnung mit seinen Gegnern, Feinden, Widersachern – also vor allem mit den Schriftgelehrten und Pharisäern – hält. Acht Mal ruft er das „Wehe“ über sie aus: „Wehe euch!“ Am Ende steigert sich seine Anklage zur Klage über das Schicksal der heiligen Stadt: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, aber ihr habt nicht gewollt!“ „Das soll die Botschaft des zweiten Weihnachtstages sein?“, so fragt man jedes Jahr aufs Neue. Wir brauchen uns indessen nur an das Geheimnis des verborgenen Königs zu erinnern, das ja der Inhalt des Weihnachtsfestes ist, dann verstehen wir alles. „Er kam in sein Eigentum; aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Wie seine Botschaft so traf auch seine Erscheinung auf Widerstand. Nicht nur die Neutralität der Abseitsstehenden, sondern auch die Leidenschaft der Ärgernisnehmenden erfüllt sich im Leben Jesu. Als er im Tempel dargestellt wurde, da hat der greise Simeon geweissagt: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.“ Gottes Absicht war das Heil der Menschen, aber ihre Feindseligkeit, ihr Widerstand durchkreuzt seine Absicht. Und so erfüllt sich auch das andere Wort des Herrn: „Das aber ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, die Menschen aber die Finsternis mehr liebten als das Licht; denn ihre Werke waren böse.“ Aus welchem Grunde das alles? Es ist fast unbegreiflich, dass die Menschenfreundlichkeit Gottes mit Widerstand, Ablehnung, Hass beantwortet wird. Mehr „nein“ der Versagung als „ja“ des Glaubens.

Deutlich wird dies alles am Schicksal des heiligen Stephanus am heutigen zweiten Weihnachtstag. Am ersten Tag die Botschaft vom Himmel, am zweiten die Antwort der Erde. Stephanus voll Gnade und Kraft wirkte große Zeichen und Wunder inmitten des Volkes. Stephanus war ein Diasporajude, der aber zum Evangelium gefunden hatte und der unter die sieben Diakone aufgenommen wurde. Stephanus war jetzt ein inbrünstig Glaubender, klar wie Kristall und hart wie ein Diamant. Er disputierte mit seinen Gegnern, er war kein Leisetreter und kein Schreibtischapostel. Nein, er trat vor seine Widersacher und vertrat die Sache seines Herrn. Er tat das, was die meisten Sachwalter des Herrn in unserer Zeit nicht tun, nämlich unter die Ungläubigen gehen und den Glauben bezeugen. Er diskutierte, d.h. er hatte Argumente, mit denen er vor die Feinde trat, und er legte sie vor. Stephanus war der erste Kontroverstheologe. Kontroverstheologie ist die Auseinandersetzung der christlichen Wahrheit mit ihren Abweichungen, also die Darlegung der Unterscheidungslehren, etwas, was in der nachkonziliaren Kirche verlorengegangen ist. Der zentrale Punkt der Ausführungen des Stephanus ist das Zeugnis, dass durch Jesus Christus das Alte Testament erfüllt und überschritten ist. Stephanus breitet die ganze Geschichte Israels vor den Hörern aus. Wir haben ja im Evangelium des Tages nur einen Ausschnitt gehört; das Kapitel in der Apostelgeschichte ist viel umfangreicher. Er breitet also die ganze Geschichte Israels aus und hebt zwei Dinge hervor. Einerseits, dass der Glaube an den lebendigen Gott Bestand gehabt hat auch ohne den Tempel und ohne den Opferritus. Und zweitens, dass das Volk permanent geschwankt hat zwischen Treue zu seinem Gott und Abfall zu den Götzen. Diese

Darlegung bringt die Zuhörer auf gegen ihn. Er muss den Vorwurf hören, er lästere Gott, er habe sich gegen die heilige Stätte – also den Tempel – verfehlt und gegen die Thora, gegen das Gesetz Gottes. Er hat behauptet, Christus werde den Tempel zerstören und das Gesetz verwandeln. Der Bericht in der Apostelgeschichte legt das größte Gewicht darauf, dass sich im Prozess des Stephanus der Prozess Jesu wiederholt: dieselben Anklagen, dieselben falschen Zeugen, dasselbe Urteil: der Tod. Im Schicksal der Propheten des Alten Bundes ist das Geschick Jesu und seiner Nachfolger abgebildet. Als sich die Rede des Stephanus zu heiliger Begeisterung steigert, als er zumal die junge Christenheit als die Repräsentantin des wahren Israel darstellt, da werden die Zuhörer erregt, da knirschen sie mit den Zähnen und stürmen auf ihn los. Es war anfangs wohl ein geordnetes Gerichtsverfahren geplant, deswegen hat man ja Stephanus vor den Hohen Rat geführt. Aber das Gerichtsverfahren unterbleibt, es kommt zu einer Volksjustiz. Sie schleppten ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Steinigung war die übliche Todesstrafe in Israel. Sie wird ausdrücklich erwähnt für Götzendiener, Gotteslästerer und Unzüchtige. Sie geschah vor der Stadt, und alle Volksgenossen waren aufgerufen, sich daran zu beteiligen. Die Zeugen hatten als erste den Stein zu werfen.

Aber nicht so sehr die Einzelheiten des Prozesses und seines tödlichen Ausgangs sind es, die das Interesse der Botschaft des zweiten Weihnachtstags beherrschen, sondern vielmehr die Gestalt und die Haltung des Zeugen, des ersten Blutzeugen, des ersten mit seinem Blut für Christus zeugenden Nachfolgers. Stephanus, heißt es, war voll des Heiligen Geistes. Er war ein gebildeter Mann. Er benutzte seinen Verstand, aber er vertraute nicht auf den Verstand, sondern auf die Macht und die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Er war ausgerüstet mit Heiligem Geist, voll des Heiligen Geistes. Jetzt erfüllt sich, was der Herr seinen Jüngern verheißen hatte: „Ich werde euch Rede und Weisheit geben, der alle eure Widersacher nicht widerstehen noch widersprechen können.“ Die Kraft des Geistes prägte sich sogar im Äußeren des Stephanus aus. Sein Gesicht war das eines Engels. Als Stephanus seine Zeugnisrede beendet hatte, richtete er seine Augen zum Himmel empor und erblickte die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen. Er schaut in den Himmel hinein, er hatte eine Vision, eine göttliche Schauung. Und wen sieht er da? Er sieht Jesus. Den Jesus, den seine Feinde dem Henker überliefert haben, mit dem sie Schluss gemacht hatten, den sie ans Kreuz geheftet haben, den sieht er nicht in der Hölle, sondern im Himmel. Das musste natürlich auf die jüdischen Zuhörer eine Reizwirkung ausüben, denn sie wollten ja von diesem Jesus nichts wissen, und jetzt stellt ihn Stephanus als zum Himmel erhöht vor. Jesus, nicht der Verfluchte, sondern Jesus, der Erhöhte. Der Himmel ist geöffnet, und Jesus steht in der Herrlichkeit Gottes. Er ist dem Zugriff des Bösen entrückt. Wenn sie könnten, würden sie ihn ja wieder umbringen. Aber nein, er ist dem Hass der Feinde entzogen. Aber etwas Merkwürdiges sieht Stephanus. Er sieht Jesus nicht zur Rechten Gottes sitzen, sondern stehen. Wir bekennen im Glaubensbekenntnis: „sitzet zur rechten Hand Gottes“, und damit soll die Teilhabe an der Herrlichkeit des himmlischen Vaters ausgedrückt werden, und rechts ist auch der Platz, auf dem die Ehrengäste sitzen. Das alles ist natürlich bildhaft, aber es soll eben ausgesagt werden: Jesus ist der Glorie des Vaters im Himmel teilhaftig. Aber Stephanus sieht ihn nicht sitzen, sondern stehen. Warum denn? Ja, Jesus ist aufgestanden, um seinem Bekenner entgegenzugehen und ihn aufzunehmen. Er hat sich erhoben, um Stephanus in seine Herrlichkeit hereinzuholen. Der Gesteinigte ist also kein Gotteslästerer; er ist ein Gottesfreund.

Zwei Aussagen sind es vor allem, die das Geschehen um Stephanus uns heilig und denkwürdig machen. Einerseits das Gebet: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ und andererseits der Ruf: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Meine lieben Freunde, erinnern Sie sich, so ist schon einmal einer gestorben. „Herr, nimm meinen Geist auf!“, so hat der Heiland gesprochen, als er am Kreuze hing und endgültig von dieser Welt Abschied nahm. Und als er ans Kreuz geheftet wurde, als die Nägel durch seine Hände getrieben wurden, da sprach er: „Herr, verzeih ihnen; sie wissen nicht, was sie tun.“ Er suchte sie, zu entschuldigen. Das spricht ihm jetzt Stephanus nach. „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ und noch einmal: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Meine lieben Freunde, allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden. Also einige haben doch die Botschaft aufgenommen und sich dem Herrn angeschlossen. Jene nämlich, die nicht aus dem Geblüte, nicht aus dem Willen des Mannes, nicht aus dem Fleische geboren sind, son-

dern aus Gott. Sowohl der im Leben Zeugende als auch der durch seinen Tod, durch sein Sterben Zeugende: Beide, der Wortzeuge und der Blutzzeuge, reichen die Weihnachtsbotschaft weiter, erben die Weihnachtswirklichkeit fort. Zweimal nennt der Bericht der Apostelgeschichte einen Namen, den die Christenheit aller Denominationen kennt und verehrt. Die den Stephanus steinigten, legten ihre Kleider nieder zu Füßen eines jungen Mannes, der Saulus hieß. Wir kennen diesen Saulus. Es ist derselbe, dem der Herr auf dem Weg nach Damaskus erschien und der aus dem Saulus einen Paulus machte. Was hat Paulus wohl bewogen, ein Anhänger Christi zu werden? Hat ihn das engelhaftige Antlitz des Stephanus ergriffen und nachdenklich gemacht? Oder das Zeugnis vom geöffneten Himmel und von der Herrlichkeit Gottes, in der Jesus steht? Oder das alle Maßstäbe von Juden und Heiden zerbrechende Wort: „Vergib ihnen, Herr“? Das muss doch wohl in Paulus ein Echo geweckt haben. Ohne Stephanus gäbe es womöglich keinen Paulus. Und Paulus verdankt die Christenheit die Ausbreitung des Evangeliums in ganz Europa und Kleinasien. Mit dem Worte der Botschaft des Stephanus und mit dem Mysterium seines Sterbens wurden wir allesamt eingeholt durch das Wort und Sakrament. Jene Zeugenschaft – des Wortes und des Blutes – jene Zeugenschaft aus Glaube und Heiligem Geist, die sich im Reden und Sterben des Stephanus vereinigt hat, diese Zeugenschaft hat uns erreicht und uns zu Jüngern des Herrn gemacht. O möchten wir, meine lieben Freunde, in unserer Sterbestunde den Himmel offen sehen und Jesus zur Rechten Gottes. Und möchten wir all denen, die uns verfolgt, verachtet, misshandelt haben, möchten wir all denen das Wort des Stephanus zurufen: „Herr, vergib ihnen, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Güte und Gottes Zulassung

28.12.2014

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Menschen klagen über die schuldlos Geopferten. Und diese Klage wandelt sich im Munde vieler zu einer Anklage gegen Gott. Es wäre vielmehr angebracht, wenn die Menschen die Menschen anklagen würden, wenn sie sich selber anklagen würden, denn sie sind es doch, welche die Unschuldigen aufspüren, quälen, verfolgen, misshandeln, erschießen, strangulieren und vergasen. Der Mensch ist der Mörder, nicht Gott. Aber nein, die Menschen machen Gott verantwortlich: Er lässt das Grausame zu, er ermöglicht es, er protegiert es. Hätte Gott die Welt anders geschaffen, hätte er den Menschen anders gebaut, dann wäre es vergnügter und vernünftiger auf dieser Welt zu leben. Aber so? In der Literatur wird dieses Thema oft und oft behandelt. Ich erwähne vor allem Dostojewski in seinem Roman „Die Brüder Karamasow“. Da stellt er den Iwan Karamasow vor, den tiefgedachtsten Revolutionär der Weltgeschichte. Und dieser Iwan öffnet das Konto Gottes Punkt für Punkt: die Quälereien unwissender Tiere, die Misshandlung willenlos Unterdrückter, die Bestialitäten der Türken und der Tataren, die Schlächtereien der Soldateska aller Farben und Formen, die Leiden der unschuldigen Kinder, ja, vor allem ihre Leiden, denn Kinder sind sicher unschuldig. Iwans Fazit ist furchtbar. „Ich will keine Harmonie“, sagt er, „ist doch diese Harmonie zu teuer erkaufte. Darum beeile ich mich, mein Eintrittsbillet zurückzugeben. Nicht Gott ist es, den ich ablehne, ich gebe ihm nur die Eintrittskarte in seine Welt ergebenst zurück.“ Wir kennen die Melodie; sie wird von vielen anderen nachgesungen: von Léon Bloy in seinem „Blut der Armen“, von Ernst Wiechert in seinen „Jeromin-Kindern“, von Reinhold Schneider in „Winter in Wien“. Tatsächlich: Die Leiden der schuldlos geopfert Kinder schreien zum Himmel. Die gläubigen Menschen haben sich bemüht, die gegen Gott gerichteten Vorwürfe zu entkräften. Sie haben Theodizeen geschaffen, d.h. Versuche einer Rechtfertigung Gottes angesichts des von ihm trotz seiner Allmacht und Güte zugelassenen physischen Übels, moralischen Bösen und des Leidens in der Welt. Viele halten eine solche Rechtfertigung für ausgeschlossen. Furchtbar erheben sie Anklagen gegen Gott.

Aber hat uns nicht vielleicht die Weihnacht etwas über die Theodizee zu sagen? Vor allem das Gedächtnis der Unschuldigen Kinder von Bethlehem? Die Magier kommen aus dem Osten, vom Stern geführt, nach Bethlehem. Aber sie kommen nicht zur Krippe. Seit der Geburt Jesu ist geraume Zeit vergangen – mindestens ein halbes Jahr – und die heilige Familie ist umgezogen vom Ort der Geburt in ein Haus. Ja, es heißt ausdrücklich: „Die Magier traten in das Haus“, und sie finden das Kind und seine Mutter. Sie huldigen ihm, wie es einem König geziemt; sie ehren ihn mit kostbaren Geschenken. Aber noch ein anderer ist an diesem Kind interessiert. Es ist der Herrscher Judäas: König Herodes der Große. Den Beinamen „der Große“ trägt er, weil er tatsächlich ein bedeutender Herrscher war, der viel geleistet hat. Aber er war auch ein grausamer Herrscher. Durch die Magier erfährt Herodes, dass ein König, ein neuer König der Juden geboren sei. Da erschrickt er, und wenn er erschrickt, dann erschrickt ganz Jerusalem mit ihm, denn der Mann ist zu allem fähig – das weiß man in Jerusalem. Die Magier sollen ihm Kunde von dem neugeborenen König bringen. Aber sie verweigern sich ihm. Sie nehmen den Rückweg nicht mehr über Jerusalem, sondern sie kehren auf einem anderen Weg in ihre Heimat zurück. Als Herodes gewahr wird, dass die Magier ihm die gewünschte Kunde nicht bringen,

da wird er zornig. Und in seinem Zorn schickt er seine Schergen aus und lässt in Jerusalem und Umgebung alle Knaben töten bis zu 2 Jahren. Warum diese Zeitangabe? Weil sie den Erzählungen der Magier entspricht: seitdem sie den Stern gesehen haben, der die Geburt des Kindes anzeigte – das liegt nämlich schon längere Zeit zurück. Und deswegen: Nicht nur die neugeborenen Knaben, sondern bis zu 2 Jahren ließ er die Knaben töten. Man rechnet mit etwa 20 bis 25 Kindern, die hier umgebracht wurden. Der Tetrarch Herodes will seinen Nebenbuhler, den er fürchtet, beseitigen. Er hat Angst, dass hier ein Konkurrent erstehen könnte, und der muss beseitigt werden. Manche haben Einwände gegen diese Erzählungen, weil Flavius Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, nichts davon berichtet. Aber Herodes hat viel schlimmere Verbrechen begangen als dieses, und deswegen hat auch Flavius Josephus nicht alle Verbrechen aufgezeichnet. Der eine aber, den er treffen wollte, entgeht ihm. Josef, der Nährvater Jesu, flieht noch in der Nacht nach Ägypten. Die anderen Knaben fallen unter den Schwertern der Schergen. Aber dieser eine wird gerettet.

Die Erzählung des Matthäus stellt den bethlehemitischen Kindermord als Erfüllung einer Weissagung dar. Die Weissagung kommt von Gott. Gott hat also gewusst, was sich nach der Geburt seines Sohnes in Bethlehem und Umgebung abspielen würde. Er hat es gewusst und nicht verhindert. Er hat es zugelassen. „Horch, in Rama hört man klagen und bitterlich weinen: Rachel beweint ihre Kinder, denn sie sind nicht mehr.“ Wer ist Rachel? Rachel ist eine der Frauen des Patriarchen Jakob. Sie war zunächst kinderlos, während ihre Nebenfrau Lea ein Kind nach dem anderen gebar. Aber Gott hat dann das Gebet Jakobs erhört und auch sie gesegnet. Sie brachte zunächst Josef – den ägyptischen Josef – zur Welt und danach Benjamin. Aber die Geburt Benjamins war schon ihr eigener Tod; sie ist nach der Geburt gestorben. Deswegen gedenkt Jeremias der Schmerzen Rachels. Sie ist die Ahnfrau des Bundesvolkes, und so wiederholt Matthäus die Klage: „Rachel beweint ihre Kinder, denn sie sind nicht mehr.“ Diese Klage Rachels erzählt die Klage aller Mütter innerhalb Israels und außerhalb. Diese Urmutter wächst heran zu einem dunklen Urbild, in dem alle leidenden Mütter vorgebildet sind. Alles Leid der Welt scheint gehäuft auf diesem einsamen Scheitel. „Rachel beweint ihre Kinder und lässt sich nicht trösten; denn sie sind nicht mehr.“

Das Geschehnis von Bethlehem ist ein Bestandteil der Heilsgeschichte. Was hier geschehen ist, das hat seine Bedeutung weit über den äußeren Vorfall hinaus. Es ist Schlüssel und Tor zur Erkenntnis der Menschen und der Welt. Zunächst einmal kann man fragen: Warum wurde das göttliche Kind verschont? Es wurde nur aufbewahrt für einen anderen, viel schrecklicheren Tod. Das göttliche Kind wird nicht um seiner persönlichen Befriedung willen gerettet, sondern um des größeren Opfers willen, das ihm verordnet war, um der heilbringenden Passion willen, die ihm bestimmt war. Pilatus ließ eine Aufschrift schreiben und auf das Kreuz setzen, und zwar war da geschrieben: „Jesus von Nazareth, König der Juden.“ Der gleiche König, der in Bethlehem geboren wurde, schreitet durch die Passion in die Herrlichkeit Gottes. Der Erlöser der Welt sollte nicht als schuldloses Kind fallen. Nein, er sollte im besten Mannesalter bewusst sein Blut vergießen für das Leben der Welt.

Die zwei Dutzend Kinder, die Herodes ermorden ließ, sind die Chorführer einer Prozession, die bis in unsere Tage läuft. Die Kinder von Bethlehem sind gleichnishafte Gestalten. Sie sind gewiss Kinder von Fleisch und Blut, aber zugleich Sinnbilder und Vorläufer für eine ganze Armee geopferter Kinder. Sie sind stellvertretend für die unvergesslichen Kinder, die man geschlachtet hat in allen Schandtaten dieser Erde. Und da sie um des einen und einzigen willen starben, stehen sie in Kommunikation, in Verbindung mit seinem Geheimnis. Sie sind schuldlos geopfert Zeugen, aber das Gewicht ihrer Klage ist buchstäblich unmessbar. Und doch ist der grausame Tod nicht das letzte Wort über dem Schicksal der Unschuldigen Kinder. Wir müssen, meine lieben Freunde, wie es die Liturgie der Kirche tut, beides zusammensehen, das Evangelium nach Matthäus und die Lesung aus der Apokalypse: „Und ich schaute, und siehe, das Lamm stand auf dem Berge und mit ihm Einhundertvierundvierzigtausend, die seinen Namen und den Namen des Vaters auf den Stirnen tragen. Und ich hörte eine Stimme, und sie sangen ein neues Lied, das niemand singen konnte außer ihnen; sie sind freigekauft von der Erde.“ Die Schrecken und die Leiden dieser Zeit werden nur dem begreiflich, der an das ewige Leben glaubt. Wer allein dieses irdische Leben sieht, wer nicht das ewige Leben bedenkt, der kann leicht zur Anklage gegen Gott kommen, der diese Leiden zulässt. Aber das Licht der Ewigkeit lässt uns alles anders sehen. „Die Leiden dieser Zeit“, schreibt Paulus an die Römer, „die

Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.“ In der Apokalypse wird diese Bemerkung weiter ausgeführt: „Denn das Lamm wird sie weiden und führen zu den Quellen lebendigen Wassers. Und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen.“ Die schuldlos Geopferten, die schuldlos Sterbenden, die unschuldig Zeugenden sind bei Gott. Sie sind Gott auf unergründliche Weise anheimgefallen, eingefügt in das Geheimnis des thronenden Lammes. Sie singen das neue Lied; sie sind es, die sich nicht befleckt haben, jungfräulich sind sie. Sie folgen dem Lamme, wohin es geht. Als Erstlinge sind sie erkauft für Gott und das Lamm. In ihrem Munde war keine Lüge, makellos stehen sie vor Gott. Das sind alles Aussagen, die auf die Unschuldigen Kinder zutreffen. Die Psalmen haben manche Andeutung, die wir auf die Unschuldigen Kinder anwenden und von ihnen verstehen können. An einer Stelle heißt es: „Unsere Seele entkam wie ein Vöglein der Schlinge des Jägers. Das Netz ist zerrissen, und wir sind frei.“ Ich meine, meine lieben Freunde, das ist eine Theodizee. Das ist eine Rechtfertigung Gottes. Wir sind nicht verlegen angesichts der Leiden dieser Erde. Wir haben Argumente, um Gott zu rechtfertigen. Er hat dem Mensch das kostbare, das überaus kostbare Geschenk der Freiheit vermacht. Aber er hat auch dafür gesorgt, dass es einen Ausgleich gibt. Diese Erde ist ein Anfang; das Jenseits ist das beseligende Ende.

Ich möchte noch fragen, meine lieben Freunde: Hat der Tod der Unschuldigen Kinder, hat die Zulassung ihres grausamen Todes durch Gott, hat die Erfüllung der göttlichen Verheißung durch ihr Sterben uns heutigen Christen etwas zu sagen? Erheben sich nicht auch heute Stimmen: Wie kann Gott das zulassen? Wie kann er das anordnen? Wie kann er das verlangen? Gott mutete den Müttern von Bethlehem zu, die Ermordung ihrer Kinder anzusehen. Kann man einer Mutter mehr zumuten? Eines ist gewiss: Gott ist ein anspruchsvoller Herr. Gott mutet den Menschen etwas zu; er mutet ihnen viel zu: den Verlust der Heimat, die Demenz, den Krebs. Die Mehrheit der deutschen Bischöfe scheint das nicht mehr zu verstehen. Sie halten das Zusammenleben ungültig Verheirateter ohne Geschlechtsgemeinschaft für sittlich fragwürdig. Ich wiederhole noch einmal diese unerhörte Äußerung der deutschen Bischöfe. Sie halten das Zusammenleben ungültig Verheirateter ohne Geschlechtsgemeinschaft für sittlich fragwürdig. Ja, kann denn ein Gebot Gottes sittlich fragwürdig sein? Die Bischöfe erklären weiter, der Verzicht auf Sexualität überfordere die Menschen – der Verzicht auf Sexualität überfordere die Menschen – also Gottes Gebot ist nach ihnen unerfüllbar. Wissen die Bischöfe, wessen Geschäfte sie hier besorgen? In wessen Dienst stehen sie: im Dienste Gottes oder im Dienste einer außer Rand und Band geratenen Menschheit? Wir alle wissen, dass Gottes Gebote schwer, unermesslich schwer sein können – daran ist nichts zu deuteln –, aber das ist ja gerade das Zeichen ihrer Herkunft, ihrer Herkunft von Gott. Wie Gebote aussehen, die die Menschen machen, das kann man im Protestantismus sehen. Aber seit wann hören die Gebote Gottes auf, zu verpflichten, wenn sie schwer, auch unerhört schwer werden? Seit wann hören sie auf, zu verpflichten? Den Bischöfen, die dieses Papier verfasst haben, mangelt es offensichtlich nicht nur an Kenntnis der katholischen Sittenlehre; sie haben auch eine falsche Vorstellung von Gott. Sie formen sein Bild nach den Vorstellungen der ausgelassenen Spaßgesellschaft des 21. Jahrhunderts. Das ist eine Versuchung. Wir kennen diese Versuchung. Als Petrus dem Herrn den Gedanken ausreden wollte, er müsse eines gewaltsamen Todes sterben, da fuhr ihn Jesus an: „Fort, Satan!“ Was sagt der Herr zu den deutschen Bischöfen, die den Menschen Beherrschung und Enthaltbarkeit ersparen wollen?

Amen.